

Matthias Krieser

Weg

Roman

Weichen



↑↓ Sola-Gratia-Verlag

Matthias Krieser

Weg-Weichen

Matthias Krieser

Weg-Weichen

Ein Roman



Sola-Gratia-Verlag Rotenburg (Wümme)

2025

www.sola-gratia-verlag.de

Sola-Gratia-Verlag Matthias Krieser
Königsberger Str. 67, 27356 Rotenburg (Wümme)
E-Mail: post@sola-gratia-verlag.de

Sämtliche in diesem Roman vorkommenden Namen, Charaktere und Körperschaften (mit Ausnahme einiger prominenter Personen aus Geschichte und Kultur) sind frei erfunden, eventuelle Ähnlichkeiten sind zufällig.

Titelbild: Montage mit Fotos von Hamish Griffin und Falk Arnhold aus WikimediaCommons.

ISBN 978-3-948712-29-7

*1 – 2 – 3 – 4 – 5 – 6 – 7,
zähle viel und lerne lieben!*

Friedrich Krieser

Montag

1.1

„Ne, det jecht nich“, sagt der Wirt vom Café Lattke. Es klirrt leise, als er die Tasse auf die runde Tischplatte aus Marmor stellt. Ein Spatz fliegt erschrocken weg, nimmt dabei aber einen Krümel mit. „Ick kann Ihn’ den Kaffe nich billja lassen.“

Ein angenehmes Aroma steigt von der Tasse auf, direkt in die Nase von Christian Pinchowski. Der Gast am Marmor-Tischchen, nicht mehr jung und noch nicht alt, untersetzt, dunkelblond und bartlos, trägt braune Halbschuhe, graue Flanell-Hosen und einen grauen Anorak. Hinter der Nickelbrille schweifen wache blaue Augen über die Straße. Die Berliner Aprilsonne wärmt noch nicht gut an diesem Vormittag. Trotzdem: Am liebsten möchte Christian hier jeden Tag seinen Morgenkaffee genießen. Das kann er sich aber nur leisten, wenn er nicht jedesmal drei Euro fünfzig pro Tasse zahlen muss.

Christian sieht den alten Mann mit der weinroten Schürze treuherzig an. „Ich bezahle diesen Kaffee ja zum vollen Preis“, beschwichtigt er. „Aber für die Zukunft schlage ich, wie gesagt, ein Abo vor. Sie können es meinetwegen auch einen Mengenrabatt nennen. Also: Ich verspreche Ihnen, dass ich mindestens drei Wochen lang hier täglich Kaffee trinke, und Sie lassen mir die Tasse für zwei fünfzig.“

Der Alte schüttelt den Kopf und wischt die restlichen Krümel vom Tisch. „Ne, ne, ne. Für so wat ist mein Kassensystem nich einjestellt. Zwei fuffzich! Da jehn Se man lieba zum Imbiss an die Ecke.“

Christian überlegt. Er mag dieses altmodische Café. Wieviel wäre ihm der morgendliche Frühstücks-Café wert? Vielleicht doch drei Euro fünfzig? Dann hat er aber immer noch kein Frühstück...

Christian hat eine Idee. Er sagt zum Lattke-Chef: „Hören Sie, ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Ich komme jeden Morgen hierher und trinke eine Tasse Kaffee zum regulären Preis, aber Sie geben mir ein Brötchen gratis dazu.“

„Wat?“ Der Café-Besitzer ist empört. Seine liebevoll belegten Brötchen-Hälften sind doch eher noch wertvoller als eine Tasse Kaffee! „Det schlarren Se sich man ausm Kopp. Ne Gratis-Schrippe! Womöchlich noch mit Schinken, wat, oda mit Lachs!“

„Nein, nein“, sagt Christian schnell. „Sie haben mich falsch verstanden. Ich meine ein trockenes Brötchen, ohne Belag, ohne Butter, nicht mal aufgeschnitten.“

Der Alte sieht Christian an, als sei er nicht ganz bei Trost. Dann denkt er kurz nach und kratzt sich an der Nase. „Det muss ick mir erstmal überlejen“, sagt er schließlich und verschwindet durch die Eingangstür mit der gedrechselten Verzierung in sein Reich.

Immerhin hat er nicht gleich nein gesagt. Christian freut sich über seinen spontanen Einfall. Im Erfolgsfall hätte er dann jeden Morgen ein komplettes Frühstück für drei Euro fünfzig: ein frisches Brötchen und eine wunderbare Tasse Kaffee. Mehr braucht er nicht bis zum Mittag. Das wäre dann ein noch besseres Abo als gedacht. Und das Beste: Ein kostenloses Zeitungs-Abo wäre mit dabei. Denn im Café Lattke liegen immer ein paar aktuelle Tageszeitungen und Magazine aus, für die sich außer Christian kaum jemand interessiert. Er könnte dann für seine dreieinhalb Euro in aller Ruhe hier lesen. Und er könnte bei den Stellenangeboten nachsehen, ob etwas Passendes für ihn dabei ist. Am liebsten hat er Stellenangebote nämlich gedruckt vor Augen. Auch sonst informiert sich Christian lieber mithilfe von Papier als digital; in dieser Beziehung ist er altmodisch. Manchmal kommt es ihm so vor, als passe er besser in die Jugendzeit seiner Eltern als in die Gegenwart.

Eine Fahrradklingel reißt Christian aus seinen Gedanken. Ein kleines Mädchen mit Laufrad fährt vorbei, gefolgt von einer jungen Frau, die einen Kinderwagen schiebt. Die Laufrad-Fahrerin winkt Christian vergnügt zu, stolz wie ein Formel-Eins-Rennfahrer. Christian hebt seine rechte Hand zum Gruß und lächelt ein bisschen. Aber schon sind die zwei (beziehungsweise drei) vorüber. Auf der anderen Straßenseite wuchtet ein junger Mann ein Paket aus seinem Lieferwagen und trägt es in die Toreinfahrt. Autos und Radfahrer kommen vorbei. Eine blasse Frau schiebt einen Greis im Rollstuhl. Drei Schüler trödeln auf dem Gehweg herum und erzählen sich Witze. Entweder fallen gerade ihre ersten Schulstunden aus, oder sie schwänzen.

Christian hat immer noch den guten Kaffeeduft in der Nase, dazu den Geruch der abgefallenen Baublüten im Rinnstein. Er liebt nicht nur das altmodische Café Lattke, sondern auch diese Umgebung – eine typische Berliner Nebenstraße. Der Verkehr ist nicht besonders stark. Es ist weder zu laut noch zu leise. Man wird auch nicht dauernd mit Musik berieselt. Die Laute von Spatzen, Katzen und anderen Tieren mischen sich mit den Geräuschen der Großstadt. In der Ferne poltert die Müllabfuhr. Bestimmte Töne klingen herrlich vertraut in Christians Ohren, zum Beispiel das leise Quietschen der Lattkeschen Ladentür.

Da kommt ihr Inhaber gerade wieder heraus. Ein weißer Wischtuch-Zipfel hängt aus seiner Schürzentasche. Vor dem stattlichen Bauch prangt eine ebenso stattliche Geldtasche aus schwarzem Leder. Besonders freut sich Christian über das, was der Lattke-Wirt in seiner Hand hält: einen kleinen Teller mit einem trockenen Brötchen darauf! Das ist ein gutes Omen.

Der Alte stellt den Teller vor Christian ab. „Jut, ick mach det, aber nur, weil Sie’t sind! Nich weitersaren!“ Der Vertrag ist geschlossen, das Abo perfekt.

„Danke“, erwidert Christian.

Erneut quietscht die Ladentür, und der Wirt verschwindet. Christian beißt ein kleines Stück vom Brötchen ab und kaut langsam. Bloß nicht zu schnell fertig werden mit dem Frühstück!

Christian nimmt die Zeitung, die er sich schon auf dem eisernen Stuhl neben sich zurechtgelegt hat. Das Foto auf der ersten Seite trifft ihn wie ein Blitz. Da ist ein verunfalltes Auto abgebildet. Es ist frontal in die Krone eines umgestürzten Baumes gerast. „Orkan in Süddeutschland“, lautet die Überschrift. Christian liest, der Sturm Dagobert habe zahlreiche Bäume entwurzelt, den Bahnverkehr lahmgelegt und zu Unfällen geführt. Die beiden Insassen des abgebildeten PKWs hätten aber nur leichte Verletzungen davongetragen.

Das Bild entzündet ein Feuer von Erinnerung in Christian. Seine Eltern sind damals nicht so glimpflich davongekommen. Aber sonst war es ganz ähnlich gewesen – bei Karl und Sabine Pinchowski.

Am Tag vor seinem achten Geburtstag hörte Christian die Stimme seiner Mama durch die angelehnte Kinderzimmertür. „Wann fahren wir denn los, Karl?“

Sein Papa erwiderte: „Willst du jetzt wirklich in die Stadt?“ Sie wohnten damals in einem Dorf, acht Kilometer von der Kreisstadt entfernt.

Christian hatte gerade eine Rechenmaschine erfunden. Sie bestand aus einem dreißig Zentimeter langen Lineal und einem gleich großen Pappstreifen. Der Junge hatte die Zentimeter-Einteilung des Lineals auf den unteren Rand des Pappstreifens übertragen. Die Millimeter-Einteilung hatte er weggelassen, das wäre zu mühsam gewesen. Nun probierte er seine Rechenmaschine aus. Er schob die Null vom Pappstreifen über die Fünf vom Lineal. Dann sah er nach, welche Zahl unter der Sieben vom Pappstreifen stand. Das Lineal zeigte zwölf. Tatsächlich: Fünf plus sieben ist zwölf! Die Rechenmaschine funktionierte! Christian hüpfte vor Freude eine Runde durchs Kinderzimmer. Vor dem Fenster blieb er stehen. Komisch, die Bäume verbeugten sich heute alle in eine

bestimmte Richtung. Und der Wind heulte ums Haus wie ein Rudel Wölfe.

„Willst du jetzt wirklich in die Stadt?“, hatte Karl Pinchowski gefragt.

Seine Frau erwiderte betont erstaunt: „Selbstverständlich! Wir müssen noch allerlei einkaufen. Immerhin hat der Junge morgen Geburtstag, den wollen wir ihm doch schön machen.“

„Ja, aber der Sturm...“, gab Christians Vater zu bedenken.

„Ach was, das bisschen Wind!“ Christians Mutter machte eine verächtliche Handbewegung. „Du hast doch wohl nicht vor so einem bisschen Wind Angst? Und es sind ja auch nur ein paar Kilometer.“

Der Ehegatte wiegte bedenklich den Kopf. „Nein, nein. Aber da war doch eine Sturmwarnung im Radio, und da wurde gesagt, dass man lieber zu Hause bleiben soll.“

Christian stellte seiner Rechenmaschine eine etwas schwierigere Aufgabe. Er schob die obere Null auf die untere 13 und schaute dann nach, was die obere 15 anzeigte. Sie stand direkt über der 28 auf dem Lineal. Christian rechnete nach, wie er es in der Schule gelernt hatte: 13 plus 15... Tatsächlich, da kam 28 heraus! Christian lachte vor sich hin. Draußen tobte der Sturm.

Die Frauenstimme hinter dem Türspalt war lauter geworden. „Du bist viel zu ängstlich, Karl! Sei doch mal etwas mutiger! Sei doch ein Mann! Wir werden mit so einer steifen Brise schon fertig werden!“

Christians Vater erwiderte ruhig: „Ängstlich bin ich nicht, nur vorsichtig. Man sollte so eine Sturmwarnung nicht auf die leichte Schulter nehmen. Mut ja, aber Leichtsinn – nein!“

Die Stimme der Gattin wurde lauter und höher: „Leichtsinn, Leichtsinn! Du bist ja nur zu faul, mit mir einkaufen zu fahren. Schön, dann fahre ich eben allein!“

„Das lässt du lieber bleiben“, widersprach Karl mit einem leichten Grollen in der Stimme.

Christian hatte eine Idee. Vielleicht konnte er mit seiner Rechenmaschine nicht nur Zahlen zusammenzählen, sondern auch voneinander abziehen. Das wollte er gleich ausprobieren. Er brauchte sich nur eine Test-Aufgabe auszudenken: Vielleicht 22 minus 9. Da müsste dann... müsste dann 13 herauskommen. Und nun das Ganze mit der Rechenmaschine: Die 9 vom Pappstreifen kommt über die 22 vom Lineal, und tatsächlich: Die Null vom Pappstreifen zeigt 13 an! Christian sprang erneut auf und hoppste durchs Zimmer.

„Schluss jetzt!“, kreischte draußen die Stimme seiner Mama. „Ich fahre jetzt einkaufen, da kannst du dich auf den Kopf stellen!“ Dann war es einen Moment still.

„Ehe ich mich auf den Kopf stelle, fahr ich lieber mit“, tönte dumpf die Stimme von Christians Papa.

Im nächsten Augenblick erschien der gerötete Kopf von Sabine Pinchowski im Türspalt. „Wir fahren eben noch mal zum Einkaufen, Chrissi“, säuselte sie. „Tschüss!“

Christian murmelte: „Mmh, tschüss!“ Er war in Gedanken schon bei seiner nächsten Minus-Aufgabe. 21 weniger 26 wollte er ausrechnen. Er brachte die 26 über die 21 und stellte fest, dass die obere Null nun überhaupt nichts anzeigte. Sie war gar nicht mehr über dem Lineal, sondern zeigte bloß auf einen Kringel seines Schreibtisch-Furniers. Da machte ihm die Rechenmaschine plötzlich keinen Spaß mehr.

Die Haustür fiel krachend ins Schloss. Der Automotor begann zu brummen und wurde leiser. Dafür heulte der Wind umso lauter, und die Bäume bogen sich wie Flitzebögen. Christian starrte aus dem Fenster. Na schön, dachte er, dann lese ich jetzt eben ein bisschen. Er hatte ein Buch mit lustigen Geschichten. Es handelte von einem Jungen, der

Michel hieß und immer irgendwelchen Unsinn machte. Christian nahm das Buch, warf sich auf sein Bett und begann zu lesen.

Das Buch entführte Christians Geist für eine lange Zeit. Er las es bis zur letzten Seite. Dann merkte er, dass es draußen schon fast dunkel war. War es denn schon so spät? Wo blieben die Eltern? Die wollten doch nur kurz zum Einkaufen. Da hörte er ein Auto kommen. Gleich darauf wurde die Haustür aufgeschlossen. Christian lief in den Flur – und blieb irritiert stehen. Das war ja gar nicht Mama, das war Ilse! Ilse Bodenstein und ihr Mann Frank waren Freunde von Mama und Papa. Sie kamen manchmal zu Besuch. Christian mochte sie, denn sie lachten viel und brachten immer Schokolade mit. Aber heute war alles anders. Ilse hatte nicht geklingelt, sondern die Tür selbst aufgeschlossen. Sie kam ohne Frank. Dafür stand hinter ihr eine Polizistin in der Haustür. Ilse hatte diesmal keine Schokolade in der Hand. Und fröhlich war sie auch nicht. Ihr Gesicht sah eher so aus, als ob sie gerade ein Stück Zitrone gegessen hatte.

Christian blieb abrupt stehen und sah Ilse fragend an. Schließlich stammelte er: „Mama und Papa sind aber nicht da.“

„Ich weiß“, erwiderte Ilse, und ihre Stimme krächzte dabei. „Deshalb bin ich ja gekommen. Deine Mama und dein Papa hatten einen Unfall.“

Christian fragte: „Wo sind sie denn jetzt?“

Da kam Ilse auf ihn zu und nahm ihn in den Arm. Sie duftete leicht nach Zitrone. Ihre Augen wurden feucht, und die dünnen schwarzen Schminke-Striche darunter lösten sich auf. „Christian, deine Eltern sind – sind – sind im Himmel!“

„Wann kommen sie denn wieder?“, fragte Christian und merkte im selben Augenblick, wie dumm seine Frage war. Er wusste: Wenn Leute im Himmel waren, dann kamen sie überhaupt nicht mehr wieder.

Ilse weinte jetzt richtig und schüttelte dabei nur den Kopf. „Ach so“, sagte Christian.

Aber erst im Lauf der nächsten Tage begriff er, was passiert war. Gerade als seine Eltern auf der Landstraße unterwegs gewesen waren, hatte eine Orkanböe einen Baum auf die regennasse Fahrbahn geworfen. Das Auto war fast ungebremst in die Baumkrone gerast. Dabei hatten zwei Enden einer Astgabel die Frontscheibe durchstoßen und beide Insassen tödlich verletzt. Karl und Sabine Pinchowski verstarben noch am Unfallort. In Sabines Handtasche hatte die Polizei einen Zettel gefunden mit der Telefonnummer von Ilse Bodenstein und dem Vermerk, sie in Notfällen zu benachrichtigen. Frank und Ilse Bodenstein wohnten damals in der Kreisstadt. Ilse war sofort über den Unfalltod ihrer Freunde informiert worden und hatte sich mit einer Polizistin auf den Weg gemacht, um Christian die traurige Nachricht zu überbringen.

Die Bodensteins hatten keine eigenen Kinder. Aber sie waren sofort bereit, Christian bei sich aufzunehmen. Er sollte nicht zu fremden Pflegeeltern kommen und erst recht nicht in ein Heim.

Christian erlebte diese Tage und Wochen wie einen merkwürdigen Traum. Es kam ihm so vor, als ob er bei allem nur ein unbeteiligter Zuschauer ist. Er war weder traurig noch froh, er war nur irgendwie benommen.

Christians Eltern wurden an einem sonnigen Tag beerdigt. Es war vollkommen windstill. Man konnte meinen, dass die Welt den Atem angehalten hatte. Zwei längliche Holzkisten wurden unter geheimnisvollen Ritualen in eine Grube hinabgelassen. Viele dunkel gekleidete Menschen standen etwas verlegen dabei. Ilse hielt Christians Hand.

Christian fragte: „Sind Mama und Papa da drin?“

„Ja“, antwortete Ilse leise. Christian hörte die Antwort, aber er konnte sich das nicht vorstellen. Man legt doch keine Menschen in Holzkisten! Außerdem hatte Ilse an dem dunklen Abend gesagt, dass Mama und Pa-

pa im Himmel sind. Nein, sie waren nicht hier. Diese Beerdigung war nur so eine Art gespenstisches Theaterstück. Christian schloss die Augen und stellte sich vor, wie es wäre, wenn seine Eltern zurückkämen.

Bei den Bodensteins kam Christian sich zunächst wie ein Fremdkörper vor. Er bezog zwar wieder ein Kinderzimmer mit seinen alten Möbeln, aber trotzdem war alles anders. Mama und Papa fehlten ihm. Mit der Zeit fühlte er sich jedoch immer mehr zu Hause. Auch seine Benommenheit ließ nach. Manchmal lachte und hoppelte er sogar wieder. Zwar sagte er nicht Mama und Papa zu seinen Pflegeeltern, sondern Ilse und Frank, aber sie wurden ihm doch immer mehr zu Eltern, oder wenigstens zu guten Ersatz-Eltern. Er spürte, dass sie ihn mochten und dass er kein lästiges Anhängsel für sie war. Sie machten schöne Ausflüge mit ihm und spielten zusammen. Frank, der Diplom-Ingenieur, konnte bei den Schularbeiten immer alles gut erklären. Und Christians Rechenmaschine fand er sehr interessant. Er zeigte Christian seinen alten Rechenschieber und sagte ihm, dass der im Prinzip genauso funktioniert, aber dass man mit ihm auch malnehmen und teilen kann. Christian konnte sich das überhaupt nicht vorstellen. Erst Jahre später begriff er den Trick: Ein Rechenschieber hat keine lineare Einteilung wie ein Lineal, sondern eine logarithmische. Ilse war immer herzlich und nahm Christian oft in den Arm. Manchmal hatte sie auch kleine Überraschungen für ihn.

Natürlich verhielten Frank und Ilse sich jetzt anders als früher, wo sie nur ab und zu als Besucher gekommen waren. Natürlich gab es nicht jeden Tag Schokolade, und es war auch nicht immer lustig. Wenn Christian gelogen hatte oder frech geworden war, konnten sie sehr streng werden. Aber auch dann merkte er immer noch, dass sie ihn lieb hatten.

Frank und Ilse wollten einfach nur gute Pflegeeltern sein. Sie hatten mal erwogen, Christian zu adoptieren, aber sie hatten sich dagegen ent-

schieden. Sie redeten ganz offen mit ihm darüber. Frank erklärte: „Sieh mal, Christian, du trägst den Namen deiner Eltern; du heißt Christian Pinchowski. Wenn wir dich adoptieren würden, dann würdest du Christian Bodenstein heißen, und dann wärst du praktisch unser Kind. Das wollen wir nicht. Wir wollen, dass der Name unserer Freunde weiterlebt und dass sie immer deine Eltern bleiben, nicht wir.“

Als Christian etwas älter war, zeigte ihm Frank Fotos und Zeitungsausschnitte von dem Unfall. Christian war erschrocken und zugleich fasziniert: Da ragte eine dicke Astgabel vom umgekippten Baum durch die zerstörte Frontscheibe ins Wagen-Innere. Er wollte sich lieber nicht vorstellen, was passiert, wenn man mit hohem Tempo in so eine Astgabel kracht.

Später kam Christian diese Astgabel wie ein Symbol für seinen Lebensweg vor. Er überlegte sich: Ich stand damals, kurz vor meinem achten Geburtstag, an einer Weg-Gabelung. Der rechte Weg wäre ein Weitergehen mit Mama und Papa gewesen, der linke Weg ist das jetzige Leben bei Frank und Ilse.

Welcher Weg war wohl der bessere? Der Tod seiner Eltern war eine schmerzhafteste Erfahrung gewesen. Und alle Menschen, die sich überhaupt dazu geäußert hatten, meinten, es sei eine schlimme Sache oder ein tragisches Schicksal oder was man sonst so für Wörter benutzt, um das Unaussprechliche auszusprechen. Aber mit vielen Jahren Abstand ertappte Christian sich bei dem Gedanken, dass ihm der linke Weg besser gefiel. Seine Eltern hatten sich häufig gestritten, und er hatte dann immer unter der angespannten Atmosphäre gelitten. Frank und Ilse stritten sich nie – jedenfalls nicht in seiner Gegenwart. Nach der Eingewöhnung fühlte er sich bei ihnen wohler, als er sich vorher bei Mama und Papa gefühlt hatte.

Christian bekam jedes Mal ein schlechtes Gewissen, wenn er so dachte, denn dieser Gedanke bedeutete doch, dass er den Tod seiner Eltern gut fand. Wenn sie nicht gestorben wären, dann wäre er nicht zu Frank und

Ilse gekommen. Aber darf sich ein Kind über den Tod seiner Eltern freuen? Ist das nicht ein abgrundtief böser Gedanke? Andererseits: Er konnte ja nichts dafür, dass Mama und Papa diesen Unfall hatten. Sie hatten ihn nun mal gehabt, ganz egal, wie er darüber dachte. Und er konnte ja auch differenzieren: Er konnte den Unfall selbst negativ bewerten, aber die persönlichen Folgen für ihn dann positiv. Trotzdem: Ist es nicht eigentlich böse, etwas Schlimmes gut zu finden, selbst wenn man für das Schlimme nicht verantwortlich ist? Und freut man sich denn nicht eigentlich auch über das Schlimme, selbst wenn man nur die Folgen des Schlimmen gut findet?

Die Astgabel im Autofenster ließ Christian keine Ruhe – ebensowenig wie die daraus folgende Weg-Gabel in seinem Leben. Wobei dieser Vergleich eigentlich hinkte. Wer bei einem Spaziergang an eine Gabelung kommt, der hat zwei echte Wege vor sich. Beide sind in gleicher Weise real, beide bieten sich in gleicher Weise zum Weitergehen an. Das war bei Christians Lebensweg-Gabelung anders: Nur der linke Weg war real, der rechte dagegen eine Fiktion. Er konnte den rechten Weg nur in Gedanken weitergehen und ihn dann mit dem linken vergleichen, den er wirklich gegangen war. Nein, es war keine Weg-Gabel, es war eher wie bei einer Eisenbahn-Weiche: Zwar gehen die Schienen links und rechts weiter, aber der Zug muss zwangsläufig so fahren, wie die Weiche gestellt ist. Nur der eine Schienenstrang ist befahrbar, der andere bleibt unerreichbar. Die Weg-Gabel an dem Tag, als die Astgabel Christians Eltern tötete, war also eher so etwas wie eine Weiche auf seinem Lebensweg. Diese Weiche war von irgendeinem unsichtbaren Stellwerk aus so gestellt worden, dass sein Lebenszug auf dem linken Gleis weitergefahren ist.

1.2

Während Christian Pinchowski vor dem Café sein trockenes Brötchen kaut, serviert der Lattke-Wirt drinnen die Hauptattraktion der Frühstückskarte, das sogenannte Schlemmerfrühstück. Stolz balanciert er eine große Platte mit Eiern, Speck, Käse, Lachs, Honig, Konfitüre, Schinken, Melonen, Trauben, Sahnequark, Kirschtomaten und anderen Herrlichkeiten. Aus dem Lautsprecher rollt dazu halblaut Udo Lindbergs unverwüstlicher „Sonderzug nach Pankow“. Als der Alte die Platte feierlich serviert, müssen Kaffeetassen, Teller, Bestecke und Prosecco-Gläser an den Rand des Eichentischs ausweichen. „Juten Appetit, die Damen!“, wünscht er und zieht sich zufrieden zurück.

Die beiden Damen heißen Claudia Papenburg und Petra Sonntag.

„Mmh, das sieht aber lecker aus!“, sagt Claudia und streicht sich eine blonde Strähne aus dem Gesicht. Petras Augen leuchten hinter einer etwas zu großen Designer-Brille. Claudia erhebt ihr Sektglas und sagt: „Auf unser Wiedersehen!“

„Pack mers!“, erwidert Petra und stößt mit Claudia an. Dann machen sie sich an ihr Luxus-Frühstück – und müssen im nächsten Moment lachen. „Wo sind denn die Brötchen?“, wundert sich Petra. Aber da hat Claudia schon in Richtung weinrote Schürze gewinkt, und der Lattke-Chef hats auch gleich kapiert.

„Bitte sehr, die Damen!“, sagt er mit etwas verlegenem Lächeln und stellt einen Korb mit diversen Brötchen und Brotscheiben auf den Tisch.

„Jetzt passt hier aber wirklich nichts mehr drauf“, meint Petra. Im Hintergrund zischt der Kaffee-Automat.

Claudia und Petra gingen vor etlichen Jahren auf dieselbe Schule und bestanden gemeinsam das Abitur. Claudia Papenburg ist in Berlin geblieben und hat Psychologie studiert. Mittlerweile ist die sportlich-schlanke Frau eine erfahrene Lebensberaterin mit Zusatz-Qualifikation für Paar-Therapie. Petra hieß beim Abitur noch Meyer. Aber es dauerte nicht lange, bis sich ein bayerischer Geschäftsmann in ihre dunkle Kurzhaar-Frisur und die rundliche Person darunter verliebte. Nun heißt Petra schon eine ganze Weile Sonntag und lebt nicht schlecht mit ihrem Mann und zwei Kindern am Stadtrand von München. Ihre Tochter geht bereits aufs Gymnasium, ihr Sohn noch auf die Grundschule. Ab und zu treffen sich die beiden Freundinnen in Berlin und feiern ihr Wiedersehen dann immer mit dem legendären Schlemmerfrühstück.

Claudia köpft ein gekochtes Ei, streckt ihre langen Röhrenjeans-Beine behaglich von sich und fragt ihre Freundin: „Na, wie siehst denn bei dir aus? Bist du immer noch glücklich als Hausfrau und Mutter? Wirds dir nicht langweilig?“

„Kein bisschen!“, antwortet Petra und befördert eine Portion Kirschkonfitüre auf ihr Sahnequark-Brötchen. „Mit Sebastian sowieso nicht, der ist immer noch total verliebt in mich. Und ich in ihn. Na ja, und die Kinder sind auch ganz lieb. Meistens jedenfalls.“

„Meistens?“, hakt Claudia nach. „Was hats denn gegeben?“

„Mei“, sagt Petra und behandelt einen kleinen Marmeladenfleck auf ihrem sandfarbenen Blazer, „der Kleine, der Timo, der hat neulich Ärger gemacht. Da krieg ich doch ’nen Brief von seiner Klassenlehrerin, wo drin steht, dass Timo eine Mitschülerin verprügelt hat.“

„Ganz schön heftig!“, wirft Claudia ein. Und eine deutsche Countryband verkündet dazu aus den lattkeschen Lautsprechern: „Der wilde, wilde Westen fängt gleich hinter Hamburg an.“

Petra berichtet weiter: „Ich hab die Lehrerin natürlich gleich angerufen und nachgefragt. Sie hat gesagt, dass es wohl irgendeinen Streit

gab. Sie ist dazugekommen, als Timo sich mit seiner Mitschülerin bereits kämpfend am Boden wälzte.“

„Dramatisch!“, bemerkt Claudia und löffelt ihr herrlich weich gekochtes Ei aus der Schale.

Petra fährt fort: „Ich wollts genauer wissen und habe Timo ausgequetscht. Später habe ich dann auch bei der Mutter von der Mitschülerin angerufen. So nach und nach ist die Wahrheit ans Licht gekommen.“

Eine gut gelaunte Rentnergruppe betritt durch die gedrechselte Eingangstür die Gaststube und wird vom Wirt an den größten verfügbaren Tisch komplimentiert. Sobald der Lärm sich gelegt hat, gibt Petra das Ergebnis ihrer Ermittlungen bekannt: „Also der Timo, dieser Kasper, und sein Freund, die wollten dem Mathe-Lehrer einen Streich spielen. Die haben den Lehrerstuhl heimlich nass gemacht.“

„Ach so, und da hat der sich draufgesetzt und einen feuchten Hintern gekriegt?“

„Nein, dazu ist es gar nicht gekommen. Die Mitschülerin hat den Mathe-Lehrer nämlich gewarnt. Die kann den wohl gut leiden. Und da hat dann der Timo hinterher gesagt, dass sie eine hässliche alte Petze ist. Da hat sie eine Wut gekriegt und hat ihm eine Watsche gegeben. Na ja, und da ist dann der Timo ausgerastet und hat sie verprügelt.“

Claudia ist mit ihrem Ei fertig und macht sich nun ein Honig-Brötchen zurecht. Dabei kommentiert sie: „Ein typischer Fall von Eskalation! So ist es immer, und bei den Kindern fängts an.“

Petra fährt fort: „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich hab dem Timo klar gemacht, dass das auf keinen Fall geht – Mädchen schlagen. Und ich bin extra mit ihm zu der Mitschülerin und ihrer Mutter hin, damit er sich entschuldigt. Timo hat als Bedingung gestellt, dass sie sich dann aber auch für die Ohrfeige entschuldigen muss. Na ja. Wir

sind also hin, und es ist auch alles ganz nett und friedlich abgegangen. Mei, die Mutter hat uns sogar was zu trinken angeboten. Timo hat sich fürs Verprügeln entschuldigt und das Mädchen für die Watsche. Aber, hat Timo gesagt, für das Wort Petze entschuldige ich mich nicht, denn du bist wirklich eine Petze.“

„Und da ging der Streit wieder von vorn los“, vermutet Claudia.

Petra schüttelt den Kopf: „Eben nicht! Weißt du, was das Mädchen da gesagt hat? Sie hat gesagt: ‚Meinetwegen kannst du Petze zu mir sagen, aber du hast mich eine alte und hässliche Petze genannt. Ich bin nicht hässlich, und ich bin auch nicht alt, das musst du zurücknehmen.‘ Und da hat sich Timo tatsächlich noch für die Wörter alt und hässlich entschuldigt, aber nicht für das Wort Petze.“

Claudia lacht so laut, dass die Rentner am andern Tisch irritiert hinüberschauen. „Das ist ja eine tolle Geschichte! Ich hätte gar nicht gedacht, dass schon Grundschulkinder so gut differenzieren können! Also, Petra, da kannst du wirklich zufrieden sein mit deinem Timo.“

Petra nickt eifrig: „Ja, bin ich. Und mit Kristin auch. Die geht ja schon aufs Gymnasium. Und der Haushalt macht mir auch Spaß. Mei, und dann helfe ich ja noch Sebastian mit der Buchhaltung.“

Claudia fragt: „Eure Firma macht Geldautomaten oder sowas?“

„Eigentlich Prüf- und Zählmaschinen für Münzen und Banknoten. Das Geschäft läuft ganz gut, glaub ich. Aber, wie gesagt, ich helfe ja nur ein bisserl mit, wenn die Kinder in der Schule sind. Mehr will ich nicht. Ich fänds furchtbar, wenn ich jeden Morgen um acht in einem fremden Büro antanzen müsste und dann erst am Nachmittag wieder nach Hause käme. Mei, so hab ich meine Freiheit.“ Petra nimmt einen Schluck Kaffee.

Claudia schaut in das zufriedene Gesicht der Freundin und freut sich mit ihr. Dann sagt sie: „Ich habe auch meine Freiheit.“

Petra will es genauer wissen: „Du bist immer noch selbstständig? Beruflich, meine ich. Und auch noch single?“

„Genau“, bestätigt Claudia lakonisch und ärgert sich etwas über das Wörtchen „noch“.

Petra bohrt nach: „Und zu dir kommen lauter Leute mit Pschy-Problemen, mit Traumas und so?“

Claudia lässt ihren Blick über die Altberliner Stiche an der Wand schweifen. Warum fällt es ihr bloß immer so schwer, ihren Beruf zu erklären! „Ja, ich habe auch öfters mit Klienten zu tun, die was Schweres erlebt haben und nicht damit fertig werden. Aber...“

„Das muss doch sehr belastend sein, oder?“, fällt Petra ihr ins Wort.

„Teilweise ja. Obwohl... die Leute mit Traumata sind dankbar für jede Hilfe, und da merkt man auch Fortschritte. Die meisten sind hoch motiviert, an ihren Problemen zu arbeiten. Belastender empfinde ich die, die mit ihrem Leben im Ganzen unzufrieden sind, obwohl eigentlich alles super läuft. Die erwarten dann manchmal so eine Art Wunderkur von mir. Aber da muss ich natürlich passen.“

Petra staunt. „Da kommen tatsächlich Leute zu dir, bei denen alles super läuft?“

„Na ja, mehr oder weniger. Ich darf dir hier natürlich keine konkreten Fälle erzählen. Aber stell dir einfach vor, da kommt ein Mann in die Sprechstunde, der körperlich topfit ist und keine Geldsorgen hat. Ich frage ihn, wo sein Problem liegt. Da erzählt er mir doch, dass er kürzlich eine fröhliche Person getroffen hat, und die hat ihn total unglücklich gemacht.“

„Liebeskummer“, vermutet Petra.

„Nein, nein. Sie hat ihn tatsächlich nur durch ihr Fröhlichsein unglücklich gemacht. Der Mann ist nämlich neidisch geworden. Er hat

gedacht: Warum gelingt es mir eigentlich nie, so fröhlich zu sein? Ich habe doch die besten Voraussetzungen dafür! Dieser Gedanke hat ihn in ein tiefes Depri-Loch geworfen.“ Claudias Stimme klingt fast ein bisschen wütend.

Petra schmiert gedankversunken ihr nächstes Brötchen. Sie beschließt, es mit Schinken zu belegen und einen Streifen Honigmelone dazu zu essen. Dann kehren ihre Gedanken zu Claudias Fall zurück.

„Mei, vielleicht macht der Mann sich zu viele Sorgen um die Zukunft. Bei Sebastian ist das, glaub ich, manchmal auch so. Er seufzt dann und sagt: ‚Wenn das so weiter geht mit dem bargeldlosen Zahlungsverkehr, dann werden unsre Umsätze total einbrechen. Vielleicht wird das Bargeld irgendwann auch ganz abgeschafft. Wer braucht dann noch Geldzähl-Maschinen?‘“

„Da ist was dran“, geht Claudia auf die Schlussfolgerung ein. „Aber da braucht er sich doch keine Sorgen zu machen. Dann muss er eben mit was anderem handeln, mit Spielzeug vielleicht, oder mit Blumen.“

„Das sollte ich ihm mal vorschlagen!“, lacht Petra und beißt herzhaft in ihr Schinken-Brötchen. Die halblaute Latke-Hitparade präsentiert gerade Herbert Grönemeyer: „Männer sind so verletzlich...“

„Das Problem ist“, belehrt Claudia die Freundin, „dass sich viele Menschen was Falsches angewöhnt haben. Sie haben sich einen negativen Blick angewöhnt. Sie sehen überall immer nur die Probleme, nur das Negative. Sie zählen die Haare in der Suppe, nicht die Blumen in der Vase. Das Glas ist bei ihnen immer halb leer, wie man so schön sagt, niemals halb voll.“ Mit Schwung kippt Claudia einen letzten Schluck Prosecco hinunter.

„Mei, vielleicht ist sowas auch angeboren“, sinniert Petra und schaut zu, wie Claudia genüsslich in ein Lachsbrötchen beißt. Der Fischduft kriecht in ihre Nase. „Vielleicht ist das so wie beim Essen: Manche Leute mögen Fisch, und manche können Fisch nicht ausstehen. Manche

mögen ihr Leben und können selbst an schwierigen Situationen noch was Gutes finden, und andere kotzt alles an. Vielleicht ist das Leben letztlich nur Geschmackssache.“

„Das kann man so sehen“, meint Claudia. „Aber ich glaube, so einfach ist das nicht. Das Leben ist ja nicht einfach ein Stück Fisch, sondern es besteht aus ganz vielen verschiedenen Dingen. Jeder hat im Lauf seines Lebens Millionen von Eindrücken. Die gehen nicht spurlos an ihm vorbei, sondern die machen was mit ihm. Wie das Wort ‚Eindrücke‘ schon sagt: Da drückt sich was ein in unser Gedächtnis. Und diese Eindrücke nehmen wir nicht neutral auf, sondern wir bewerten sie – manchmal bewusst, meistens aber unbewusst.“ Claudia nimmt eine grüne Weinbeere und eine rote Kirschtomate auf ihren Teller. „Schau mal, so geht das: Da höre ich zum Beispiel eine schöne Musik und bewerte sie positiv.“ Claudia hebt die Weinbeere hoch. „Oder da begegne ich einem unfreundlichen Menschen und bewerte ihn negativ.“ Claudia hebt die Kirschtomate hoch.

„Ach so“, sagt Petra. „Das ist wie mit den Likes im Internet: gefällt mir – gefällt mir nicht.“

„So ist es“, bestätigt Claudia. „Aber oft bewerten wir gar nicht den Eindruck selbst, sondern die Begleitumstände. Stell dir vor, du machst eine Reise. Du bist fröhlich und unternehmungslustig. Auf dem Flughafen riecht es nach Flugbenzin. Weil du in Urlaubsstimmung bist, bewertest du den Geruch positiv – wahrscheinlich ganz unbewusst. Dein Gedächtnis speichert das. In Zukunft ist Flugbenzin für dich ein angenehmer Geruch. Auf diese Weise kann es sogar vorkommen, dass dir Eindrücke angenehm werden, die den meisten anderen Menschen unangenehm sind. Wenn man zum Beispiel verliebt ist...“

„Genau“, fällt Petra ihrer Freundin ins Wort. „Das war so bei mir und Sebastian. Als wir uns gerade kennengelernt hatten, da hat es furchtbar geregnet. Da sind wir dann beide ganz eng unter seinem Regenschirm gegangen, und er hat zum ersten Mal den Arm um mich gelegt. Mei,

das ist mir durch und durch gegangen – ein unbeschreiblich glücklicher Moment! Das werde ich nie vergessen. Und seitdem gehen Sebastian und ich gern im Regen spazieren.“

„Stand by your man“, tönt es aus den Lautsprechern.

„Ein gutes Beispiel“, lobt Claudia. „Und genau umgekehrt ist das bei unserm Klienten: Da wird was Positives, nämlich ein fröhlicher Mensch, aus irgendeinem Grund negativ bewertet.“ Sie verzehrt ihre Kirschtomate und fährt dann fort: „In unsern Köpfen steckt die Erinnerung an unzählige Eindrücke zusammen mit den entsprechenden persönlichen Bewertungen, entweder positiven oder negativen. Normalerweise haben die positiven Eindrücke ein Übergewicht. Kein Wunder: Wir erinnern uns lieber an das Angenehme als an das Unangenehme, das Unangenehme verdrängen wir gern. Aber nun gibt es Menschen, bei denen die negativen Eindrücke ein Übergewicht haben, und dann wird das Positive verdrängt.“

„Woran liegt das denn?“, fragt Petra.

„Da gibt es viele kluge Theorien“, antwortet Claudia. „Manchmal hat jemand so viel Negatives erlebt oder so krass Schlimmes, dass sich das immer wieder in den Vordergrund schiebt. Vielleicht neigen manche Menschen auch von Natur aus dazu, das Negative stärker zu gewichten. Mitunter verursachen Hormone Stimmungen, die alle Eindrücke in ein trübes Licht tauchen. Oder der Pessimismus ist einfach eine schlechte Angewohnheit, und die verstärkt sich immer mehr – zum Beispiel durch einsames Grübeln, oder dadurch, dass jemand nur noch Negatives erwartet, was sich dann auch prompt erfüllt.“

„Ach so“, meint Petra, „und du musst dann solche Leute überreden, dass sie alles mehr durch eine rosarote Brille sehen sollen.“

„Überreden ist gut!“, seufzt Claudia. „Wenn das so einfach wäre! Da ändert sich nichts mit Überreden. Das ist auch gar nicht meine Aufgabe. Die Klienten müssen schon selber herausfinden, was sich bei

ihnen ändern soll. Ich kann sie da bestenfalls ein bisschen auf die Spur bringen und begleiten. Die Hauptarbeit müssen sie selbst tun. Sie müssen lernen, positive Eindrücke nicht mehr zu verdrängen, auch die aller kleinsten nicht. Andererseits dürfen sie auf die negativen Eindrücke nicht mehr so gebannt starren wie das Kaninchen auf die Schlange.“

Die Kaffeetassen sind leer. Die Freundinnen bestellen eine zweite Runde. Wieder zischt es verheißungsvoll am Kaffee-Automaten.

Claudia räkelt sich. „Jetzt aber Schluss mit der Psychologie! Ich habe doch heute frei. Ich brauche das – immer mal wieder einen Tag ohne Klienten. Ich muss meinen Kopf frei kriegen. Und außerdem ist heute für mich ein Feiertag, weil wir uns seit langem mal wieder treffen! Ich habe mich schon die ganze letzte Woche auf unser Frühstück gefreut. Und heute Nachmittag gehe ich in Ruhe shoppen.“

„Willst du Dir war Schickes kaufen, ein paar neue Schuhe vielleicht?“, möchte Petra wissen.

„Nein, eigentlich nicht“, erwidert Claudia. „Ich brauche aber einen neuen Fernseher. Ich habe ja immer noch so ein uraltes Gerät, ich sehe ja kaum fern. Aber das Ding hat nun seinen Geist aufgegeben. Ja, und dann muss ich auch noch ein Geschenk kaufen für meine Nichte. Die wird nämlich morgen achtzehn, und ich bin außerdem noch ihre Paten-tante.“

„Was willst du ihr denn schenken?“, fragt Petra.

„Das weiß ich noch nicht. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, aber mir ist nichts Vernünftiges eingefallen. Hast Du eine Idee?“

Petra legt ihre Stirn in Falten, während sie eine Croissant-Hälfte mit gelber Marmelade bestreicht. „Mei, das ist gar nicht so einfach. Es soll ja wohl was Besonderes sein zum achtzehnten Geburtstag.“

Claudia meint: „Na ja, irgendwas Originelles – das wäre schon schön. Aber wichtiger ist mir, dass sie sich drüber freut.“

„Ja, richtig“, stimmt Petra zu. „Da käme vielleicht ein Gutschein in Frage für schicke Klamotten. Die suchen sich die jungen Damen ja dann am liebsten selbst aus.“

Claudia ist skeptisch: „Ein Gutschein? Ich weiß nicht. Das ist mir doch zu einfalllos.“

„Wie wärs denn mit einem edlen Parfüm?“, schlägt Petra vor.

Claudia wendet ein: „Das ist sehr persönlich. Da kenne ich zu wenig ihren Geschmack. Außerdem: Parfüm ist irgendwann verbraucht, das hat keinen beständigen Wert.“

„Also was Wertbeständiges solls sein“, stellt Petra fest und beißt in ihr Croissant. „Was hat denn deine Nichte so für Interessen? Sammelt sie vielleicht irgendwas? Oder macht sie irgendwelchen Sport, wo man ihr was für schenken könnte?“

„Nicht, dass ich wüsste“, erwidert Claudia. „Ich kenne sie leider nicht besonders gut. Ich glaube, sie liest gern. Aber ein Buch?“

„Schwierig, schwierig“, stimmt Petra zu. „Vielleicht lieber ein Schmuckstück?“

„Da müsste ich auch ihren Geschmack besser kennen“, gibt Claudia zu bedenken.

Der Lattke-Inhaber serviert die zweite Runde Kaffee. Vom Rentner-Tisch tönt lebhaftes Geplauder. Ab und zu lacht man da laut. Aus den Lautsprechern dringt Peter Maffay kaum durch mit seiner Prophezeiung: „Über sieben Brücken musst du gehn.“

„Wie alt ist deine Tochter eigentlich?“, fragt Claudia nach einer Pause.

„Kristin? Die wird in einem Vierteljahr siebzehn“, informiert Petra.

„Siebzehn...“, überlegt Claudia. „Das ist ja fast dasselbe Alter wie Anna. Worüber würde denn deine Tochter sich freuen?“

Petra blickt ratlos. „Mei, das kann ich gar nicht so genau sagen. Diese Frage stelle ich mir jedes Jahr neu vor ihrem Geburtstag, und auch vor Weihnachten. Ich frage sie dann immer nach ihren Wünschen, und sie sagt mir irgendwas. Meistens Kosmetik, oder Schmuck, oder Klamotten. Am Ende sucht sie sich dann selber aus, und ich bezahle nur. Glaub mir: Es ist gar nicht so leicht, die eigene Tochter zu kennen, wenn sie erst mal im Teenager-Alter ist. Zu Hause arbeitet sie meistens für die Schule, oder sie hört irgendwelche Musik. Aber sie ist gar nicht mehr so viel zu Hause.“

„Früher konnte man Musik gut verschenken“, meint Claudia und nimmt sich ein paar Weinbeeren auf ihren Teller. „Da gabs noch richtige Schallplatten, und später CDs. Aber heute laden sich die jungen Leute alles aus dem Netz runter.“

Petra ist noch mit ihrem letzten Gedanken beschäftigt und sagt: „In der Woche ist Kristin lange in der Schule, und am Wochenende trifft sie sich meistens mit ihren Freundinnen.“

„Freundinnen – und auch Freunden?“, fragt Claudia interessiert nach.

„Ich nehme an, dass auch Jungs dabei sind“, antwortet Petra.

„Hat sie denn schon einen festen Freund?“, will Claudia wissen.

„Nicht, dass ich wüsste“, sagt Petra. „Über sowas redet sie nicht mit mir. Aber ich bin mir nicht sicher. Vielleicht schwärmt sie im Geheimen für jemanden...“

„Das müsstest du doch eigentlich merken“, unterbricht Claudia. „Das sieht man doch, wenn jemand verliebt ist!“

Petra wird rot. „Mei, da hast du wohl recht. Aber bei der eigenen Tochter... Da ist das was anderes. Ich habe da auch keine Erfahrung, sie ist ja die Älteste. Vielleicht müsste ich sie wirklich besser kennen... Aber du hast ja selbst gesagt, dass du deine Nichte auch nicht gut kennst. Es ist halt eine andere Generation....“

Petra merkt, dass Claudia ihr gar nicht mehr zuhört. Ihre Freundin starrt mit halb offenem Mund durch das große Fenster an der Straßenseite. Petra schaut in dieselbe Richtung, kann aber nichts Besonderes entdecken. Da stehen nur die Marmortische mit den Eisenstühlen vor dem Café, darauf zwei bis drei Gäste, denen die frische Luft offensichtlich wichtiger ist als die gemütliche Wärme hier drinnen.

„Was ist denn?“, fragt Petra.

„Kommt dir der einzelne Mann da draußen nicht irgendwie bekannt vor? Der mit dem grauen Anorak?“

Petra überlegt. Die Haltung, die Nickelbrille – an irgendwen erinnert sie der. Dann fällt es ihr wie Schuppen von den Augen. „Das ist doch der Dings, der aus der Schule, der... wie hieß er doch gleich?“

„Genau“, sagt Claudia, „der Christian, der damals mit uns das Abi gemacht hat. Ich bin ihm seitdem nicht mehr begegnet.“

„Ich hätte ihn kaum wiedererkannt“, meint Petra. „Der hat sich ganz schön verändert.“

Claudias Blick geht noch immer in dieselbe Richtung. „Einerseits ja, andererseits, auf den zweiten Blick... Weißt du was? Soll ich rausgehen und ihn reinbitten? Dann können wir mit ihm über die alten Zeiten quatschen!“

„Du spinnst ja“, sagt Petra. „Du siehst doch, er liest gerade Zeitung. Wenn Sebastian Zeitung liest, darf ich ihn auch nicht stören, sonst wird er ungemütlich. Und überhaupt... der Christian wollte doch eigentlich immer eher in Ruhe gelassen werden!“

1.3

Christian Pinchowski hat die Hälfte seines Brötchens verzehrt. Er lässt die Zeitung sinken, beißt wieder ein Stück ab, kaut und spült mit Kaffee nach. Dabei stellt er fest, dass der Pegel in seiner Tasse von Halb auf Viertel gesunken ist. Auch vom Brötchen ist jetzt nur noch ein Viertel übrig. Christian sieht ein: Falls er an diesem Marmortischchen noch eine Weile sitzen bleiben und lesen will, muss er zurückhaltender essen. Wenn nämlich Teller und Tasse erst einmal leer sind, wird der Lattke-Wirt erscheinen, alles abräumen und scheinheilig fragen, ob der Herr „noch wat“ wünsche. Dann wird Christian zahlen und das Feld räumen müssen.

Christian überlegt: Wenn er beim nächsten Bissen die Hälfte vom Rest des Brötchens isst, dann bleibt immerhin noch ein Achtel übrig. Wenn er ebenso mit dem Kaffee verfährt, sinkt auch der Tassen-Pegel auf ein Achtel. Er könnte danach eine Weile warten und wieder nur die Hälfte vom Rest verzehren, dann blieben von Brötchen und Kaffee noch ein Sechzehntel übrig. Und wenn er immer so weitermachte und jedesmal nur die Hälfte vom Rest zu sich nähme, bliebe immer etwas übrig. Theoretisch könnte er dann unendlich lange hier sitzen. Sein Verzehr erfolgte dann nach dem Gesetz des exponentiellen Wachstums. Oder genauer: Des *negativen* exponentiellen Wachstums – des exponentiellen Schrumpftums gewissermaßen. Pegel und Brötchenrest würden sich dann zwar asymptotisch der Nulllinie nähern, sie aber niemals erreichen. In der Praxis funktioniert das natürlich nicht. Schon bald würde der Chef vom Café Lattke den Krümel auf dem Teller nicht mehr als noch zu verzehrenden Rest anerkennen und seine rhetorische Noch-wat-Frage stellen.

Christian beschließt, ab jetzt nur noch sehr kleine Bissen und Schlucke zu sich zu nehmen. Dazwischen will er größere Pausen machen. Und er will mit der Zeitung schneller vorankommen. Nachdem ihn die Titelseite so lange beschäftigt hat, blättert er den Rest vom ersten Teil zügig durch. Anhand der Bilder und Überschriften stellt er fest, dass ihn nichts sonderlich interessiert.

Im zweiten Teil bleibt er an einer merkwürdigen Seite hängen. Er sieht links unten das Tageshoroskop, rechts unten die Anzeige eines Yoga-Studios und rechts oben einen einspaltigen Artikel mit der Überschrift „Friede fängt im Kleinen an“. Der Artikel ist mit einem Bildchen verziert, auf dem ein Mann die Leser unbekümmert angrinst. Wie man der Bildunterschrift und dem Artikel entnehmen kann, handelt es sich um einen Pfarrer. Christian überfliegt den Text. Darin teilt der Pfarrer den Lesern mit, dass Friede nicht nur eine Angelegenheit von Staaten und ihren Streitkräften ist. Entscheidend sei, dass die Menschen in ihrem alltäglichen Umfeld friedlich miteinander umgingen – in der Familie zum Beispiel, oder am Arbeitsplatz. Der Artikel ist so nett und unverbindlich formuliert, dass niemand etwas dagegen haben kann. Am Ende verspricht der Pfarrer allen gutwilligen Menschen, dass Gott seinen Segen dazu geben werde.

Als Jugendlicher hätte Christian sich über so ein Gewäsch geärgert. Er hätte von einem Pfarrer erwartet, präziser über Gott zu schreiben. Er hätte auch erwartet, dass ein Pfarrer beim Namen nennt, was wirklich den Frieden verhindert: das gestörte Verhältnis zu Gott nämlich, also der Unglaube, oder auch der Aberglaube. Er hätte erwartet, dass ein Pfarrer zur Absage an alles aufruft, was dem christlichen Glauben im Weg steht. Christian nennt diesen Abschnitt seines Lebens rückblickend seine fromme Phase. Nicht, dass er jetzt unfrohm wäre. Aber den fast fanatischen Eifer für den christlichen Glauben, der ihn als Jugendlicher an- und umtrieb, den hat er nicht mehr.

Christians fromme Phase hing damit zusammen, dass seine Pflege-Eltern ernsthafte Christen waren. Als er zu ihnen kam, hatten sie ihm nachträglich zum Geburtstag eine Kinderbibel geschenkt. Christian gewann dieses Buch lieb – nicht nur, weil viele schöne Bilder darin waren, sondern vor allem wegen der geheimnisvollen Geschichten. Viele handelten von Jesus. Ilse nannte ihn den „Heiland“. So lernte Christian den Mann näher kennen, der bei Frank und Ilse als unsichtbarer Gast ständig anwesend war und über den sie viel sprachen. Ilses Augen leuchteten dann immer, und ihre Stimme hatte einen warmen Klang. Christian fand, dass das nicht unbedingt zu den biblischen Geschichten passte. Die waren ja manchmal ganz schön brutal und gruselig. So ist Jesus einmal ausgepeitscht worden. Dann hat man ihn an ein Holzkreuz genagelt, wo er gestorben ist. Eine ganze Seite in der Kinderbibel zeigt, wie Jesus mit ausgebreiteten Armen am Kreuz hängt, fast nackt, und der Himmel ist schwarz. Ganz schön brutal und gruselig.

Wenn Christian traurig war, nahm Ilse ihn in ihre Arme und drückte ihn. Dabei roch Christian den Zitronenduft von ihrem Parfüm. Sie sagte dann: „Ich habe dich doll lieb! Und der Heiland hat dich auch doll lieb, ja sogar noch viel lieber!“ Christian konnte sich das gar nicht vorstellen, wie der sterbende Mann mit den ausgebreiteten Armen ihn lieb haben sollte.

Einmal war Christian die Treppe hinuntergefallen. Das kam so: Sein Kinderzimmer lag im ersten Stock von Bodensteins Einfamilienhaus. In einer Nacht träumte er, dass es um ihn herum lichterloh brannte. Er wollte vor den Flammen fliehen, sprang aus dem Bett und rannte weg. Er machte das nicht nur im Traum, sondern auch in Wirklichkeit. Dabei fiel er die Treppe hinunter. Ilse und Frank wurden sofort wach von dem Gepolter und stürzten in den Flur. Da lag Christian im Schlafanzug am Fuß der Treppe und weinte. Ilse, barfuß und im Nachthemd, half ihm auf und drückte ihn an sich. „Mein Junge!“, sagte sie. „Ich habe dich doll lieb. Und auch der Heiland hat dich ganz doll lieb.“

Christian hatte starke Schmerzen. Frank meinte: „Sollen wir nicht lieber einen Arzt rufen?“ Ilse erwiderte: „Ja, mach das mal.“ Und zu Christian sagte sie: „Aber der Heiland ist der beste Arzt.“ Da verstand Christian, warum sie Jesus immer „Heiland“ nannte: Er ist ein Arzt, der Leute heil macht.

Der Bereitschaftsarzt untersuchte Christian und stellte fest, dass er sich nichts gebrochen hatte. Der Treppensturz hatte nur einige schmerzhaftere Prellungen verursacht, sonst war alles in Ordnung. Der Hausarzt bestätigte am nächsten Tag diese Diagnose. Allerdings vermutete er, dass Christian ein Trauma mit sich herumschleppe, wohl wegen des plötzlichen Todes seiner Eltern. Dieses Trauma, meinte der Arzt, könne die Ursache für das Schlafwandeln sein.

Einige Jahre später zogen Bodensteins mit Christian nach Berlin. Frank hatte dort eine gute Stellung bekommen. In Berlin erhielt Christians fromme Phase einen weiteren Schub. Er wurde konfirmiert, und man lud ihn zu einem kirchlichen Jugendclub ein. Dort verbrachte er einen großen Teil seiner Freizeit. Er spielte Tischtennis, war bei Ausflügen dabei und feierte Partys. Am meisten interessierten ihn aber die Bibelarbeiten. Christian hatte inzwischen die „richtige“ Bibel kennengelernt. Er las viel darin und wunderte sich über manches, was die Kinderbibel verschwiegen hatte. In diesen Jahren stellte er fest: Der christliche Glaube beantwortet viele wichtige Lebensfragen, aber manche Fragen lässt er unbeantwortet und konfrontiert zudem mit neuen Fragen, die man ohne den Glauben gar nicht hätte.

Christian ging auf ein Berliner Gymnasium und schloss seine Schulzeit mit einem glänzenden Abitur ab. Frank und Ilse hatten ihn vorher öfters gefragt, ob er studieren wolle und was sein Berufswunsch sei. Christian hatte immer ausweichend geantwortet. Jetzt, nach dem Abitur, musste er sich entscheiden. Zum ersten Mal in seinem Leben befand er sich an einer Gabelung, wo er selbstständig einen Weg wählen sollte. In der Kindheit und in der Schulzeit war alles wie auf Schienen gelaufen. Nun

hatte er die Qual der Wahl – nicht nur zwischen *zwei* Richtungen, sondern zwischen ganz vielen. Jeden Tag betete er seinen Konfirmationsspruch: „Weise mir, Herr, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit.“ Er dachte: Nur zuverlässige Wegweiser können mir weiterhelfen an den Entscheidungspunkten meines Lebens.

Christian und seine Mit-Abiturienten hatten gerade feierlich ihre Abschlusszeugnisse überreicht bekommen. Nun standen sie auf dem Gehweg vor der Schule und strahlten mit der Sonne um die Wette. Alle hatten die Reifeprüfung bestanden. Abiturienten, Eltern, Großeltern und Geschwister schwatzten lustig durcheinander. Auch Ilse und Frank waren dabei. Eine graue Katze strich durch den Säulenwald der teilweise jeansblauen, teilweise nackten Beine. Nur ein Beinpaar war grau wie die Katze, und das gehörte zu Christian. Er trug aber ein buntes Hemd zu seiner Flanell-Hose. Jeans mochte er nicht, die waren ihm zu uniformistisch. Frank hatte keine Probleme mit Jeans zu einem feierlichen Anlass. Er trug dazu ein weißes Hemd und einen hellen Sakko. Wegen der Hitze hatte er ihn lässig über der Schulter hängen und hielt ihn mit dem linken Zeigefinger fest. Seine rechte Hand brauchte er zum Schütteln, denn viele gratulierten ihm zu dem glänzenden Abschluss seines „Sohnes“.

Ilse hatte sich für ein knielanges Sommerkleid mit Blumenmuster entschieden. Zur Feier des Tages war sie leicht geschminkt und duftete etwas intensiver nach Zitrone. Auch sie musste ihren rechten Arm immer wieder zum Begrüßte-Werden ausstrecken. Am meisten musste das jedoch Christian selbst tun.

Nach und nach lichtete sich der Beinewald, und ein graues, ein blaues und ein nacktes Beinpaar machten sich auf den Heimweg. Ilse freute sich schon auf das Kaffeetrinken. Sie hatte Christians Lieblingstorte gebacken, eine Kirschtorte. Darauf hatte sie mit Sahne geschrieben: „Herzlichen Glückwunsch zum ABI!“ Die erste Silbe hatte sie mit einem großen Herzen dargestellt.

„Es ist so herrliches Wetter heute“, meinte Frank. „Lasst uns einen kleinen Umweg durch den Park machen.“ Er sagte das nicht nur des Wetters wegen. Er fand, dass sich bestimmte Dinge unterwegs leichter besprechen lassen. Und er hatte in der Tat etwas zu besprechen.

Das Schulgebäude war kaum außer Sicht, da räusperte er sich und sagte: „Lieber Christian, wir freuen uns über dein tolles Abitur. Wir sind stolz auf dich und...“ Ilse fiel ihm ins Wort: „Und wir sind dankbar, dass Gott dir solche Gaben geschenkt hat.“ Frank fuhr fort: „Und selbstverständlich werden wir dich auf deinem weiteren Weg unterstützen, auch wenn uns noch nicht klar ist, welcher das sein wird. Aber ich bin überzeugt: Du wirst die Weiche schon richtig stellen.“

Eine Straßenbahn fuhr kreischend um die Ecke. Die drei Fußgänger bogen in einen Seitenweg ein und kamen zum Park. Dort duftete es nach Waldmeister und frisch geschnittenem Gras. Büsche blühten weiß und bunt. Auf dem Teich in der Mitte des Parks schwammen ein paar Enten und auch zwei Schwäne. Vom Spielplatz her tönte Kinderlachen.

Ilse war neugierig: „Na, Christian, ist denn die Weiche schon gestellt? Weißt du schon, was du jetzt machen willst?“

Frank warf ein: „Ich habe dir ja immer den Ingenieur-Beruf empfohlen. Du warst der Beste in Mathe. Gute Ingenieure werden dringend gesucht und verdienen nicht schlecht.“

„Ja ja“, meinte Ilse, „aber du hast doch auch immer so viel Freude in der christlichen Gemeinde und beschäftigst dich viel mit der Bibel. Vielleicht möchte der Heiland, dass du ein Pastor...“

„Nun lass doch den Jungen mal selbst zu Wort kommen“, unterbrach Frank sie.

Christian räusperte sich. Er hatte so ein Gespräch kommen sehen. Und er hatte sich ohnehin längst eigene Gedanken gemacht.

„Das ist eine wichtige Frage, und auch eine schwierige“, setzte er an. „Meine Kumpels und ich, wir haben manchmal darüber geredet. Einer hat gesagt, er will Betriebswirtschaft studieren und dann viel Geld verdienen. Die meisten wollen aber später mal was tun, was ihnen Spaß macht. Sonja will sogar Opernsängerin werden. Ob das was wird – da ist sie sich selbst nicht sicher.“

„Ja, Spaß sollte der Beruf schon machen“, warf Frank ein. „Aber es sollte auch was Sinnvolles sein.“ Ein paar Kinder auf Rädern sausten an den Dreien vorbei. Sie veranstalteten gerade ein Wettrennen.

„Ich denke so“, fuhr Christian fort. „Das Finanzielle ist für mich nicht das Wichtigste. Geld ist ja nur ein Mittel zum Zweck. Und wenn man erstmal irgendeine Arbeit gefunden hat, dann ist ja der Lebensunterhalt in jedem Fall gesichert. Spaß ist schon wichtiger. Immerhin steckt man ja viele Stunden Lebenszeit in den Beruf.“

„Genau“, bestätigte Frank.

Christian war jetzt richtig in Fahrt. „Was Sinnvolles machen, das ist noch wichtiger. Wenn es mir Spaß macht, dann habe ich selbst etwas davon, aber wenn es ein guter Dienst für andere Menschen ist, dann haben auch viele andere was davon. Im Grunde ist das ja der Witz im Arbeitsleben: dass jeder was macht, was er gut kann, um damit das Leben für andere besser zu machen. Nur wenn die Gesellschaft ein Team ist, kann es ihr gut gehen.“

„Bravo, mein Junge!“, rief Ilse begeistert. „Und dann freut sich auch der Heiland über uns.“

„Ich fasse mal zusammen“, dozierte Christian. „Wir haben es hier mit einer Werte-Hierarchie zu tun. An unterster Stelle kommt der finanzielle Wert der Arbeit, darüber steht der Spaß-Faktor, darüber der Dienst-Wert für die Gesellschaft und ganz oben natürlich, dass wir Gott damit ehren.“

Frank war sichtlich beeindruckt. „Auch meinerseits Bravo“, sagte er. „Du kannst analytisch denken und klar strukturieren. Der geborene Ingenieur!“

Sie waren jetzt nahe am Teich. Das Wasser roch etwas faulig. Eine alte Frau fütterte Enten mit Brotstückchen.

Ilse Neugier war noch nicht befriedigt. „Aber was heißt das denn nun? Was willst du denn mal werden? Und was willst du als Nächstes machen?“

Christian holte etwas weiter aus: „Als Ingenieur könnte ich vielleicht manches tun, was den Menschen hilft, um gut zu leben auf der Welt. Aber das Leben ist kurz – achtzig, neunzig oder bestenfalls hundert Runden um die Sonne herum. Die Ewigkeit ist unendlich viel länger. Darum ist mir noch wichtiger, dass Menschen Gott finden und in den Himmel kommen.“ Christian schaute Ilse an und fügte hinzu: „Du hast eben gesagt, dass ich vielleicht Pastor werden kann. Das habe ich mir auch schon überlegt.“ Ilse warf Frank einen triumphierenden Blick zu.

Christian fuhr fort: „Der Pfarrerberuf passt zu meiner Werte-Hierarchie. Es ist die sinnvollste Arbeit, die ich mir vorstellen kann. Der Umgang mit der Bibel macht mir Spaß, und bezahlt wird man ausreichend. Nur –“, und jetzt entstand eine senkrechte Falte auf Christians Stirn, „ich bin mir nicht sicher, ob es denn wirklich das Richtige ist. Diesen Beruf sucht man sich ja nicht einfach mal nach dem Abi aus. Man muss erstmal herausfinden, ob Gott das so haben will. Und eigentlich weiß ich noch viel zu wenig von Gott.“

„Hm“, machte Frank.

„Und?“, fragte Ilse.

Ein Hubschrauber knatterte über ihre Köpfe hinweg und unterbrach das Gespräch für eine halbe Minute.

Christian fing wieder an zu reden. „Ich will also erstmal noch mehr über Gott lernen und herausfinden, ob ich Pastor werden kann. Deshalb habe ich mir vorgenommen, Theologie zu studieren – hier, in Berlin, an der Humboldt-Universität.“

„Gut“, stimmte Frank zu, „wir werden dich auf alle Fälle dabei unterstützen.“

Und Ilse ergänzte: „Du könntest dann vielleicht ein größeres Zimmer in unserer Wohnung kriegen – nicht wahr, Frank? Ich meine, Studenten haben doch viele Bücher und brauchen zu Hause einen vernünftigen Arbeitsplatz.“

„Hm“, machte Frank.

„Das ist nicht nötig“, erwiderte Christian. „Ich werde mir eine eigene Wohnung suchen.“

Frank und Ilse blieben gleichzeitig stehen und starrten ihren Pflegesohn an. „Was – was willst du?“, rief Ilse. „Du hast es doch gut bei uns!“ Und Frank ergänzte: „Eine eigene Wohnung – das ist ziemlich teuer. Diese Ausgabe können wir uns doch sparen.“

Christian war ebenfalls stehengeblieben. Er hatte befürchtet, dass seine Pflegeeltern diesen Entschluss nicht verstehen würden. Nun musste er ihnen seine Gründe offenlegen. Er sah ihnen fest ins Gesicht und sagte: „Ich weiß, ihr meint es gut. Ich bin euch wirklich sehr dankbar – für alles, was ihr bisher für mich getan habt. Aber jetzt bin ich erwachsen und kann auf eigenen Beinen stehen. Frank, du hast es mir damals selbst erklärt: Ich heiße Pinchowski, meine Eltern sind tot, und ihr könnt sie niemals ersetzen. Aber ihr habt für mich als Pflegeeltern gut gesorgt. Davon seid ihr jetzt entbunden, wo ich erwachsen bin. Wir bleiben gute Freunde, aber ich gehe ab heute meinen eigenen Weg.“

Schweigend gingen die drei weiter. Auf dem Spielplatz heulte ein Kind. Sie verließen den Park und kamen in ihr Wohnviertel.

Frank brach das Schweigen als erster. „Ich respektiere das“, sagte er. „Ich habe auch bis zu einem gewissen Grad Verständnis für deinen Entschluss. Aber du wirst doch bestimmt nichts dagegen haben, dass wir dich finanziell weiter unterstützen – so lange, bis du ein eigenes Einkommen hast.“

Auch damit hatte Christian gerechnet. Und erneut musste er seinen Pflegeeltern etwas von seinen Plänen offenbaren – auch auf die Gefahr hin, dass sie es wieder nicht verstehen und noch verletzt sein würden. „Ich weiß, ihr tätet das gerne, aber ich möchte es nicht. Ich möchte, wie gesagt, auf eigenen Beinen stehen. Das Studium selbst kostet nichts, und für den Lebensunterhalt kann ich Bafög beantragen. Ich habe mich da schon erkundigt. Außerdem gibt es in Berlin viele Möglichkeiten für studentische Nebenjobs. Mir ist einfach wichtig, dass ich mein Leben jetzt selbst in die Hand nehme.“

Ilse weinte beinahe. „Du weißt nicht, was du uns damit antust“, jammerte sie. Dann putzte sie sich ausgiebig die Nase. Obwohl sie gar keinen Schnupfen hatte.

Frank sagte weiter nichts mehr, hatte aber einige Falten auf der Stirn. Als sie in ihrer Wohnung ankamen, war die Stimmung eisig. Christian wusste nicht, was er sagen sollte. Ilse konnte keinen klaren Gedanken fassen. Frank versuchte, die Situation durch eine Art Schlusswort zu retten: „Ich hoffe, du überlegst dir das noch mal, mein Junge.“

So endete der fröhliche Tag mit einer Missstimmung. Als Frank und Ilse allein waren, fragten sie sich, ob sie Christian nicht doch lieber hätten adoptieren sollen. Das Gespräch wurde so hitzig, dass sie sich beinahe stritten. Aber dann merkten sie, dass es nichts bringt, über ein längst vergangenes Hätte zu streiten. Die Weiche war einst so gestellt worden, und der Zug der Zeit war längst darüber hinweggerollt.

Wenn Frank und Ilse hofften, dass Christian sich noch einmal umentscheiden würde, dann irrten sie sich. Er blieb bei seinem Entschluss.

Liebevoll aber deutlich machte er ihnen klar, dass er ab jetzt für sich selbst sorgen werde. Vielleicht hätte er sich anders verhalten, wenn er gewusst hätte, wie sehr Ilse darunter litt. Oder wenn er gewusst hätte, dass sie innerhalb der nächsten zwei Jahren an Krebs stirbt. So aber setzte er sein Vorhaben zielstrebig um.

Er nahm sich eine erschwingliche Einzimmerwohnung im fünften Stockwerk eines Hinterhauses, direkt unterm Dach, und richtete sie einfach, aber zweckmäßig ein. Er immatrikulierte sich für das Studium der Evangelischen Theologie und beantragte Bafög. Natürlich kam er auch immer wieder zu Frank und Ilse, die sich stets über seine Anwesenheit freuten. Sie machten ihm auch ab und zu Geldgeschenke. „Damit du nicht zu knapp bist“, meinte Ilse. Aber es war anders als vorher. Christian war bei seinen Pflegeeltern kein Hausgenosse mehr, sondern nur noch ein Gast.

Christian begann sein Studium mit großem Eifer. Zuerst lernte er studentische Begriffe und Gepflogenheiten kennen. Zum Beispiel hatte er schnell herausgefunden, dass die Lehrveranstaltungen immer „cum tempore“ beginnen, nämlich eine Viertelstunde später als angegeben.

Latein konnte er schon von der Schule her, aber nun musste er auch Hebräisch und Griechisch lernen, die Ursprachen der Bibel. Er erfuhr, dass das griechische Wort „theos“ „Gott“ bedeutet und das griechische Wort „logos“ „Wort“, „Rede“ oder „Lehre“. Demzufolge war die Theologie das Reden beziehungsweise Lehren von Gott. Er interessierte sich dafür, dass viele deutsche Wörter aus den Ursprachen der Bibel stammen. Zum Beispiel kommt der Begriff „Schmiere stehen“ vom hebräischen Wort „schamar“ her, das „bewachen“ meint. Und ein „Idiot“ ist seinem griechischen Ursprung zufolge keineswegs ein Schwachkopf, sondern einfach nur ein Privatmann oder Eigenbrötler, möglicherweise auch ein Autist – dabei jedoch unter Umständen sehr intelligent.

Nach gut einem Jahr hatte Christian die grundlegenden Sprachsemester hinter sich gebracht und konzentrierte sich ganz auf die Theologie.

Dabei wuchs bei ihm eine Enttäuschung, die sich schon gleich zu Beginn des Studiums eingestellt hatte. In der Einführungsvorlesung zur Evangelischen Theologie hatten er und die anderen Neulinge zu hören bekommen: „Der Glaube ist keine legitime theologische Methode. Wir arbeiten hier wissenschaftlich, es muss also alles vernünftig und rechenschaftsfähig sein. Betrachten Sie auch die Bibel nicht als heiliges Buch, wie vom Himmel gefallen, sondern als das, was sie ist: eine Sammlung fehlerhafter menschlicher Quellen, Worte und Gedanken, die sich freilich alle mehr oder weniger direkt mit dem Gott Abrahams auseinandersetzen.“ Christians wachsende Enttäuschung bestand vor allem darin, dass er eigentlich nichts Neues über Gott selbst lernte, dafür um so mehr über Menschen und ihre Anschauungen von Gott, darüber hinaus auch über ihre sozialen und psychischen Befindlichkeiten.

Im fünften Semester belegte Christian ein Seminar mit dem Thema: „Karl Barths Römerbriefauslegung und ihre Rezeption nach dem Zweiten Weltkrieg“. Ein junger, wenig bekannter Dozent leitete die Lehrveranstaltung. Die Teilnehmerzahl war nicht besonders groß.

Der Dozent hatte ein Interesse daran, auch mal außerhalb der offiziellen Zeit zusammenzutreffen, damit man sich besser kennenlernt. So kam es eines Abends dazu, dass Christian mit dem Dozenten und einer Handvoll weiterer Studenten in einer Kneipe zusammensaß. Jeder hatte ein Glas Bier vor sich, nur eine Studentin mit kleingemusterter Bluse trank einen Tomatensaft. Sie hatte in einer Tragetasche ihr Baby mitgebracht, das friedlich neben ihr schlummerte.

Nach ein paar Minuten Smalltalk kreiste das Gespräch um das, was sie hier eigentlich zusammengebracht hatte: Um den berühmten Theologen Karl Barth und seinen ebenfalls berühmten Kommentar zum Brief des Apostels Paulus an die Römer, den er 1918 verfasst hatte.

„Das Spannende ist für mich Barths Gottesbild. Das war zu der Zeit richtig progressiv“, meinte ein Student mit kurzem Hals und birnenförmigem Rumpf. Weil der Kellner gerade auftauchte, bestellte er sich

ein Jägerschnitzel. Ein paar durstige Studenten hatten schon ausgetrunken und orderten ihr zweites Bier. Christian hatte an seinem ersten Bier erst ein bisschen genippt. Er wollte einen klaren Kopf behalten.

„Ja, ein spannendes Gottesbild“, lenkte der Dozent die Aufmerksamkeit wieder auf die letzte theologische Äußerung zurück.

„Aber was heißt das?“, fragte Christian.

„Es ist doch so“, meldete sich ein bärtiger Student altklug zu Wort. „Paulus hatte noch eine persönliche Gottesvorstellung, das zeigt der Römerbrief ganz klar.“ Der Bärtige machte eine kleine Pause und fischte mit dem Mittelfinger lässig eine Fliege aus seinem Bier. Dann fuhr er fort: „Barth hingegen hatte eine unpersönliche Gottesvorstellung. Auf diesem Hintergrund hat er versucht, den Römerbrief neu zu lesen.“

„Eine interessante These“, meinte der Dozent.

„Sie überzeugt mich aber nicht“, kritisierte der Kurzhalsige mit dem Birnenkörper. „Barth war doch ein frommer Mann, er war damals Dorfpfarrer in der Schweiz. Und in seinem ‚Römerbrief‘ sehe ich nichts, was auf ein unpersönliches Gottesbild hindeutet.“

Die Studentin mit der kleingemusterten Bluse schaltete sich ein. „Wir haben ja einiges gelesen, was nach dem Zweiten Weltkrieg über Barth geschrieben wurde. Vielleicht erscheint sein Gottesbild nur durch die Brille dieser späteren Theologen unpersönlich.“

Christian fragte: „Weil die selbst ein unpersönliches Gottesbild hatten?“

„Schon möglich“, meinte die Studentin. Ihr Baby muckelte ein wenig, beruhigte sich dann aber wieder.

„Spannend“, murmelte der Dozent, nahm einen Schluck aus seinem Glas und wischte sich den Schaum von der Oberlippe.

Der bärtige Fliegenfischer räusperte sich. „Na ja“, lenkte er ein, „vielleicht ist ‚unpersönlich‘ nicht das richtige Wort. Ich will mal lieber so sagen: Paulus hatte eine persönliche Gottesvorstellung, Barth dagegen eine *überpersönliche*. Nicht *unpersönlich*, sondern *überpersönlich*.“

„Was für eine feine Dialektik!“, rief der Dozent. „Barth hätte seine Freude daran.“

„Meinen Sie das jetzt ernst oder ironisch?“, fragte eine kleine Studentin mit dicken Brillengläsern. Aber ehe der Dozent antworten konnte, erschien der Kellner und servierte das Jägerschnitzel.

Christian fühlte sich bei diesem Gespräch wie ein Topf Wasser auf einer heißen Herdplatte. Der Unmut siedete in ihm, dann brodelte er, schließlich kochte er über. Mit rotem Kopf schleuderte er in die Runde: „Persönlich – unpersönlich – überpersönlich – was reden wir hier eigentlich? Ich studiere doch nicht Theologie, um verschiedene Gottesbilder zu sammeln wie andere Leute Schmetterlinge. Ich will Gott einfach besser kennenlernen. Und da suche ich Verlässliches, da suche ich Informationen aus erster Hand. Hier, scheint mir, geht es immer um eine Theologie aus zweiter, dritter oder gar vierter Hand. Wie hat Barth den Paulus gedeutet? Wie haben die Nachkriegs-Theologen den Barth gedeutet? Und wie finden wir selber das, was die Nachkriegstheologen da gedeutet haben?“

Christian hatte so laut gesprochen, dass das Baby jäh erwachte und zu schreien anfang. Die Mutter knöpfte ihre kleingemusterte Bluse auf, klappte den BH halb herunter, nahm das Kind auf den Schoß und begann, es zu stillen.

Christian fuhr mit gedrosselter Lautstärke fort: „Ich interessiere mich nicht für irgendwelche menschlichen Gottesvorstellungen oder Gottes-

bilder, das sind ja eigentlich nur Götzen. Ich möchte den wahren Gott kennenlernen, die Wahrheit über ihn erfahren.“

„Was ist die Wahrheit?“, erkundigte sich der Dozent. Und der Fliegenfischer verkündigte: „Es gibt keine absolute Wahrheit!“

„Damit widersprichst du dir selbst“, ging Christian auf ihn ein und erklärte dann: „Wenn jemand sagt: ‚Es gibt keine absolute Wahrheit‘, dann erhebt er mit dem Satz ja den Anspruch, dass er mindestens diese eine absolute Wahrheit kennt. Man kann höchstens sagen: ‚Ich bin mir nicht sicher, ob es absolute Wahrheiten gibt.‘“

„Spannend“, meinte der Dozent. „Aber das ist eher eine philosophische Frage, keine theologische.“

„Sag mal, was willst du eigentlich?“, wendete sich die Studentin mit der dicken Brille an Christian. „Wir bemühen uns doch um die Wahrheit, aber die ist nicht so leicht zu finden.“

Darauf Christian: „Ich behaupte ja nicht, dass das leicht ist. Habe ich niemals behauptet. Das war mir schon als Schüler klar: Es ist nicht leicht, mit Gott in dieser Welt zu leben. Aber noch schwerer ist es, ohne Gott in dieser Welt zu leben.“

„Und wie willst du die Wahrheit über Gott herausfinden?“, erkundigte sich der Fliegenfischer.

„Indem ich die Bibel als Gottes Wort ernst nehme. Paulus hat geschrieben, dass er ein Apostel ist, also ein bevollmächtigter Botschafter von Jesus Christus. Ich gehe davon aus, dass er sich darin nicht irrt und uns auch nicht anlügt. Daraus ergibt sich: Wenn ich Paulus richtig verstehe, dann verstehe ich Gott richtig.“

„War denn Paulus nicht ein ebenso irrtumsfähiger Mensch wie Barth und wie wir alle?“, gab der Dozent zu bedenken.

„Absolut nicht“, konterte Christian, „das widerspricht total seinem Selbstverständnis. Ich bleibe dabei: Wenn ich Paulus richtig verstehe, dann verstehe ich Gott richtig. Vielleicht kann mir Barth dabei helfen, Paulus richtig zu verstehen, vielleicht auch die Nachkriegs-Theologen, vielleicht auch unser Seminar. Wenn nicht, dann bringt es nichts für die wahre Gotteserkenntnis, finde ich.“

„Wahre Gotteserkenntnis!“, echote der Fliegenfischer spöttisch.

„Theologie ist eben was anderes“, meinte der Birnenförmige kauend.
„Theologie ist eine Wissenschaft.“

Der Dozent nahm einen großen Schluck aus seinem Glas.

Christian wurde wieder lauter, aber das Baby nuckelte ungestört weiter. Er rief: „Was ist denn Theologie? Was soll denn Theologie eigentlich sein? Theos heißt Gott, haben wir gelernt, und Logos heißt Rede oder Lehre. Aber was hier gemacht wird, ist ja gar keine Gottes-Lehre, kein Reden von Gott. Gott wird hier eigentlich ausgeklammert. Der Theos fällt weg, und es bleibt nur noch eine -logie übrig, ein Gerede, ein Geschwätz sozusagen.“

„Na na na!“, machte der Dozent. Aber Christian war nicht zu bremsen.

„Ist doch wahr“, meinte er. „Unser Seminar ist das beste Beispiel. Wir reden darüber, wie die Nachkriegs-Theologen darüber geredet haben, wie Barth darüber geredet hat, wie Paulus im Römerbrief über Gott geredet hat. Wir reden also nicht über Gott, sondern wir reden übers Reden übers Reden von Gott. Das ist keine Theologie, sondern eine Theo-logo-logie, oder sogar eine Theo-logo-logo-logie.“

Ein paar Studenten kicherten.

„Ein eigenwilliges Verständnis!“, kommentierte der Dozent. „Aber in meinen Lehrveranstaltungen gilt der allgemeine Konsens über die Theologie. Sie kann nämlich gar keine verbindlichen Antworten auf die Gottesfrage liefern, sondern nur Angebote von Antworten referieren

und untersuchen. Oft genug widersprechen die sich sogar. Wer sich auf diese Eigenart der Theologie nicht einlassen will, muss was anderes studieren.“

Der Kneipenbesuch war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Christian brach das Theologiestudium ab. Das warf ihn zurück auf die Entscheidungssituation direkt nach dem Abitur: Was sollte er studieren, was sollte er werden? Aber eigentlich, so wurde ihm bewusst, war es gar nicht mehr dieselbe Entscheidungssituation. Er war ja jetzt um eine Erfahrung reicher – und um eine Weg-Möglichkeit an der Gabelung ärmer. Er war nicht mehr derselbe wie damals, und die Zeit war auch nicht mehr dieselbe. Ilse war inzwischen gestorben. So gesehen handelte es sich eigentlich wieder um eine ganz neue Weggabel in seinem Leben, auch wenn die Situation ähnlich war. Christian fiel ein Satz des antiken Philosophen Heraklit ein: „Niemand kann zweimal in denselben Fluss steigen.“ Das Flussbett mag noch dasselbe sein, aber das Wasser ist ein anderes. Heraklit hatte seine grundlegende Erkenntnis mit der berühmten Sentenz zusammengefasst: „Alles fließt.“

Philosophie – das war es! Man muss die Philosophen fragen, wenn man etwas über grundlegende Wahrheitserkenntnis erfahren will. Und Christian wollte in der Tat wissen, ob seine Suche nach dem wahren Gott ein vergebliches Unternehmen war oder ob es doch so etwas wie Gewissheit geben konnte.

So wechselte Christian von der theologischen an die philosophische Fakultät. Wieder stürzte er sich mit Feuereifer ins Studium. Und wieder machte er mit der Zeit frustrierende Erfahrungen. Er merkte: Auch die philosophische Wissenschaft sammelte nur diverse Meinungen und Erklärungsmodelle wie Schmetterlinge. Allerdings legten die Philosophen mehr Wert auf die Stimmigkeit ihrer Gedankengänge als die Theologen. Aber neunzig Prozent des Studiums bestanden aus dem Kennenlernen mehr oder weniger berühmter Philosophen und ihrer Denk-

systeme, nur zehn Prozent aus dem eigenständigen Nachdenken über die Wahrheit und über den Sinn des Lebens. Und auch diese zehn Prozent hatten ihre Tücken. Christian wurde klar: Wenn der Mensch über die Grundlagen des Denkens nachdenkt, dann ist das in etwa so, als wollte jemand einen Motor zerlegen, der gerade läuft. Nachdenken über das Denken ist der hilflose Versuch, etwas absolut Allgemeines zu erkennen und auszudrücken.

Gleich zu Anfang seines Philosophiestudiums hatte Christian einen alten Professor kennen- und schätzen gelernt, von dem er sich verstanden fühlte. Innerhalb eines Jahres war dieser Mann für Christian so etwas wie ein väterlicher Freund geworden. Der Professor empfing ihn immer wieder gern in seiner privaten Studierstube und hörte geduldig zu, wenn Christian ihm sein Leid klagte.

Einmal saßen sie dort wieder beieinander. Sie versanken beinahe in den riesigen, abgewetzten Ledersesseln. Die Wände bestanden fast nur aus Bücherrücken – stehend und, wo Platz war, quer darüber liegend. Auch auf dem mächtigen schwarzen Schreibtisch türmten sich Bücher, ebenso auf dem runden Tischchen zwischen den Sesseln.

Der dürre Professor streckte seine Beine weit aus, strich über sein welliges graues Haar und sah Christian durch eine geflickte Hornbrille aus gütigen Augen an. Er sagte nichts, sondern wartete, bis Christian ihm sein Anliegen entfaltete. Es ging wie immer um Gott, um Gewissheit, um Wahrheit und um das Leben.

Der Professor antwortete nicht direkt auf Christians Ausführungen, sondern fragte: „Lieber Freund, was versprechen Sie sich denn nun eigentlich vom Studium der Philosophie?“

Christian erwiderte: „Ist doch klar: Ich will das Leben verstehen.“

„Das Leben verstehen?“, wiederholte der Professor. „Da gibt es nichts zu verstehen. Das Leben ist nicht zum Verstehen da, sondern einfach nur zum Leben!“ Seine Stimme klang etwas traurig, als er das sagte.

Christian brauste auf: „Einfach‘ ist gut! Das sagt sich so leicht. Aber das Leben ist eben nicht einfach. Übrigens: Wieso sind Sie überhaupt Philosophie-Professor geworden, wenn Sie diese Einstellung haben?“

Der Professor seufzte. „Das war nicht immer meine Einstellung. Ich habe sie erst im Laufe der Zeit gewonnen.“

Beide schwiegen lange. Dann dozierte der Professor: „Die Vernunft kann doch eigentlich gar nichts erklären im Leben. Aber sie kann das Leben *beschreiben*. Sie kann Zusammenhänge aufdecken und sich wiederholende Muster. Diese lassen uns das Leben als etwas Vertrautes erscheinen. Ja, das menschliche Leben ist wohl das Vertrauteste, aber zugleich auch das Befremdlichste, was wir kennen.“

Christian nickte nur.

Christian brach bald darauf das Philosophie-Studium ab. Damit endete auch seine fromme Phase. Er hatte erfahren, dass das Studieren ihn im Glauben nicht weiterbringt, sondern eher verunsichert. Diese Besorgnis erregende Entwicklung stoppte er nun. Er gab sein ehrgeiziges Ziel einer geisteswissenschaftlich abgesicherten Gotteserkenntnis auf und begnügte sich künftig mit dem schlichten Heilands-Glauben, der ihm von Kind auf vertraut war.

Es schien sich nicht zu lohnen, intellektuell um letzte Wahrheiten zu kämpfen. Die menschliche Vernunft erkennt am Ende keine absoluten Werte, sondern nur ihre eigenen Grenzen. Man kann die Welt und das Leben eben nicht verstehen, man kann das Leben in der Welt nur ertragen. Wenn Gott dazu Gelingen schenkt, ist das schon viel. Aber genau das will Gott dem Menschen ermöglichen und redet ihn darum an. Der Mensch kann dann auf das Gehörte vertrauen, obwohl – oder gerade weil – es sich vernunftmäßig nicht absichern lässt. Er kann einfach davon ausgehen, dass wahr ist, was er von Gott vernimmt. Allerdings kann er das von Gott Gesagte nur mit einer gewissen Unschärfe erkennen, wie ein Spiegelbild in einem schlecht polierten Blech. Daraus be-

standen die Spiegel der Antike, und darum steht in der Bibel: „Wir sehen durch einen Spiegel in ein dunkles Wort.“ Gott erwartet auch gar nicht, dass wir ihn verstehen, sondern lediglich, dass wir ihm vertrauen. Christian empfand diese Erkenntnis als entlastend, ja, als befreiend.

Aber wie sollte es nun weitergehen mit ihm? Sollte der doppelt abgebrochene Student mit einem dritten Studienfach beginnen? Und welchen Beruf sollte er anstreben?

Christian beschloss, Frank zu fragen, seinen Pflegevater. Er wollte nicht mehr allein entscheiden, sondern sich beraten lassen. Frank hatte immer ein offenes Ohr für ihn. Christian schätzte sein sachliches, strukturiertes Denken.

Seit Ilse tot war, hatte Franks Wohnung sich verändert – nicht grundlegend, aber in Kleinigkeiten. Es war nicht mehr so sauber und ordentlich wie zuvor, und es roch auch nicht mehr so gut. Der leichte Zitronenduft war verschwunden. Frank selbst hatte sich ebenfalls verändert. Er war hagerer und faltiger geworden. Er sah richtig alt aus. Aber seine Stimme war noch unverändert.

„Komm, setz dich“, forderte er Christian auf. „Schön, dass du mal wieder vorbeischaust. Was macht das Studium?“

Christian beichtete seinen erneuten Studienabbruch und bat Frank um Rat.

Frank sagte: „Ich habe mir das schon gedacht. Du bist kein Geisteswissenschaftler. Du denkst anders. Du liebst doch eigentlich die Welt der Zahlen und Fakten, und du liebst das analytische Denken. Ich wiederhole meinen Rat von damals: Werde Ingenieur!“

„Na ja“, meinte Christian, „aber was für ein Ingenieur? Bau-Ingenieur? Elektro-Ingenieur? Maschinenbauer? Informatiker? Da öffnen sich schon wieder so viele Wege, und ich kann nur einen gehen!“

Sie redeten eine ganze Weile über die Eigenarten der verschiedenen Ingenieurwissenschaften, aber Christian blieb unentschlossen. Da schlug Frank ihm vor: „Studiere doch erstmal Mathematik! Mathematik ist die Sprache der Ingenieure. Und du liebst diese Sprache. Das wird dir Freude machen. Ich glaube, es wird sich dann im Laufe des Studiums schon zeigen, was du beruflich daraus machen kannst.“

So wurde Christian ein Mathematikstudent. Frank hatte recht: Dieses Studium machte ihm mehr Freude als die Geisteswissenschaften Theologie und Philosophie. Er liebte die klare, exakte und dabei doch elegante Formelwelt der Mathematik. Mit ihr ließen sich alle Dinge kurz und genau darstellen, und sie ließen sich auch exakt analysieren.

Christian liebte aber auch die Geheimnisse dieser Wissenschaft, ihre erstaunlichen Merkwürdigkeiten. Da waren die imaginären Zahlen – Zahlen, die es eigentlich gar nicht gab und mit denen man trotzdem rechnen konnte. Und da waren die verzwickten Probleme dieser Wissenschaft, von denen manche immer noch nicht gelöst waren. Gerade über solchen Problemen brütete Christian tagelang. Dieser Denksport machte ihm viel Spaß.

Einmal versuchte Christian, sein Hobby der mysteriösen mathematischen Probleme direkt ins Studium einzubringen. Im Rahmen eines geometrischen Seminars wollte er eine Arbeit über die Quadratur des Kreises schreiben. Bei der Quadratur des Kreises geht es darum, mit rein geometrischen Methoden aus einem Kreis ein gleich großes Quadrat zu konstruieren.

Als Christian dem Professor sein Thema präsentierte, fragte der: „Sie wollen sich also mit Lindemanns Beweis der Unmöglichkeit beschäftigen?“

„Nein“, erwiderte Christian, „ich will versuchen zu zeigen, dass es doch möglich ist. Ich denke, dass sich die Kreiszahl Pi irgendwie geometrisch herleiten lässt, natürlich nicht in einer euklidischen Ebene,

aber vielleicht auf einer Kugeloberfläche mit einem flexiblen Lineal, das sich der Wölbung anpasst.“

Der Professor hielt das für einen Wit und lachte infolgedessen.

„Ich meine es ernst“, entgegnete Christian.

Der Professor lachte noch immer. „Sie werden noch das Perpetuum mobile erfinden!“, rief er. Dann wurde er ernst. „Das schlagen sie sich mal aus dem Kopf. Über diesem Kapitel der Mathematikgeschichte sind sämtliche Akten bereits geschlossen. Es gibt keine Quadratur des Kreises. Sie beweisen zu wollen ist Unsinn.“

Nach diesem Gespräch verlor Christian alle Lust am Mathematikstudium, und er gab es auf. Warum nur gelang es ihm nicht, eine Sache zu Ende zu führen? Schwer war ihm keines der drei Studienfächer gefallen. Er wusste, er war vielfältig begabt. Aber offensichtlich fehlte ihm die Gabe, aus seinen Gaben etwas Vernünftiges zu machen. Er fühlte sich wie ein Ehemann, der zum dritten Mal geschieden ist und nun grundsätzlich an seiner Fähigkeit zur ehelichen Treue zweifelt.

Wieder stand Christian an einer Weggabel der Entscheidung, und wieder war es eine neue Situation. Die Erde und das ganze Sonnensystem waren im Weltall weitergewandert. Das Leben hat nun mal keinen Rückwärtsgang.

Christian wurde bewusst, dass auch bei eigener Entscheidung diese Weggabelungen letztlich Weichen waren, die eine einzige Richtung fest vorgaben. Nur ein Weg konnte der sein, den er wirklich ging, alle anderen mussten hypothetisch bleiben. War die Möglichkeit zur freien Entscheidung also nur eine Illusion? War sein Wille möglicherweise gar nicht frei, und alles hing nur davon ab, was in jenem unsichtbaren Stellwerk entschieden wurde?

Wie sollte es weitergehen? Sollte er ein viertes Studium beginnen? Möglicherweise etwas, das ihn nicht so sehr persönlich berührte? Be-

triebswirtschaft etwa? Nach diesem Studium konnte er dann vielleicht in kurzer Zeit eine Menge Geld verdienen und sich dann ohne finanzielle Sorgen den Dingen widmen, die ihn interessierten. Christian kannte viele Geschichten von Leuten, die mit wirtschaftlichem Geschick aus kleinen Verhältnissen schnell zu großem Reichtum gelangt waren. Allerdings ahnte er, dass es auf der anderen Seite viel mehr unerzählte Geschichten gab von Leuten, die trotz ihres wirtschaftlichen Geschicks nur wenig oder nichts erreicht hatten. Merkwürdig, dass überwiegend nur Erfolgsgeschichten erzählt werden. Und merkwürdig, dass die meisten Menschen vor einer Unternehmung so gut wie sicher sind, dass sie Erfolg haben werden.

Christian hatte keinen Mut mehr, ein neues Studium anzufangen, und arbeitete nun in verschiedenen Jobs. Seine letzte Tätigkeit hatte er ziemlich gern ausgeübt: Er war Hilfskraft in einer großen Buchhandlung gewesen. Aber man hatte ihm noch in der Probezeit gekündigt.

Während dieser Erinnerungen und Grübeleien verzehrt Christian sein Brötchen und trinkt seine Tasse leer. Eine Bewegung lenkt sein Bewusstsein wieder in die Gegenwart. Es muss eine besondere Bewegung sein, denn viele andere Bewegungen vorher haben das nicht geschafft. Christian sieht auf dem gegenüberliegenden Gehweg eine junge Frau radeln. Sie hat eine sportliche Figur und einen dunkelblonden französischen Zopf. Auf ihrem Rücken trägt sie einen weinroten City-Rucksack. Ihr Aussehen gefällt Christian, ihr unvorschriftsmäßiges Radfahren auf dem Gehweg hingegen nicht.

1.4

Drinne im Café ist Christian immer noch das Gesprächsthema von Claudia Papenburg und Petra Sonntag. Wenn sie ihn schon nicht stören wollen, so stoßen sie doch wenigstens auf ihn an. Die Freundinnen haben eine zweite Flasche Prosecco kommen lassen, die sie in aufgekratzte Heiterkeit versetzt. Die Hintergrundmusik ist jetzt in Swing übergegangen.

„Weißt du eigentlich, dass Christian mal mein Versuchskaninchen war?“, fragt Petra.

Claudia blickt ihr fest in die Augen und sagt: „Du wolltest ihn mal verführen, stimmts?“

„Ja – nein – vielleicht“, kichert Petra. „Eigentlich wollte ich nur ein bisschen mit ihm flirten. Er hatte so wunderschöne treue Augen. Du warst damals eifersüchtig, gell?“

„Kann schon sein“, sagt Claudia. „Aber erzähl!“

„Wie gesagt, er hatte so wunderschöne Augen, aber er war ein Eisklotz. Jedenfalls habe ich ihn nie mit Mädchen ’rumknutschen sehen.“

„Stimmt“, meint Claudia. „Er war auch nie auf unsern Partys.“

„Genau“, bestätigt Petra, „ein richtiger Eigenbrötler. Deshalb habe ich ihn als mein Versuchskaninchen ausgesucht. Ich wollte nämlich mal ausprobieren, wie gut meine frisch entwickelten weiblichen Reize wirken.“

Claudia lacht: „Du wolltest also herausfinden, ob du den Eisklotz zum Schmelzen bringen kannst!“

Petra kichert wieder. „So ungefähr.“

„Und wie hast du das angestellt?“, erkundigt sich Claudia.

„Mei, er war doch Spitze in Mathe“, erklärt Petra. „Na ja, und ich stand kaum besser als Fünf. Da habe ich ihn einfach gefragt, ob er mit mir für die nächste Mathe-Arbeit übt. Das wollte ich auch wirklich, denn wir hatten damals gerade was ganz Kompliziertes, so eine X-Y-Geschichte mit Höhepunkt.“

„Aha“, meint Claudia. „Und danach wolltest du ein bisschen mit ihm flirten – als Nachtisch, gewissermaßen.“

„So ist es“, nickt Petra. „Ich habe ihn extra an einem Nachmittag bestellt, wo ich allein zu Hause war. Ich trug meinen rot-orangen Minirock, dazu eine ziemlich dünne Bluse, fast durchsichtig, und natürlich keinen BH drunter. Ich hatte damals eine tolle Figur, gell?“

Claudia kann sich nicht mehr genau erinnern.

„Und ein tolles Parfüm hatte ich auch“, fährt Petra fort. „So habe ich Christian die Tür aufgemacht. Er war ganz pünktlich. Er hat ein bisschen komisch geguckt.“

„Und dann hat er dir Nachilfe gegeben“, spinnt Claudia den Faden weiter.

„Ja. Ich habe mich ganz dicht neben ihn gesetzt. Er hat immerzu was erklärt und dazu auf Rechenpapier gekritzelt. Ich habe ab und zu ‚aha‘ gesagt, oder ‚ach so‘, und mit dem Kopf genickt. Und dann habe ich ganz zart meine Hand auf sein Bein gelegt.“

„Und? Begann der Eisklotz zu tauen?“, fragt Claudia interessiert.

„Nicht wirklich“, meint Petra. „Er wurde nervös, aber er hat tapfer weiter doziert.“

„Und dann?“

„Mei, dann bin ich ein bisserl deutlicher geworden. Und da hat er nicht mehr weiter doziert.“

„Sondern?“

„Sondern ist abgehauen.“

„Abgehauen?“

„Mei, er ist aufgestanden und hat irgendwas rumgestottert, dass er noch zu tun hat und dass wir genug geübt haben. Und dann hat er sich verabschiedet und ist fort.“

Claudia sieht ihrer Freundin in die Augen. „Und wie hast du dich da gefühlt?“

Petra blickt weg und sagt: „Erst war ich ägerlich und habe gedacht: So ein Idiot! Dann war ich total niedergeschlagen, weil ich meinte, dass ich nicht attraktiv genug bin. Aber etwas später habe ich mir gesagt: Irgendwas stimmt mit dem Christian nicht.“

Claudia fragt: „Dachtest du, dass er vielleicht verklemmt ist?“

„Eigentlich nicht“, erwidert Petra. „Er hat jedenfalls nicht den Eindruck gemacht. Aber er hatte wohl seine Prinzipien. Vielleicht war er sich dabei selbst im Weg. Er war in gewisser Weise ein Idiot – aber ein lebenswürdiger.“

„Vielleicht hatte er auch einfach Angst“, vermutet Claudia.

„Angst?“, fragt Petra entgeistert.

„Ja, Angst um seine Jungfräulichkeit.“

Petra hält das für einen Witz und kichert wieder. Claudia legt ihren Kopf in den Nacken und schließt die Augen. Petra bewundert Claudias schlanken Hals. Petras eigener Hals ist kurz.

Claudia Papenburg denkt an ihre Freundschaft mit Christian zurück. Sie könnte Petra einiges davon erzählen. Aber sie tut es nicht. Das passt jetzt nicht zur Sektlaune. Sie hatte diese Freundschaft damals sehr tief empfunden, hatte zum erstenmal echt romantische Gefühle in sich wahrgenommen.

Der zurückhaltende Christian mit den treuen Augen war Claudia von Anfang an positiv aufgefallen. Auf dem Schulhof hatte sie öfters mit ihm gesprochen. Sie war beeindruckt gewesen von seinem scharfen Beobachten, seinen tiefgründigen Gedanken und seiner schnellen Auffassungsgabe. Er verstand sie sofort, wenn sie etwas sagte, egal ob es ein Witz war oder etwas Ernstes.

Und dann fragte Claudia ihren Klassenkameraden mal, ob er nicht mit ihr ins Kino gehen möchte. „Warum nicht?“, hatte Christian geantwortet. Claudia schlug einen Science-Fiction Film vor. Sie vermutete, dass ihn so etwas interessiert, und sie lag damit richtig.

Claudia selbst fand den Film nicht besonders gut. Die Typen der Raumschiff-Besatzung waren ihr zu holzschnittartig und die Außerirdischen zu menschlich. Aber es fühlte sich gut an, neben Christian zu sitzen. Auch wenn der sich ganz auf den Film konzentrierte.

Danach machten sie einen langen Nachspaziergang durch den Park. Es war Sommer. Die Luft war frisch, aber nicht kalt. Von fern tönte Disco-Musik. Im Teich quakten Frösche. Irgendwo lachten junge Leute. Ein Motorrad dröhnte. Die Großstadt spielte ihre kleine Nachtmusik.

Claudia und Christian sprachen erst ein bisschen über den Film. Dann schwiegen sie lange. Claudia nahm Christian bei der Hand, und er drückte ihre Hand ein bisschen. Es fühlte sich alles rundum gut an.

Dann räusperte sich Christian und fragte: „Betest du eigentlich manchmal?“

Claudia schwieg. Von weitem tönte ein Martinshorn.

„Claudia?“, hakte Christian nach.

Leise erwiderte sie: „Warum fragst du das?“

„Ich bete jeden Tag“, antwortete Christian. „Wenn mir jemand wichtig ist, möchte ich gern wissen, ob er auch betet.“

Claudia schaute in den Nachthimmel, wo ein paar Sterne glitzerten. „Wenn ich mal in der Kirche bin, dann bete ich – wie man halt so mitbetet mit den anderen. Sonst habe ich mir noch nicht viele Gedanken darüber gemacht. Ich finde es, ehrlich gesagt, ein bisschen merkwürdig, mit jemandem zu reden, den man nicht sieht.“

„Am Telefon redest du doch auch mit Leuten, die du nicht siehst“, wendete Christian ein.

„Na ja, aber da weiß ich doch, dass es die gibt.“

„Und das weißt du bei Gott nicht?“

Claudia übergang die Frage und sagte: „Außerdem kommt ja doch alles, wie es kommen muss. Was nützt mir da das Beten?“

„Muss denn Beten unbedingt etwas nützen? Ich will doch einfach nur mit Gott im Gespräch sein – so wie wir miteinander reden.“

Sie gingen schweigend weiter. Noch immer hielten sie sich bei der Hand. In Claudias Kopf kreiste ein Satzsetzen von Christians Worten: „Wenn mir jemand wichtig ist...“ Natürlich hatte er sie damit gemeint. Das machte sie froh. Aber galt das auch umgekehrt? War er auch ihr wichtig? War er nicht viel zu fremd in seinem Reden und Denken?

An Claudias Haustür blieben sie stehen. Christian legte ihr seine freie Hand auf die Schulter und küsste sie. Es war ein ehrlicher Kuss, aber kein leidenschaftlicher. Dieser Kuss war eher so etwas wie ein Siegel

für die Worte: „Wenn mir jemand wichtig ist...“ Dann wünschten sie sich eine gute Nacht und trennten sich.

Es blieb nicht bei dem einen Mal, dass sie sich abends trafen. Manchmal gingen sie ins Kino, manchmal zu einem Straßenfest, manchmal einfach nur spazieren. Sie redeten oder schwiegen. Und immer selbstverständlicher fanden ihre Hände zueinander.

Der Spätsommer schenkte ihnen noch einmal einen besonders milden Abend. Die Sonne hatte ein lautloses Feuerwerk für sie veranstaltet, bevor sie unterging. Der Duft halb verwelkter Heckenrosen strich um ihre Nasen. Die kleine Nachtmusik der Großstadt spielte ausschließlich angenehme Töne, Disco-Musik und fernes Lachen. Claudia lief wie auf Wolken. Sie musste sich eingestehen, dass sie total verliebt war. Sie war bereit, sich Christian ganz hinzugeben.

Als der magische Abend an ihrer Haustür zu enden drohte, fragte sie rasch: „Möchtest du noch ein bisschen zu mir kommen?“

Christian überlegte einen Moment. Dann schaute er sie mit seinen treuen Augen an und sagte: „Ja, gerne.“

Christian war noch nie in Claudias Zimmer gewesen. Wände und Einrichtung zeigten vorwiegend warme Farben. Der Raum war praktisch und zugleich gemütlich eingerichtet: Bücherregal, Schreibtisch, Stuhl, Sessel, Nierentisch, Bett, Naturposter, indirektes Licht... Claudia machte Musik an, Simon und Garfunkel: „Hello darkness, my friend...“ So versuchte sie, den Zauber des Abends in ihr Zimmer zu holen.

Christian stand verlegen da. Claudia fragte ihn, ob er was trinken will. „Muss nicht sein“, antwortete er.

Dann stellte sich Claudia dicht vor Christian hin und blickte intensiv in seine treuen Augen. Die konnten ihrem Blick nicht standhalten und schwenkten hinüber zum Bücherregal. Da schloss Claudia ihre Augen, öffnete ein wenig den Mund und umarmte Christian. Der legte seine

Hände um ihre Hüften, und sie küssten sich. Diesmal leidenschaftlich. Claudia fühlte sich wie eine Blüte, die unter warmen Sonnenstrahlen aufgeht. Was für eine magische Nacht!

Plötzlich hörte Christian mit Küssen auf, ließ sie los und sagte: „Ich denke, ich geh jetzt lieber.“

Claudia sah ihn verständnislos an. Er erklärte: „Wenn wir jetzt weitermachen, kann ich nicht mehr aufhören.“

„Wäre das denn so schlimm?“, fragte Claudia.

„Wenn ein Mann und eine Frau miteinander schlafen möchten, dann müssen sie erst sicher sein, dass sie ihr ganzes Leben miteinander teilen wollen.“

„Ist das deine feste Überzeugung?“

„Ja“, sagte Christian. „Ich bin mir sicher, dass Gott das so haben will. Und darum gebe ich dir jetzt nur noch einen Gute-Nacht-Kuss, und dann gehe ich.“

Als Christian weg war, fühlte sich Claudia wie eine welke Knospe. Sie war enttäuscht, traurig und verwirrt.

Nach diesem Ereignis kühlte die Freundschaft der beiden ab. Sie verabredeten sich nicht mehr, sondern sprachen nur noch hin und wieder auf dem Schulhof miteinander. Diese Gelegenheiten wurden aber immer seltener und die Gespräche belangloser.

Claudia konnte ihre Enttäuschung einfach nicht überwinden. Christians geradliniger Charakter hatte sie zuvor immer beeindruckt, aber musste er unbedingt so prinzipientreu sein? So stur? So unsensibel? So idiotisch?

Ja, denkt Claudia, Petra hat Recht: Er ist ein Idiot, aber ein lebenswürdiger.

Claudia malt sich aus, wie es wohl gekommen wäre, wenn Christian damals die Weiche anders gestellt hätte. Wenn er nicht so charakterfest gewesen und dageblieben wäre. Oder wenn sie ihrerseits mehr Geduld gehabt hätte, mehr Verständnis für ihn. Vielleicht wäre der Mann da draußen vor dem Café dann jetzt ihr Ehemann. Vielleicht hätten sie zusammen zwei Kinder, so wie Petra und ihr Sebastian. Ob sie miteinander glücklich wären? Ob er jetzt mit einer anderen glücklich ist? Oder eher unglücklich – so wie viele Paare, die zu ihr in die Sprechstunde kommen? Ob sie vielleicht doch noch mal mit ihm Kontakt aufnehmen sollte?

Ein Knall reißt Claudia aus ihren Gedanken. Sie blickt erschrocken aus dem Fenster. Auf dem gegenüberliegenden Gehweg liegt ein Fahrrad, und daneben eine Frau mit französischem Zopf. Ein Auto steht direkt dahinter. Es muss gerade aus der Toreinfahrt gekommen sein und die Radfahlerin erfasst haben. Der Fahrer steigt aus. Er ist ganz blass. Einen Augenblick später sieht Claudia durch die Fensterscheibe, wie Christian hastig aufsteht, ein paar Münzen auf das Marmortischchen wirft und eilig weggeht. Einige schaulustige Passanten bleiben stehen, und zwei oder drei leisten Erste Hilfe. Nach wenigen Minuten ertönt ein Martinshorn, und ein Krankenwagen erscheint.

1.5

Manche Gedanken sind lästig wie Fliegen: Kaum hat man sie verscheucht, sind sie schon wieder da. Christian Pinchowski eilt verstört die Straße entlang und kann nur denken: Hätte ich nicht dableiben und helfen müssen?

Wie die Frau mit dem französischen Zopf hilflos auf der Straße lag – dieses Bild hat sich tief in ihn eingebrannt. Er war so erschrocken, dass er nur schnell die drei Euro fünfzig für sein „Frühstück“ auf den Tisch

geworfen hat und dann geflohen ist. Einen Augenblick lang hatte er noch den Impuls gehabt, umzukehren und zu helfen, aber dann ist er doch weitergegangen. Ob die Frau schwer verletzt ist?

Christian hört von fern ein Martinshorn. Er will jetzt nur noch nach Hause. Er erreicht den Hauseingang, stürmt 85 Treppenstufen hoch, schließt seine Wohnung auf und lässt sich in einen Sessel fallen. Sein Atem keucht, sein Herz rast.

Hätte er nicht dableiben und helfen müssen?

Christian kann nicht sitzen bleiben. Er geht in seiner Einzimmer-Dachwohnung auf und ab, immer zwischen Kochzeile und Bett hin und her, wie ein Tier im Käfig. Viel Platz hat er nicht, da steht zu viel im Weg: der Sessel, ein kleiner Esstisch mit zwei Stühlen, ein Schreibtisch, ein Bürostuhl, ein Kleiderschrank und ein vollgestopftes Bücherregal. Die wenigen freien Wandflächen sind schräg, Bilder können hier nicht hängen, nur ein großformatiger Kalender hat Platz an der Wohnungstür. Er zeigt eine historische Feuerwehr. Sie erinnert Christian an das Martinshorn und an den Unfall.

Hätte er nicht dableiben und helfen müssen?

Christian beschließt, sich irgendwie abzulenken. Oben auf dem Bücherregal steht ein Schuhkarton, in den er lange nicht hineingeschaut hat. Der Karton enthält Erinnerungsstücke aus der Zeit, als seine Eltern noch lebten. Vielleicht könnte er sich mithilfe dieses Kartons auf eine kleine Zeitreise in die Vergangenheit begeben.

Christian nimmt den Karton vom Regal, pustet den Staub vom Deckel und öffnet ihn. Drinnen liegt der kleine, etwas ramponierte Teddy, den er vor seiner Schulzeit sehr liebte. Dann findet Christian ein gerahmtes Foto. Es zeigt seine Eltern und ihn beim Urlaub an der Nordsee. Auch seine selbst erfundene „Rechenmaschine“ liegt im Karton: das Lineal und der dazu passende Pappstreifen. Ach ja, und dann ist da noch das kleine Gedicht, das sein Vater für ihn zum Schulanfang gemacht hatte.

Eigentlich ist es eine Art Abzählreim. Karl Pinchowski hatte die Worte in künstlerisch geschwungener Schrift auf ein Holzbrettchen gemalt und dieses ins Kinderzimmer gehängt. Der Reim lautet:

„1 – 2 – 3 – 4 – 5 – 6 – 7,
zähle viel und lerne lieben!“

Offensichtlich hatte Vater Pinchowski die frühe Begeisterung seines Sohnes für Zahlen erkannt und darauf Bezug genommen. Immerhin konnte Christian schon vor seiner Einschulung bis hundert zählen, und er war stolz darauf. „Zähle viel“, das hätte ihm sein Vater eigentlich gar nicht zu sagen brauchen. Obwohl: Die Zahlen von eins bis hundert aufsagen ist ja eigentlich kein Zählen, ebensowenig wie das Aufsagen des Alphabets Reden ist. Richtig gezählt wird erst dann, wenn man die Zahlen in eine Beziehung zu irgendwelchen Dingen setzt. Zu Treppenstufen zum Beispiel, oder zu Fahrradspeichen – etwa die Speichen an dem Fahrrad von der Frau mit dem französischen Zopf.

Hätte er nicht dableiben und helfen müssen?

Zahlen sind für alles gut: Tage, Jahre, Kinder, Rinder, Schritte, Zähne, Witze, Wählerstimmen, abgebrochene Studienfächer, Verletzte bei einem Unglück, Haare in der Suppe, Schäfchen im Trockenen oder eingebildete Schafe vor dem Einschlafen. Man kann sogar fehlende Dinge zählen – zum Beispiel Zahnlücken oder Löcher im Strumpf. Diese „Dinge“ verdanken ihre Existenz allein der Tatsache, dass irgendwas nicht existiert an einer Stelle, wo man es erwartet.

Besonders kurios ist die Sache mit dem Geld. Christian braucht nicht lange, um sein Geld zu zählen. Seit er seinen letzten Job verloren hat, ist er fast pleite. Sein gesamtes Barvermögen beläuft sich auf einen zweistelligen Betrag. Angenommen, er würde ihn in den nächsten Tagen ausgeben, dann hätte er gar kein Geld mehr und könnte es demzufolge auch nicht mehr zählen. Philosophisch betrachtet, kann man das Nichts ja nicht zählen. Den alten Griechen und Römern war die

Zahl Null daher unbekannt, auch wenn sie ansonsten mathematisch recht gut aufgestellt waren. Die alten Araber dachten da praktischer, sie waren eher Kauflleute als Philosophen. Sie wussten: Es kann durchaus der Zustand eintreten, dass der Geldbeutel leer ist. Für diesen Zustand erfanden sie die Zahl Null. Sie hat sich weltweit durchgesetzt. Kein Wunder: Auch das Phänomen des leeren Geldbeutels ist ja weltweit verbreitet.

Christian selbst steht kurz vor dieser Situation. Zum Glück hat er keine Schulden. Aber wenn er Schulden hätte, dann könnte er auch diese beziffern – wie Zahnücken oder wie Löcher im Strumpf. Wer Schulden zählt, der zählt eigentlich Geld – aber eben Geld, das nicht da ist. Wenn Christian all sein Geld ausgeben würde und obendrein noch tausend Euro Schulden hätte, dann hätte er damit weniger als nichts. Und wenn ihm dann jemand tausend Euro schenkte, wäre er wieder nur bei null oder nichts angelangt. Das ist schon komisch.

Ob die Frau mit dem französischen Zopf sich wohl ein neues Fahrrad kaufen wird? Hätte er nicht dableiben und helfen müssen?

„Zähle viel“, hatte Karl Pinchowski seinen Sohn ermuntert. Christian geht zwar immer noch gern mit Zahlen um, aber eigentlich zählt er nicht viel. Zählen ist ihm zu mühsam. Die Mathematik kennt viel elegantere Wege, mit Zahlen umzugehen. Die 85 Treppenstufen zu seiner Mansardenwohnung hat er nie gezählt. Aber er weiß: Jedes Stockwerk hat zwei Treppenabsätze, jeweils verbunden durch acht Treppenstufen. Er wohnt im fünften Stock, und von der Eingangstür bis zum Parterre kommen noch einmal fünf Stufen hinzu. Daraus lässt sich leicht die Gesamtzahl ermitteln: fünf Stockwerke mal zwei Absätze mal acht Stufen plus fünf Anfangs-Stufen gleich 85 Stufen! 85 Stufen, die er vorhin mit Herzklopfen erklommen hat – nicht nur wegen der körperlichen Anstrengung, sondern vor allem wegen seines schlechten Gewissens in Bezug auf die Frau mit dem französischen Zopf.

Hätte er nicht dableiben und helfen müssen?

Christians Blick fällt auf den Kalender an der Tür. Das Monats-Kalendarium besteht aus einer Tabelle mit fünf Zeilen und sieben Spalten für die Wochentage. Wollte ein einfältiger Mensch die Anzahl der Kästchen wissen, dann würde er sie von Anfang bis Ende durchzählen: eins, zwei, drei und so weiter, bis fünfunddreißig. Wer jedoch das kleine Einmaleins kennt, weiß sofort: fünf mal sieben ist fünfunddreißig. Wollte man die Tageskästchen in allen zwölf Monatstabellen durchzählen, dann wäre man damit mehrere Minuten lang beschäftigt. Die Mathematik aber verhilft mühelos zu einem schnellen Ergebnis: $5 \text{ mal } 7 \text{ mal } 12 \text{ gleich } 420$.

Ja, die Mathematik macht das Leben zweifellos leichter. Warum viele Leute sie wohl trotzdem nicht mögen? Wie umständlich wäre es, die Anzahl der Kalenderkästchen ohne Mathematik aufzuschreiben. Für eine einzige Monatstabelle müsste man 35 Striche machen – und, wenn man die Zahl lesen wollte, sie jedesmal nachzählen. Ganz zu schweigen von den 420 Kästchen im gesamten Kalender! Die Mathematik kommt mit nur drei Zeichen aus: 4 für die Anzahl der Hunderter, 2 für die Anzahl der Zehner, 0 für die Anzahl der Einer.

Und für ganz große Zahlen besitzt die Mathematik noch andere Darstellungsmethoden. Christian denkt da zum Beispiel an den Abstand zwischen Erde und Sonne. Er beträgt ungefähr hundertfünfzig Milliarden Meter. Man braucht vierundzwanzig Buchstaben, um diese Zahl zu schreiben, oder zwölf Ziffern: 150 000 000 000. Kürzer und eleganter ist die wissenschaftliche Schreibweise: 15×10^{10} – das sind nur sieben Zeichen! Wollte man diese Zahl ganz ohne Mathematik aufschreiben, also mit 150 Milliarden Strichen, dann würde das ungefähr 30 Milliarden Sekunden dauern, das sind fast tausend Jahre! Am Ende würde die Zahl 15 Millionen A4-Blätter füllen, auch wenn man ganz klein schreibt. Erst dann hätte man die Entfernung von der Erde zur Sonne ohne mathematische Hilfe dargestellt – zur Sonne, die heute früh so herrlich schien, als die Frau mit dem französischen Zopf verunglückte.

Hätte er nicht dableiben und helfen müssen?

Christian öffnet das kleine Fenster neben seinem Bett und schaut hinunter. Tief unter sich sieht er den asphaltierten Hinterhof, verziert nur mit einem Fahrradständer und ein paar Mülltonnen. Dann nimmt er seine Wanderung durchs Zimmer wieder auf. Fünf Schritte kann er machen, danach muss er wenden. Fünf Schritte beträgt der Abstand zwischen Kochzeile und Bett. Abstände kann man eigentlich nicht zählen, aber man kann sie messen. Das Maß ist dabei beliebig: fünf Schritte oder 15 Fußlängen oder 35 Handbreiten... Auch die Entfernung der Sonne von der Erde kann man nicht zählen, sondern nur messen. Dass man sie in Metern angibt, ist erst seit dem 19. Jahrhundert üblich. Vorher gab es das Meter noch gar nicht. Aber in jedem Fall misst man, indem man gleich große Maßeinheiten zählt. Auf dieselbe Weise können Flächen gemessen werden oder Räume oder Zeiten oder Gewichte oder Temperaturen.

Christians Wanderung wird lebhafter. Er kann sich immer wieder neu über die Wunderwelt der Zahlen begeistern. Zählen kann man mit ihnen und rechnen und messen und noch einiges mehr. Auch Reihenfolgen lassen sich mit Zahlen darstellen. Wer wird Erster, Zweiter oder Siebenundachtzigster beim Marathon-Lauf? Und in welchem Verhältnis stehen diese Zahlen zu den Zahlen auf Brust und Rücken der Läufer?

Wer Erster wird, den feiert man als Helden. Der Letzte fragt sich vielleicht, wozu er die vielen Strapazen überhaupt auf sich genommen hat. So wird eine Reihenfolge zur Rangfolge, zur Bewertung. Ja, Zahlen bewerten auch.

Die einfachste mathematische Bewertung funktioniert jedoch ganz ohne Zahlen, nur mit den Rechenzeichen Plus und Minus: Plus steht für positiv und gut, Minus für negativ und schlecht. Geld, das man hat, ist gut, darum beziffert man es mit positiven Zahlen. Geld, das einem fehlt, ist schlecht, darum setzt man ein Minuszeichen davor. Ebenso

kann man Treppenstufen aufwärts mit positiven Zahlen zählen, Treppenstufen in den Keller dagegen mit negativen Zahlen (obwohl es eigentlich angenehmer ist, eine Treppe abwärts zu gehen als aufwärts). Eine Bewertung mit Plus und Minus entspricht einem Schwarz-Weiß-Denken; es ist holzschnittartig. Jugendliche neigen beim Bewerten dazu, alles in nur zwei Schubladen einzuordnen, z. B. „megacool“ oder „saudumm“; selten finden sie etwas „mittelgut“ oder „normal“. Ebenso verhält es sich mit simplen Romanen und Filmen: Da gibt es immer nur gute und böse Menschen; man kann sie sofort voneinander unterscheiden. Plus und Minus entsprechen der zweiwertigen Logik, die das Grundprinzip des menschlichen Geistes darstellt, und ebenso das Grundprinzip der Informatik mit ihrer Welt aus Nullen und Einsen. Man findet es in der einfachsten Prüfungsbeurteilung „bestanden“ oder „durchgefallen“, auch beim simpelsten Gerichtsurteil „schuldig“ oder „nicht schuldig“.

Feingliedriger als Plus und Minus ist die Bewertung mit abgestuften Zahlenwerten. Die Schulnoten sind ein Beispiel dafür. Christian fällt ein, dass er noch ein altes Aufsatzheft haben müsste. Er schaut erneut in seinen Karton. Tatsächlich: Ganz unten liegt ein schwarzes Schulheft, und auf dem Etikett steht in seiner krakeligen Schüler-Schrift „Aufsätze“. Er liest die Überschriften und erinnert sich: „Ein Zoo-Besuch“, „Mein Leben in dreißig Jahren“, „Jeder ist seines Glückes Schmied“. Was er damals geschrieben hat, will er gar nicht so genau wissen. Immerhin findet er unter seinen Texten mehrere rote Zweien und Dreien, mit denen der Deutschlehrer seine ersten literarischen Versuche bewertet hat.

Im Laufe seines Schülerlebens hat Christian die ganze Zensuren-Palette erlebt, von eins wie „sehr gut“ bis sechs wie „ungenügend“. Sein Verhalten heute früh würde er übrigens mit sechs bewerten, höchstens mit fünf wie „mangelhaft“.

Er hätte wirklich dableiben und helfen sollen.

Man kann die Leistung von Lernenden auch auf andere Weise bewerten. Im Gymnasium ersetzt ein Punktesystem die klassischen Zensuren: 0 Punkte für keine Leistung, 15 Punkte für optimale Leistung. Parallel dazu wird oft auch eine noch feinere Abstufung von 0 bis 100 Prozent verwendet. In den Medien ist eine Fünf-Stufen-Skala sehr beliebt, zum Beispiel bei Bewertungen im Internet: Da kann jeder seine Zufriedenheit mit ein bis fünf Sternen zum Ausdruck bringen – wobei ein einziger Stern allerdings nicht als Auszeichnung zu verstehen ist wie bei den Sternen für Gourmet-Restaurants, eigentlich auch nicht als erste Stufe der Zufriedenheit, sondern vielmehr als höchste Stufe der Unzufriedenheit. Es ist eher so wie bei Meinungsumfragen mit einer Bewertungsskala von minus zwei über null bis plus zwei: „Stimme überhaupt nicht zu“, „stimme eher nicht zu“, „habe keine eindeutige Meinung“, „stimme eher zu“, „stimme vollständig zu“. Das funktioniert immer, egal ob es um die Regierungsfähigkeit eines Staatsoberhauptes geht, um die Freundlichkeit eines Kundenberaters oder um den Wohlgeschmack eines Joghurts. Die Verkehrsdisziplin der Frau mit dem französischen Zopf würde Christian übrigens mit -1 bewerten, ihre Schönheit dagegen mit +2.

Er hätte wirklich dableiben und helfen sollen.

Christian schaut noch einmal genau auf das Holzbrettchen mit dem Reim seines Vaters: „1 – 2 – 3 – 4 – 5 – 6– 7, zähle viel und lerne lieben!“ Jede Zahl hat eine andere Farbe, und der i-Punkt über „lieben“ ist ein kleines rotes Herz. Als Christian seine Zimmer-Wanderung wieder aufnimmt, gehen ihm besonders die letzten beiden Wörter im Kopf herum: „...lerne lieben!“ Was das für einen Erstklässler wohl bedeuten sollte? Liebe ist doch kein Unterrichtsfach! Und Zensuren gab es dafür auch nicht, höchstens eine Note für „Betragen“. Auch Liebeslehrer und Lehrbücher über Liebe sind weitgehend unbekannt. Unter einer Liebeslehrerin würde mancher sich womöglich eine Dame vorstellen, die einem Herrn bestimmte Sexualtechniken beibringt. In

Hinblick auf den Reim ist das natürlich ein abwegiger Gedanke; das hatte Karl Pinchowski bestimmt nicht im Sinn.

Christian fällt eigentlich nur eine echte Liebeslehrerin ein: seine Pflegemutter Ilse. An ihrem Vorbild konnte er lernen, was liebevolles Verhalten ist. Und wenn er sie nach einem Lehrbuch zum Thema Liebe gefragt hätte, dann hätte sie bestimmt ohne Zögern geantwortet: „Die Bibel!“ Was darin von Gottes Liebe und vom Heiland Jesus Christus steht, war für Ilse die höchste Instanz. Christian konnte das auch immer nachvollziehen und hat diesen Standpunkt bis heute beibehalten.

Seltsam, denkt Christian, dass die Menschen so ganz verschiedene Vorstellungen von der Liebe haben. Die einen denken an Sexualtechniken, die anderen an Gottes Liebe. Dazwischen gibt es noch jede Menge anderer Deutungsmöglichkeiten für diesen Begriff: Liebe als Emotion, als Himmelsmacht, als natürlicher Trieb, als Grundlage gelingender Partnerschaft, als Sympathie, als Begehren. Die Liebe, merkt Christian, ist fast so vielfältig wie die Welt der Zahlen. Man kann sein Hobby lieben, seine Heimat, sein Haustier, ein Violinkonzert, Schokoladenpudding oder eben einen anderen Menschen. Es gibt Mutter- und Vaterliebe, Freundes- und Feindesliebe, Vaterlands- und Nächstenliebe – wie zum Beispiel beim Barmherzigen Samariter, der vor der Not des Mitmenschen nicht davonlief, sondern helfend zupackte.

Christian hätte vorhin wirklich dableiben sollen.

Küche – Bett. Bett – Küche. Küche – Bett. Bett – Küche. Christian beschließt, seine Liebes-Gedanken zu strukturieren. Eigentlich gibt es doch nur zwei Sorten von Liebe: Liebe im Sinne von Betragen und Liebe im Sinne von Begehren. Die erste Sorte kann man lernen, die zweite Sorte braucht man nicht zu lernen. Daraus folgt: Der Ratschlag „Lerne lieben!“ bezieht sich auf die erste Sorte, aufs liebevolle Benehmen.

Christian überlegt: Liebevolles Verhalten umfasst mehr als gutes Betragen. Denn auch ein durchtriebener Egoist kann sich gute Umgangs-

formen aneignen, aber das ist dann noch lange keine Nächstenliebe. Echte Liebe ist aufrichtig. Wer sich liebevoll benimmt, der tut nicht nur so, als ob er nett ist, sondern der ist wirklich nett. Liebe und Wahrhaftigkeit gehören so fest zusammen wie die beiden Seiten einer Münze. Unwahrhaftige Liebe liegt ebenso falsch wie lieblose Wahrheit. Kann sein, dass unhöfliche Ehrlichkeit besser ist als unehrliche Höflichkeit, aber am besten ist natürlich höfliche Ehrlichkeit. Darum will sich Christian künftig bemühen. Vielleicht läuft dann nicht mehr so vieles schief in seinem Leben.

Nun stellt Christian sich die Frage, zu welcher Sorte denn die Liebe zwischen Mann und Frau gehört. Zweifellos spielt da das Begehren eine große Rolle, aber das Betragen ist auch wichtig. Wenn jemand sich in einer Partnerschaft nur vom erotischen Trieb leiten lässt, dann degradiert er sein Gegenüber zum reinen Lustobjekt. Das kann man nicht gutheißen.

Christian muss sich eingestehen: Er ist auf diesem Gebiet nur ein Theoretiker. Er war nie richtig verliebt und hat keine eigenen Erfahrungen mit Partnerschaften. Er kennt diese Art Liebe nur aus zweiter oder dritter Hand. Er kennt sie zum Beispiel aus der Erinnerung an seine Eltern und Pflegeeltern.

Christian wandert wieder eifriger. Dabei fällt sein Blick erneut auf das Brettchen: „...und lerne lieben.“ Falls er sich doch noch mal verlieben sollte, dann müsste diese Beziehung beides einschließen, sowohl das Begehren als auch das Betragen. Beides müsste gut miteinander ausbalanciert sein. Vielleicht sollte das Betragen sogar überwiegen. Er würde seine Frau ja vor allen Dingen glücklich machen wollen.

Das könnte ihn jedoch unter Umständen in eine paradoxe Situation bringen. Angenommen, er würde sich in eine Frau verlieben und ihr das auch zeigen, aber die Frau würde ihn nicht mögen. Es wäre dann ziemlich lästig für sie, wenn er ihr weiter den Hof machte. Er müsste sie,

wenn ihm ihre Wünsche wichtig wären, in Ruhe lassen. Und das hieße letztlich: Wenn er sie wirklich liebte, müsste er aufhören, sie zu lieben.

Wäre dies eine Lektion, die man lernen muss, wenn man lieben lernen will? Oder gilt womöglich das Gegenteil: weiter um die geliebte Frau werben, ja, um sie kämpfen? Christian ist sich nicht sicher. Nur eins weiß er: Wahre Liebe sucht nicht einseitig den eigenen Vorteil, sondern fragt danach, was der beziehungsweise die andere möchte.

So weit die Theorie. Die Praxis ist weitaus ernüchternder. Er hätte heute nicht davonlaufen, sondern der Frau mit dem französischen Zopf einfach helfen sollen.

Manche Gedanken sind lästig wie Fliegen.

1.6

Claudia Papenburg joggt. Kurze Hose. T-Shirt. Luft am Körper. Herrlich!

Sportuhr läuft. Puls einhundert.

Claudia joggt musikfrei. Locker traben. Locker denken. Schönes Frühstück heute! Etwas üppig. Na ja. Und mit Petra quatschen. Tut gut. Sie ist dick geworden.

Puls einhundertzehn.

In den Park. Hund kläfft. Schnell vorbei. Rentner stehn im Weg. Umweg übern Rasen. Luft und Sonne. Herrlich!

Puls einhundertzwanzig.

Alte Petze! Köstliche Geschichte! Kinder, Kinder! Kind mit Dreirad kommt. Nur nicht übern Haufen rennen! Kind glotzt. Mutter lächelt. Claudia auch. Locker weiter.

Puls einhundertzwanzig.

Christian: Was war da los? Warum ist er weggerannt? Keine Chance für ein Gespräch. Schade.

Puls einhundertdreißig.

Kies knirscht. Vögel zwitschern. Leute lachen. Schön im Park! Da, schon wieder Straße.

Puls einhundertdreißig.

Ampel rot. Nichts riskieren. Auf der Stelle joggen. Werd doch endlich grün! Das dauert! Blöde Ampel!

Puls einhundertzwanzig.

Weiterjoggen. Jetzt die Kanalbrücke. Da, ein Ausflugsschiff! Es tutet. Passagiere winken.

Puls einhundertdreißig.

Blöder Fernseher. Hilft nichts. Nachher neuen kaufen. Im Technik-Markt am Alex. Und ein bisschen bummeln.

Puls einhundertdreißig.

Was Christian wohl macht? Wie es ihm geht? Dieser Kauz! Lange nichts gehört von ihm.

Puls einhundertvierzig.

Alter Schulweg. Tausendmal gegangen. Oft gerannt. Auch zu spät gekommen. Tempo steigern! Lungen fordern!

Puls einhundertfünfzig.

Anna hat Geburtstag. Wird achtzehn. Tolles Alter. Geschenk muss her. Muss, muss, muss! Quatsch. Wer nicht müssen will, muss wollen. Sie will ja schenken. Aber was? Kein Gutschein. Keine Blumen. Was Beständiges. Was Überraschendes.

Puls einhundertfünfzig.

Vorsicht, schlechtes Pflaster! Platten stehen hoch. Nur nicht stolpern! Müsste mal gemacht werden. Kann man lange warten. Ist eben Berlin.

Puls einhundertvierzig.

Ob Christian hier noch wohnt? Vielleicht sieht man sich noch mal. Ganz zufällig. Kann mal wieder quatschen. Wäre nicht schlecht.

Puls einhundertfünfzig.

Blase drückt. Ab nach Hause! Schneller werden! Endspurt!

Puls einhundertsechzig.

1.7

Christian Pinchowski hält es in seinem Mansardenzimmer nicht mehr aus. Sein Gewissen gibt ihm keine Ruhe. Er braucht mehr Bewegung, frische Luft und einen gut Rat. Er beschließt, mit seinem Pflegevater zu reden.

So macht Christian sich auf den Weg zu Frank Bodenstein. Der pensionierte Ingenieur freut sich ja immer über einen Besuch. In seiner nüchternen Art wird er wohl etwas Hilfreiches sagen können.

„Hey!“, ruft jemand hinter Christian. Der dreht sich um und sieht in einiger Entfernung Horst Henker, seinen ehemaligen Kollegen von der Buchhandlung. Christian weiß nicht recht, ob er sich freuen soll, und

sagt: „Herr Henker?“ Ein untersetzter Mann mit Glatze nähert sich und grinst.

„Quatsch Herr Henker! Der Hotte bin ich! Warum sollen wir keine Kumpels bleiben, nur weil der Alte dich rausgeschmissen hat, nich?“

„Na gut“, stimmt Christian zu.

„Wie gehts dir denn so, altes Haus?“, will Horst Henker wissen. „Haste schon was Neues gefunden?“

„Nö“, meint Christian, „bin noch auf der Suche.“

„Zu blöd, dass die Kleinmoser dich über deine Homophobie stolpern ließ.“

„Ich bin nicht über meine Homophobie gestolpert, ich bin überhaupt nicht homophob“, ereifert sich Christian. „Ich bin nur rausgeflogen, weil die Kleinmoser mir Homophobie *unterstellt* hat!“

„Ja ja, schon gut. Jedenfalls: Hast du Lust auf ’ne kleine Party? Ich lad dich hiermit ein. Morgen abend, so ab acht. Du magst doch Käse und Wein? Kleiner Männerabend, nur ’n paar gute Kumpels. Absolut quotenfreie Zone, hä hä!“

Christian überlegt. Eigentlich mag er keine geselligen Abende. Aber Horst ist immer nett gewesen, und witzig ist er auch. Christian will seinen ehemaligen Kollegen nicht verletzen. Und vielleicht tut es ihm ja gut, mal wieder unter Leute zu kommen.

„Also schön“, sagt Christian. „Morgen um acht. Bin dabei.“

„Prima“, freut sich Horst, nennt Christian seine Hausnummer in der Glockenturmstraße und schließt mit dem Gruß: „Na denn: Tschüssi-kowski!“

„Tschüss!“ , erwidert Christian und geht weiter.

Christian hatte Horst Henker gleich am ersten Arbeitstag im Lager der großen Filialbuchhandlung kennengelernt. Der Arbeitssuchende empfand die neue Stellung damals als Glücksfall. „Hilfskraft für Lager und Vertrieb gesucht“, hatte es etwas vage in der Anzeige geheißen. Der Filialleiter war beim Bewerbungsgespräch so angetan von Christian, dass er ihn sofort anstellte – zunächst für ein halbes Jahr auf Probe. Als Christian sich nach seinen Aufgaben erkundigte, meinte der freundliche ältere Herr: „Wir brauchen einen Libero! Einen, der einspringt, wo es gerade brennt. Und der idealerweise auch selber merkt, wo er nötig ist.“

Dann wurde Christian ins Lager abkommandiert, wo soeben eine Palette mit Kalendern eingetroffen war. Er sollte beim Auspacken helfen. Horst Henker hatte ihn dort herzlich willkommen geheißen und gleich gefragt, wie es denn „beim Alten“ gewesen wäre. Christian berichtete, dass er hier als „Libero“ arbeiten solle.

„Das sieht ihm ähnlich“, lachte der Lagerist. „Da merkst du gleich, wann der sich mal für Fußball interessiert hat, nich? Libero! Ein Mädchen für alles, das ist es, was er haben will. – Ich darf doch ‚du‘ sagen, nich? Du kannst mich einfach Hotte nennen.“

„Einverstanden“, sagte der Libero. „Ich heiße Christian.“

Die Arbeit machte ihm Spaß. Er hatte Buchhandlungen schon immer gemocht. Er roch gern frisch bedrucktes Papier. Er liebte die Abwechslung, und die fand er hier. Er hatte gar nicht gewusst, dass es so viele verschiedene Arbeitsbereiche in einer großen Buchhandlung gab. Verkaufen durfte er zwar offiziell nicht, das war den Medien-Fachverkäufern vorbehalten. Aber wenn er gerade im Verkaufsraum zu tun hatte und ein Kunde etwas fragte, antwortete er freundlich und gab auch mal den einen oder anderen Rat. Oft sah er dann aus den Augenwinkeln, wie sich das rote Kostüm von Frau Kleinmoser näherte. Diese riss immer gleich die Kundengespräche an sich.

Es lief alles ziemlich rund – bis zu dem bewussten Tag. Christian war gerade dabei, ein paar unaktuelle Titel aus den Regalen der Romanabteilung zu entfernen. Da kam eine ältere Kundin auf ihn zu, hielt ihm ein Buch unter die Nase und fragte: „Was sagen Sie denn dazu?“

Der Buchtitel war Christian vertraut, denn dieser Roman lag schon seit Tagen auf dem Tisch mit den besonders beworbenen Neuerscheinungen. Vorn waren zwei Männer abgebildet, die sich leidenschaftlich küssen.

„Was sagen Sie denn dazu?“, wiederholte die Kundin.

„Wollen Sie meine ehrliche Meinung hören?“, erwiderte Christian.

„Ich bitte darum.“

Da machte Christian seinem Herzen Luft. „Ich finde das eine Schande“, urteilte er. „So sollte ein Mann nur eine Frau küssen, am besten seine eigene.“

„Das habe ich ja gar nicht gemeint“, versetzte die Kundin frostig. „Ich wollte bloß wissen, ob Sie mir diesen Roman empfehlen können.“

„Ach so“, erwiderte Christian. „Weiß ich nicht. Hab ihn nicht gelesen.“

Aus den Augenwinkeln sah er schon wieder rot. Aber merkwürdigerweise mischte sich Frau Kleinmoser diesmal nicht ein, sondern verzog sich.

Zehn Minuten später war sie wieder da. „Sie möchten bitte sofort zum Filialleiter kommen“, richtete sie Christian aus.

Als Christian das Büro betrat, saß der „Alte“ hinter seinem großen Schreibtisch und blickte ihn betrübt an. „Frau Kleinmoser berichtet, Sie hätten sich im Gespräch mit einer Kundin zu homophoben Äußerungen hinreißen lassen.“

„Von homophob kann keine Rede sein“, wehrte Christian ab. „Eine Phobie ist nämlich eine krankhafte Angst oder Abscheu vor etwas. Das lasse ich nicht...“

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach ihn der Chef. „Erzählen Sie einfach mal, was los war.“

Christian berichtete dem Filialleiter fast wortgetreu, wie das Gespräch zwischen ihm und der Kundin verlaufen war.

„Nehmen Sie sich einen Keks!“ Der Chef deutete auf eine Schale auf seinem Schreibtisch. „Das hätten Sie so nicht sagen sollen, vor allen Dingen nicht so schroff. Wenn man so eine – entschuldigen Sie den Ausdruck – verstaubte Meinung hat, sollte man zurückhaltender sein.“

„Verstaubte Meinung?“, wunderte sich Christian.

„Na ja, Vorbehalte hinsichtlich der Homosexualität sind heutzutage doch ein wenig absonderlich.“

„Das sehe ich nicht so“, widersprach Christian. „Meine Meinung steht völlig im Einklang mit der christlich-jüdischen Kultur, die uns viele hundert Jahre hindurch gute Orientierung gegeben hat. Das müssten Sie doch wissen.“

„Sie sind ein religiöser Mensch?“, fragte der Filialleiter.

„Na ja, religiös würde ich es nicht nennen. Aber mir ist schon wichtig, was in der Bibel steht. Und da steht nun mal drin, dass der Mensch als Mann und Frau geschaffen ist.“

„Das wissen wir auch ohne Bibel“, warf der Alte ein.

Christian fuhr fort: „Und da steht auch drin, dass Mann und Frau für die Ehe bestimmt sind, und zwar für die Ehe im ursprünglichen Sinn, *nur* Mann und Frau. Das zeigt ja schon die Natur: Nur Mann und Frau können zusammen Kinder kriegen.“

„Nach unseren Gesetzen können auch zwei Männer oder zwei Frauen heiraten und Kinder adoptieren.“

„Ja, aber nur, weil man sich über das Eheverständnis der Väter und Mütter des Grundgesetzes hinweggesetzt hat und jetzt von einer anderen Definition von Ehe ausgeht – meiner Meinung nach von einer irreführenden Definition.“

Der Chef schaute Christian mit einer Mischung aus Mitleid und Bewunderung an. „Das ist ein Standpunkt, den ich respektiere, ja, für den ich sogar ein gewisses Verständnis habe. Trotzdem: Solche Äußerungen sind hier fehl am Platz. Sie könnten Kunden vergraulen und den Ruf unseres Hauses schädigen.“

„Ich habe ja nur gemacht, worum mich die Kundin gebeten hat“, verteidigte sich Christian. „Sie wollte meine ehrliche Meinung hören, und die habe ich gesagt.“

„Nein“, widersprach der Filialleiter. „Die Kundin wollte etwas über den Inhalt des Buches wissen.“

„Aber das wusste ich doch nicht, das war ein Missverständnis.“

„Wie dem auch sei“, meinte der Chef und blickte auf seine goldene Armbanduhr. „Ich erwarte von Ihnen, dass Sie sich hier nie mehr zu diesem Thema äußern, unter keinen Umständen. Nicht zuletzt auch um der Kollegen willen.“

„Sie wollen mir meine Meinung verbieten?“

„Nicht Ihre Meinung an sich, sondern nur, dass Sie die hier äußern.“

„Ich soll also stumm mit ansehen, wie traditionelle Werte unserer abendländischen Kultur demontiert werden, während die Feinde dieser Kultur noch einen Extraplatz auf dem Werbetisch kriegen?“

„Jetzt reicht's aber!“

„Und was ist mit meinem Recht auf freie Meinungsäußerung?“

„Üben Sie das aus, wo Sie wollen, aber nicht in meiner Buchhandlung. Versprechen Sie mir das?“

„Das kann ich nicht versprechen. Wenn es die Situation erfordert, kann ich doch nicht meine Überzeugungen verleugnen.“

„Ist das ihr letztes Wort?“

„Ja“, antwortete Christian.

„Dann“, sagte der Alte und sah dabei noch betrübter aus als zuvor, „dann muss ich ihnen leider mitteilen, dass ich Sie hier nicht weiter beschäftigen kann. Ich war bisher sehr zufrieden mit Ihnen, aber homophobe Äußerungen sind nicht hinnehmbar. Ich muss Ihnen leider kündigen.“

„Dann darf ich also nur noch zwei Wochen bleiben?“

„Nein“, sagte der Filialleiter. „Sie bekommen zwar noch für die vierzehn Tage bis zur vertraglich geregelten Kündigungsfrist ihr Gehalt, aber Sie werden bereits ab morgen hier nicht mehr arbeiten.“

Wieder war eine Weiche so gestellt worden, dass Christians Lebensweg eine unvermutete Wendung nahm. Und wieder wusste er nicht recht, wie es weitergehen sollte.

Unter diesen Gedanken erreicht Christian das Mehrfamilienhaus, wo Frank noch immer lebt. Christians Klingeln bleibt ungehört, aber die Haustür ist offen. Christian findet Frank im Keller. Dort hat sich sein alter Pflegevater eine kleine Werkstatt eingerichtet.

„Schön, dass du mal wieder vorbeikommst“, begrüßt Frank in einem blauen Arbeitskittel den unerwarteten Besucher. Die Marotte mit dem Kittel hat er von seiner ersten Anstellung als junger Ingenieur beibehalten.

„Bastelst du wieder was?“, fragt Christian. Wie oft hat er Frank hier früher beim Heimwerken zugesehen und mitgeholfen.

„Ja, ich baue mir ein Müll-Karussell für die Küche.“

„Ein was?“

„Ein Müll-Karussell. Habe ich selbst erfunden. Der untere Eckschrank ist doch so schwer zugänglich; die reinste Platzverschwendung. Dafür baue ich jetzt eine drehbare Kombination aus drei Mülleimern: Verpackungen, Biomüll, Restmüll. Man muss dann nur immer denjenigen Eimer nach vorn drehen, den man gerade braucht.“

„Genial!“, staunt Christian.

„Willst du mithelfen?“

„Was soll ich denn machen?“

„Du kannst hier in dieses Stück Flachstahl drei Löcher bohren, 5,4 Millimeter. Die Stellen sind schon angekörnt.“

Die Bohrer stecken gut sortiert in einer Halterung an der Wand – wie die Orgelpfeifen. Christian findet schnell das 5,4-Millimeter-Exemplar und spannt es in die Ständerbohrmaschine ein. Dann gibt er einen Tropfen Öl auf eine angekörnte Stelle. Es sind vertraute Handgriffe. Er hat hier früher viel gebohrt.

„Wie gehts dir denn so?“, fragt Frank und biegt dabei mit einer Rundzange eine Öse zurecht.

„Na ja, so mittelmäßig“, murmelt Christian. Dann setzt er die Bohrmaschine in Gang und fabriziert das erste Loch.

„Nur mittelmäßig?“, hakt Frank nach, als die Maschine sich beruhigt hat. „Was ist denn los?“

Christian bohrt das zweite Loch, und dann berichtet er. Er erzählt von dem Unfall der jungen Frau, und dass er davongelaufen ist. Und er ver-

schweigt auch nicht, wie sehr ihn der Gedanke an seine unterlassene Hilfeleistung belastet. „Ich hätte ihr doch helfen müssen“, klagt er sich an, „aber ich war einfach zu erschrocken.“

Frank probiert ein Lager für den Dreh-Mechanismus aus. Dann sagt er: „Ja, du hättest helfen sollen. Aber dazu ist es ja nun zu spät. Da kann man nix machen.“

Christian bohrt das dritte Loch. Als die Maschine wieder schweigt, macht er sich Luft: „Der Gedanke verfolgt mich den ganzen Tag. Es ist zum Verrücktwerden!“

„Gegen dein schlechtes Gewissen könntest du schon was machen.“

„So? Was denn?“ Christian schöpft Hoffnung.

„Du könntest diese Dame aufsuchen, ihr alles sagen und sie um Verzeihung bitten“, meint Frank.

„Ich kenne sie doch nicht“, wendet Christian ein. „Ich weiß ja gar nicht, wo ich sie finden kann.“

„War sie schlimm verletzt?“, erkundigt sich Frank.

„Ich glaube ja, aber ich habe nicht lange hingeschaut. Ich habe hinterher nur gehört, dass ein Krankenwagen kam.“

„Dann wird man sie zur Notaufnahme ins Unfallkrankenhaus gebracht haben. Da könntest du dich nach ihr erkundigen.“

„Meinst du, das klappt?“

„Du kannst es ja wenigstens probieren.“

Franks Rat ist ermutigend. Die beiden Heimwerker trennen sich, und Christian macht sich auf den Weg zum Unfallkrankenhaus.

Nachdem die Sonne ihren Tagesgipfel erreicht hat, macht sie sich wieder an den Abstieg. Es ist mittlerweile recht warm. Claudia Papenburg geht ohne Jacke zur U-Bahn und fährt zum Alexanderplatz. Ihre Handtasche hat sie auch nicht dabei, nur eine unauffällige Gürteltasche. Sicher ist sicher.

Am „Alex“ wird Claudia von einem Menschenstrom aus dem dämmerigen Tunnelbahnhof ans Tageslicht gespült. Im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts wummerte hier eine Dampftramway Stahlträger in den Boden und sorgte auf diese Weise dafür, dass es bis heute unterirdisch schnell vorangeht. Zur selben Zeit setzte Alfred Döblin dem Platz sein berühmtestes literarisches Denkmal, den Roman „Berlin Alexanderplatz“.

Claudia ist immer wieder fasziniert von dem Gewimmel. Sie beobachtet die Menschen und stellt sich deren Leben vor, ebenso ihren Gemütszustand. Wie viele kommen wohl auch heute noch mit ihrem Leben so schlecht zurecht wie einst Döblins Protagonist Franz Biberkopf?

Rund um die Weltzeituhr ist am meisten los. Komisch, dass dieses Erinnerungstück aus DDR-Zeiten im Mittelpunkt steht, nicht etwa ein Denkmal des Zaren Alexander, nach dem der Platz benannt wurde.

Aber da drüben – steht da nicht ein Alexander-Denkmal, in Lebensgröße? Es glänzt silbrig und sieht aus wie frisch aufgestellt. Viele Leute gaffen es an. Ein kleines Mädchen löst sich aus der Gruppe und wirft eine Münze in einen Holzkasten vor dem Denkmal. Da wird die Figur lebendig und grüßt huldvoll mit der Hand. Einige lachen.

Ein Obdachloser schiebt ungerührt seinen Einkaufswagen vorbei. In dem Gefährt befindet sich sein gesamter Besitz. Der Mann sieht zu-

frieden aus. Er freut sich wahrscheinlich, dass die Nächte nicht mehr so kalt sind.

Drei junge Frauen mit Kopftüchern schlendern lachend über den Platz. Eine von ihnen ist besonders geschmackvoll gekleidet und professionell geschminkt. Ihr Kopftuch betont ihre Schönheit eher, als dass es sie verhüllt.

Eine Straßenbahn biegt um die Ecke und klingelt laut. Ein Rentnerpaar weicht erschrocken zurück. In diesem Alter müssten Claudias Eltern jetzt sein, wenn sie noch lebten. Claudia denkt gern an sie zurück. Sie haben ihr immer viel Freiheit gelassen, manchmal vielleicht zu viel. Aber Claudia hat das nie unzulässig ausgenutzt.

Claudia Papenburg ist das jüngste von vier Kindern, ein Nachkömmling. Sie war in ihrer Jugend eher etwas passiv. Sie liebte zwar das Zusammensein mit anderen Menschen, aber sie stand nicht gern im Mittelpunkt. Als sie klein war, hatte sie zu ihren Geschwistern aufgeschaut. Die hatten Ideen, die wussten Bescheid! Oft war sie als Jüngste zu klein, um mitzumachen, aber sie beobachtete stets alles genau.

Menschen beobachten und sich über sie Gedanken machen – das war schon immer ihre große Leidenschaft. Mehr als einmal hat ihre Mutter erstaunt ausgerufen: „Kind, du kannst ja Gedanken lesen!“ Wenn Claudia einen Raum betrat, merkte sie gleich, ob dicke Luft herrschte oder nicht. Und wenn eine ihrer Freundinnen traurig war, fragte sie nach und hörte sich den Kummer geduldig an. Das war dann für beide ein Gewinn: für Claudia, weil sie wieder eine neue Facette der menschlichen Seele entdeckte, und für die Freundin, weil sie sich aussprechen konnte. Alle schätzten Claudias freundlich-entspanntes Wesen, und alle wussten auch: Sie tratscht nicht.

So ergab es sich fast von selbst, dass Claudia nach dem Abitur Psychologie studierte und danach eine beratende Tätigkeit aufnahm. Weil sie die Unabhängigkeit liebte, machte sie sich bald als Lebensberaterin

selbstständig. Das war in ihrem Beruf nicht schwer und erforderte kaum Startkapital.

Fast alles in Claudias Leben hat sich fast wie von selbst entwickelt, ganz ohne Entscheidungsnot und Zweifel. Es war eine gute Entwicklung. Claudia freut sich noch heute über ihren Beruf, ihre Unabhängigkeit und ihr Leben. Das wird ihr an diesem Frühlings-Nachmittag unter den vielen Menschen auf dem Alexanderplatz wieder einmal glücklich bewusst.

Die Aussichtskugel des Fernsehturms grüßt über die Bahnhofshalle hinweg. Ebenso wie die Weltzeituhr ist dieser Beton-Stängel ein Relikt aus der Zeit, als man die östliche Hälfte Berlins noch „Hauptstadt der DDR“ nannte. Hier gab sich der sozialistische Teil Deutschlands großzügig und weltmännisch. Mit dem höchsten Turm der Stadt schuf er sich ein weithin sichtbares Denkmal. Oft malt das Licht der Sonne ein helles Kreuz auf die Kugel mit dem drehbaren Restaurant. Claudia hat mal gehört, dass der Architekt des sogenannten „Telespargels“ für diesen ungewollten Licht-Effekt bestraft wurde. Man kann sich vorstellen, dass es den führenden DDR-Genossen peinlich war, das Logo des Christentums auf ihrem Prestige-Objekt so glänzend hervortreten zu sehen.

Claudia will nur zwei Dinge kaufen: ein Geburtstagsgeschenk für ihre Patentochter Anna und einen Fernseher. Sie hat also viel Zeit zum Schauen und Stöbern. Zunächst betritt sie ein Geschenkartikel-Geschäft. Claudia hat noch immer keine Ahnung, was sie Anna schenken kann, und hofft, hier gute Ideen zu bekommen. Aber sie wird enttäuscht. Das Sortiment umfasst eher T-Shirts, mit denen die Träger ihre Liebe zu Berlin bekunden sollen, und Bierkrüge mit unflätigen Sprüchen.

Nebenan wirbt eine riesige Eistüte aus Kunststoff um Kunden. Claudia bekommt Appetit. Das herrliche Frühlingswetter lädt zum Eisessen ein. Auf das Mittagessen hat Claudia zwar wegen des Schlemmer-Frühstücks mit Petra verzichtet, aber ein kleines Eis will sie sich jetzt gön-

nen. Sie reiht sich in die Schlange vor dem Straßenverkauf ein und kommt bald an die Reihe. „Eine Kugel Himbeere und eine Kugel Mango bitte“, wünscht sie. Das sind ihre Lieblingssorten. Der junge Mann hinter dem Tresen lacht Claudia an. Er sieht aus wie der geborene Eisverkäufer, mit Mützen-Schiffchen und weißem T-Shirt. Kraftvoll löffelt er das gewünschte Eis in eine Waffel. Ob er am Abend wohl Muskelkater hat, weil er den ganzen Tag lang gelöffelt hat? Wohl kaum – bei den muskulösen Armen! Claudia bedankt sich, zahlt und schlendert schleckend weiter.

Immer mehr Menschen beleben den Platz. Ein dunkelhäutiger Mann mit Krawatte und tadellos sitzendem Anzug strebt dem Bahnhof zu. Vielleicht ist er ein afrikanischer Diplomat, vielleicht auch ein gebürtiger Berliner, der in einer Bank arbeitet.

Eine unwahrscheinlich dicke Frau summt in einem Elektro-Rollstuhl vorbei. Wahrscheinlich können ihre Füße das enorme Gewicht nicht mehr tragen.

Eine Gruppe von Japanern hat sichtbar gute Laune. Es geht wohl gerade ihr Traum von einer Europa-Reise in Erfüllung. Sie nehmen die vielen Eindrücke vor allem durch Fotografieren in sich auf. Besonders beliebt sind Selfies mit dem Fernsehturm im Hintergrund.

Claudia erwägt, ob sie nicht doch Petras Vorschlag verwirklichen und Anna ein Parfüm schenken sollte. Sie entdeckt ein exklusives Kosmetik-Geschäft und entschließt sich einzutreten. Drinnen empfängt sie eine Wolke unbeschreiblicher Düfte. Die Intensität ist fast schon unangenehm.

Eine blonde Verkäuferin in einem kurzen Kittel-Kleidchen nähert sich. Sie ist so stark geschminkt, dass sie wie eine bemalte Porzellanpuppe aussieht. Auch das Lächeln scheint aufgemalt zu sein. Ihren Duft kann Claudia unter all den anderen Gerüchen nicht identifizieren.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragt das Porzellangesicht.

„Ich suche ein besonders gutes Parfüm, als Geschenk.“

„Ein Herr oder eine Dame?“

„Es ist für meine Patentochter zum 18. Geburtstag.“

„Also für eine junge Dame. Soll es denn eher ein femininer Duft sein, oder bevorzugen Sie unisex?“

Claudia fühlt sich unsicher. „Na – ich denke doch feminin, oder?“

„Wie Sie wünschen“, flötet die Verkäuferin. „Da kann ich Ihnen dieses Produkt hier empfehlen. Es kommt bei jungen Damen sehr gut an. Darf ich mal?“

Die Blonde schraubt eine goldene Kugel von einem Flakon, gibt einen kleinen Tropfen auf ein Tüchlein und reibt Claudia den Duftstoff auf den linken Handrücken. Claudia führt ihn zur Nase und riecht tatsächlich einen Unterschied zum allgemeinen Hintergrund-Geruch.

„Die Kopfnote ist zitrusfrisch mit einer Spur Ingwer“, erklärt die Parfüm-Fachfrau. „Sie ist perfekt auf die Herznote Lilie abgestimmt.“

„Aha“, meint Claudia und findet nun, dass es tatsächlich etwas nach Ingwer riecht. „Duftet ganz interessant.“

„Oder soll es etwas sinnlicher sein, vielleicht mit einem orientalischen Akzent?“, fragt die Herrin der Düfte. „Sandelholz ist auch sehr beliebt bei jungen Leuten.“

Schon hat Claudia die nächste Duftprobe auf dem anderen Handrücken und muss sie ihrer Nase zumuten. „Das riecht ziemlich süßlich“, meint sie.

„Ich merke, Sie haben eine feine Nase“, lobt die Verkäuferin. „Da kann ich Ihnen was ganz Exklusives empfehlen, lieblich und doch frisch, blumig-aldehydisch, mit einer holzig-herbalen Komponente in der Basisnote.“

Sie holt einen futuristisch gestylten Flakon hervor und benetzt ein frisches Tüchlein. „Lassen Sie es sich mal auf die Daumenkuppe tupfen“, rät sie, „da kann es sich gut entfalten.“

Claudia findet die viele Riecherei ziemlich anstrengend, aber sie muss zugeben, dass diese dritte Duftprobe beeindruckend gut riecht. „Sehr ansprechend“, meint sie.

„Sehen Sie!“, triumphiert die Verkäuferin.

„Was kostet denn das Fläschchen?“, erkundigt sich Claudia.

Die Verkäuferin nennt einen dreistelligen Betrag. Claudia denkt nach. Dann sagt sie: „Ich muss es mir noch einmal überlegen.“

„Wir packen Ihnen das Geschenk besonders hübsch ein“, wirbt die Blonde. „Dann ist es auch schon unausgepackt ein richtiger Hingucker.“

Claudia ist noch immer unsicher. Ob Anna dieser exklusive Duft wohl gefallen würde? Ob sie sich überhaupt was aus Parfüm macht? Sie kennt ihre Patentochter einfach nicht gut genug. Aber da ist diese Verkäuferin, die sich so viel Mühe gibt. Es fällt Claudia in solchen Situationen immer schwer zu gehen, ohne etwas zu kaufen.

Da sieht sie einen Ständer mit Marken-Shampoos. Ihre bevorzugte Sorte ist dabei. Sie braucht sowieso bald wieder eine neue Flasche. Sie sagt: „Ich will es mir wirklich noch einmal überlegen mit dem Parfüm. Aber ich hätte gern schon mal dieses Shampoo mitgenommen.“

„Sehr gern“, sagt die Verkäuferin eine Nuance kühler.

Zwei Minuten später steht Claudia wieder auf dem Alexanderplatz. Sie hat eine vornehm bedruckte Papptüte mit goldener Kordel in der Hand und macht damit ungewollt Reklame für das exklusive Geschäft. In der Tüte steckt das Shampoo, das Claudia in ihrer Drogerie um die Ecke billiger bekommen hätte.

Drohendes Knurren reißt Claudia aus ihren Gedanken. Eine große Dogge stakst an ihr vorbei, eine zierliche Frau im Schlepptau. Die Frau lächelt Claudia entschuldigend an. Sie trägt einen hellblauen Sommermantel, Hütchen und Handtasche in derselben Farbe. Seltsam, denkt Claudia, wie wenig manchmal Hund und Herrin zueinander passen.

Claudia schlendert weiter. Ein Zettelverteiler drückt ihr einen Flyer in die Hand, der zum Besuch einer Diskothek einlädt.

Vor einer Boutique hängen preisreduzierte T-Shirts an einem Kleiderständer. Claudia hängt ihre Papptüte in die linke Armbeuge und arbeitet sich dann mit beiden Händen durch das Sonderangebot. Was ihr gefällt, hat nicht die richtige Größe. Was die richtige Größe hat, gefällt ihr nicht.

Plötzlich schwebt ein herrlicher Violinenklang über dem großstädtischen Grundrauschen. Claudia schaut sich um und sieht einen älteren Geigenspieler, der eine sentimentale russische Volksweise intoniert. Claudia ist so angetan, dass sie ihr Portmonee hervorholt und dem Musiker einen Euro in den Hut wirft.

Da wird sie angesprochen. „'Tschuldigen Sie, hamse für mich auch 'n Euro?“

Claudia überlegt, ob der Mann sie vielleicht für reich hält – wegen der exklusiven Parfümerie-Papptüte. Eigentlich will Claudia keine Bettler unterstützen. Aber weil sie heute so gute Laune hat, kramt sie eine weitere Euro-Münze hervor und überreicht sie dem übelriechenden Mann. „Danke“, sagt er.

„Das hilft Ihnen nicht wirklich weiter“, belehrt Claudia ihn. „Suchen Sie sich richtige Hilfe!“ Aber da ist der Bettler schon weg.

Hier am Alexanderplatz erlebt Claudia die viel diskutierte „Schere“ zwischen Arm und Reich hautnah – eine Schere, die immer weiter aus-

einandergeht. Aber wäre denn allen geholfen, wenn diese Schere sich schlösse und irgendwann alle gleich reich sind? Oder gleich arm? Und: Wollen denn manche Leute vielleicht gar nicht reich sein, sind sie womöglich ganz bewusst und freiwillig arm? Wie früher die Bettelmönche zum Beispiel? Auch heute lieben viele einen einfachen Lebensstil. Sie fühlen sich freier und wohler, wenn sie mit leichtem Gepäck durchs Leben reisen. Für die Grundbedürfnisse sollte allerdings gesorgt sein. Obdachlos ist wahrscheinlich keiner gern.

Oder was sollte man davon halten, wenn die Armen langsam reicher würden, die Reichen aber um so schneller? Dann ginge die Schere zwar auch auseinander, aber den Armen ginge es besser. Oder vielleicht nicht? Und was ist mit den Leuten, die zwar privat ein Luxusleben führen, aber geschäftlich Millionen Schulden haben? Sind die nicht eigentlich um Millionen ärmer als diejenigen, die nichts haben?

Zwei Jungs flitzen auf einem E-Scooter an Claudia vorbei. Sie fahren im Slalom durch die Menschenmenge. Claudia blickt ihnen nach. Da sieht sie gar nicht weit vor sich den Rücken einer grauen Gestalt. Das ist ja Christian! So ein Zufall: Gerade heute vormittag hat sie ihn gesehen, und nun trifft sie ihn schon wieder hier, mitten im Gedränge auf dem Alexanderplatz! Jetzt will Claudia die Chance nutzen und ihn ansprechen. Sie eilt hinter ihm her und ruft: „Hallo, Christian!“ Die graue Gestalt blickt sich um. Sie trägt einen Bart. Es ist nicht Christian. „Oh, entschuldigen Sie bitte, das ist eine Verwechslung“, murmelt Claudia.

Claudia beschließt, heute nicht mehr nach einem Geburtstagsgeschenk zu suchen. Es ist zu frustrierend, wenn man keine guten Ideen hat. Der Geburtstag ist ja erst morgen, bis dahin wird ihr schon was einfallen. Sie will jetzt nur noch den Fernseher kaufen und dann nach Hause.

Claudia betritt das große Technik-Kaufhaus, wo man angeblich die beste Auswahl hat. In langen Reihen stehen da etwa hundert Fernseher von unterschiedlicher Größe, Bauart und Preislage. Manche haben

eine Fläche so groß wie der Esstisch einer sechsköpfigen Familie. Alle Bildschirme zeigen dasselbe Programm. Claudia sieht sich umgeben von ungefähr hundert jungen Frauen und hundert jungen Männern, die an hundert Tischen bei zweihundert Gläsern Wein sitzen und sich anlächeln.

„Kann ich helfen?“, fragt eine freundliche Männerstimme.

„Ich brauche einen neuen Fernseher“, erwidert Claudia. „Mein alter ist nämlich kaputt.“

„Da bist du hier richtig!“, sagt der Verkäufer lächelnd. „An was für ein Modell hattest du denn gedacht?“

Claudia zuckt mit den Schultern. „Keine Ahnung. Der Kasten braucht nicht besonders groß zu sein. Ich sitze meistens allein davor.“

Auf den Bildschirmen stoßen die zweihundert Weingläser lautlos aneinander.

„Hm, nicht besonders groß, das ist natürlich relativ.“ Der Verkäufer denkt einen Augenblick lang nach. „Ich würde Dir doch wenigstens 42 Zoll empfehlen, dann kannst du nämlich ein 4K-Gerät mit OLED-Technologie kriegen.“

„42 Zoll?“, fragt Claudia irritiert.

„Na ja, das ist die Bildschirm-Diagonale, das sind 105 Zentimeter. Hier, schau dir den mal an, der hat eine hervorragende Bildqualität. Den gibts jetzt mit 25 Prozent Rabatt.“ Ortskundig geleitet der Fachmann Claudia durch den Gang und deutet auf ein ziemlich großes TV-Gerät. Begeistert erklärt er: „Das ist 4K-OLED-Technologie vom Feinsten! Du kannst ganz dicht an den Bildschirm herantreten, du wirst keine Pixel erkennen!“ Er nähert sich dem Bild auf wenige Zentimeter. Claudia hält lieber Abstand, denn dem Mann im Film steigt gerade die Zornesröte ins Gesicht.

*„So dicht will ich ja gar nicht vor meinem Fernseher sitzen“, meint sie.
„Und überhaupt: Der ist mir viel zu groß. Es gibt doch bestimmt was
halb so Großes.“*

*Die Frauen auf den Bildschirmen bekommen ein paar hundert Stirn-
falten, und die hundert Gesichter der hundert Männer verfinstern sich
immer mehr. Sie sagen etwas Lautes, aber man hört nichts.*

*„Die Kleinsten bei uns haben 24 Zoll“, meint der Angestellte. „Wir
haben da hinten ein paar. Komm mal mit!“*

*Claudia folgt ihm durch ein Spalier von Männern, die gerade alle ihre
Fäuste ballen.*

*„Ist aber nur einfache LED-Technik, HD natürlich, aber nichts Be-
sonderes.“*

*Claudia findet, dass diese Fernseher groß genug für sie sind. Sie sehen
alle ungefähr gleich aus. Die Bildqualität erscheint ihr auch gut, es
gibt nur kleine Unterschiede im Farbton des Bildes. Die Türen, die
gerade hinter den Männern lautlos zuknallen, sind auf einigen
Bildschirmen braun mit einem Stich ins Grüne, auf anderen dagegen
fast violett.*

*„Wenn Du einen mit 100 oder 200 Hertz Bildfrequenz nimmst, siehst
Du überhaupt kein Flimmern mehr“, behauptet der Verkäufer.*

„Und die anderen?“, fragt Claudia.

*Der Mann deutet stumm auf ein billiges Modell, wo die Frau gerade
weint und ihren Kopf auf die Tischplatte sinken lässt.*

*„Da flimmert doch auch nichts“, meint Claudia. Sie entscheidet sich
für dieses Gerät.*

*„Ich würde dazu noch einen Soundbar nehmen“, empfiehlt der Ex-
perte. „Die eingebaute Tonwiedergabe ist für reine Sprache ganz*

brauchbar, aber für Filme oder Musiksendungen hat sie nicht genug Power.“

„Nein danke“, wehrt Claudia ab. „Ich wohne zur Miete, da darf ich sowieso nicht laut fernsehen.“

„Dann vielleicht ein hochwertiger Kopfhörer?“, sondiert der Mann weiter.

„Brauche ich auch nicht“, sagt Claudia. „Dann höre ich ja nicht, wenn das Telefon klingelt.“

Hundert Männer kehren zu den hundert weinenden Frauen zurück und reden wortlos auf sie ein. Dabei lassen sie ihre zweihundert Schultern hängen.

Der Verkäufer fragt: „Sollen wir das Gerät liefern lassen? Für einen Aufpreis schließen wir es auch an.“

„Kann ich den Kasten nicht gleich mitnehmen? So groß ist er ja nicht.“

„Wie du willst. Ich mach dir dann einen Abholschein fürs Lager fertig.“

Hundert Paare liegen sich in den Armen und küssen sich.

Zehn Minuten später steht Claudia wieder auf dem Alexanderplatz. Außer der Parfümerie-Tüte trägt sie nun einen ziemlich großen Pappkarton. Sie hat nicht damit gerechnet, dass die Verpackung wesentlich größer ist als der Fernseher selbst. Zwar hat der Karton einen Tragegriff, aber er schleift auch bei angewinkeltem Arm fast am Boden. Claudia quält sich mit dem Ding die Rolltreppe hinab in die Vorhalle des U-Bahnhofs.

Als sie überlegt, ob sie den Karton nicht irgendwie bequemer transportieren kann, hört sie ein paar Meter neben sich einen Schrei. Sie schaut in die Richtung und sieht einen Mann mit zornigen Augen, ein Messer in der Hand. Laut beschimpft er einen anderen Mann ihm

gegenüber, der wie ein Boxer in Verteidigungshaltung die Fäuste ballt und entsetzlich flucht. Mehrere Passanten sind stehengeblieben und starren auf die beiden, aber niemand wagt einzugreifen. Einige zücken ihre Handys – wohl, um die Polizei zu rufen.

Die Männer werden immer lauter. Der Streit scheint zu eskalieren. Claudia fasst sich ein Herz, geht auf den Messer-Mann zu und spricht ihn an. „Entschuldigen Sie“, sagt sie, „würden Sie mir bitte helfen?“ Dabei lächelt sie hilflos und senkt kurz ihre Augenlider. Der Angreifer glotzt sie irritiert an und lässt seine Waffe sinken. Es wird plötzlich ganz still.

„Es ist nämlich so“, erklärt Claudia. „Ich habe mir einen Fernseher gekauft und nicht gewusst, dass der Karton so riesig ist. Ich kriege ihn allein nicht die Treppe runter zur U-Bahn. Würden Sie mir bitte tragen helfen?“

Der Messerheld wendet seinen Blick von ihr ab und schaut auf die Menschenmenge, die immer größer wird. Alle Blicke ruhen auf ihm. Da steckt er sein Messer weg, wendet sich Claudia zu und murmelt: „Na schön.“ Er nimmt ihr den Karton aus der Hand und trägt ihn die Treppe zum Bahnsteig hinunter, als ob es sich um Spielzeug handelt. Claudia kommt kaum hinterher.

Unten sagt sie zu ihm: „Danke! Es ist schön, wenn man hilfsbereite Menschen trifft.“ Der Mann stellt den Karton auf den Bahnsteig und verschwindet wortlos.

Erst in der U-Bahn merkt Claudia, dass ihr Puls rast. Mindestens hundertvierzig, schätzt sie. Sie hat gar nicht gemerkt, wie sehr der Zwischenfall sie erregt hat. Nur langsam wird sie ruhiger. Sie denkt: Was ist so ein Messer doch für ein merkwürdiger Gegenstand. Man kann damit ein Brot aufschneiden und die Scheiben an hungrige Menschen austeilen. Man kann damit aber auch Menschen bedrohen, verletzen und sogar töten.

Zu Hause angekommen, stellt Claudia den Karton auf dem Teppich ab und lässt sich auf ihr Bett fallen. Das war ein Tag!

1.9

Christian Pinchowski tritt in die große Drehtür des Krankenhauses. Sie entschleunigt seinen Schritt und entlässt ihn in die Vorhalle. Es riecht nach Desinfektionsmittel. Jetzt, am frühen Abend, ist hier nicht viel los. Ein Mann schiebt einen leeren Rollstuhl vor sich her. Zwei ältere Damen stehen an einer Säule und reden aufgeregt miteinander. Eine junge Frau studiert eine Informationstafel. Die türkisfarbenen Hosenbeine unter ihrer Jacke verraten, dass sie eine Pflegerin ist, zumindest eine Helferin oder Schülerin.

Christian ist hier noch nie gewesen. Er blickt sich um und entdeckt eine verglaste Loge mit der Aufschrift „Information“. Darin sitzt eine korpulente Dame und telefoniert. Christian steuert auf sie zu und wartet vor der Scheibe, bis das Telefonat beendet ist. Gerade will er die Dame ansprechen, da tritt hinter ihr ein Mann im grauen Kittel in die Loge. Sie dreht sich zu ihm um, und er legt ihr ein dickes Schlüsselbund auf den Tresen. Dann teilt er ihr mit gedämpfter Stimme etwas mit. Die Frau kichert. Danach geht der Bekittelte wieder. Die Informationsdame wird ernst und wendet sich Christian zu.

„Entschuldigen Sie“, beginnt Christian, „ich hätte gern eine Auskunft. Ich möchte nämlich jemanden besuchen und weiß nicht, wo ich ihn finden kann.“

„Name?“, fragt die Frau in der Loge.

„Christian Pinchowski.“

Die Dame tippt auf ihrer Computertastatur und blickt dabei auf einen Bildschirm, den Christian nicht sehen kann. Sie murmelt: „Pinchowski, Pinchowski... Nein, den gibt es bei uns nicht.“

„Entschuldigen Sie“, sagt Christian, „Sie haben mich falsch verstanden. Ich selbst heiße Pinchowski. Den Namen von der Frau, die ich besuchen will, kenne ich nicht.“

„So?“, meint die Informationsdame und schaut Christian mit gerunzelter Stirn an. „Ja dann kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Die Sache ist die“, erklärt Christian, „die Frau hatte heute früh einen Verkehrsunfall, mit dem Fahrrad. Und da ist sie hier eingeliefert worden, vermutlich. Und ich muss sie jetzt sprechen, wenn das möglich ist.“

„Sind Sie der, der sie angefahren hat? Oder sind Sie ein Ersthelfer?“ Die Frau hinter der Glasscheibe klingt neugierig.

„Nein nein, im Gegenteil“, wehrt Christian ab. „Ich habe ihr eben nicht geholfen. Angefahren habe ich sie aber auch nicht.“

„Und deswegen wollen sie jetzt zu ihr?“, bohrt die Frau in der Loge weiter. „Weil sie ihr nicht geholfen haben? Hören Sie, das geht aber nicht, dass Sie hier einfach verunfallte Frauen besuchen, mit denen sie nichts zu tun haben.“

Christian wird ungeduldig und spricht etwas lauter: „Ich habe gesehen, wie sie verunglückt ist, und bin dann weggelaufen.“

„Dann sollten Sie sich lieber bei der Polizei melden, als Zeuge“, rt die Korpulente. Die junge Pflegerin an der Informationstafel blickt jetzt interessiert zu dem späten Besucher herüber.

„Darum geht es nicht“, erwidert Christian. „Ich muss zu ihr, weil ich mich bei ihr entschuldigen will.“ Jetzt ist es raus. Aber die Frau in der Loge wirkt nicht überzeugt. Sie schaut ihn vielmehr an, als ob er nicht

ganz bei Trost ist. Dann sagt sie: „Tut mir leid. Wenn ich keinen Namen weiß, kann ich die Patientin hier im System nicht finden.“

„Aber da muss es doch eine Möglichkeit geben in ihrem Computer“, sagt Christian verzweifelt. „Es muss doch festzustellen sein, ob heute vormittag hier ein Unfallopfer eingeliefert wurde.“

„Hier werden viele Unfallopfer eingeliefert“, erwidert die Informationsdame kühl. „Im Übrigen müssen wir Namen und Daten streng vertraulich behandeln. Selbst wenn ich herauskriegen würde, um wen es sich handelt, dürfte ich Ihnen keine Auskunft geben.“

Christian sieht ein, dass er hier nicht weiterkommt. Er hat aber auch keinen Plan B. „Na dann – auf Wiedersehen“, murmelt er niedergeschlagen und wendet sich dem Ausgang zu. Ob er sich vielleicht wirklich bei der Polizei als Zeuge melden sollte?

Da hört er leichte Schritte hinter sich. Schon hat die junge Pflegerin ihn eingeholt und flüstert im Vorbeigehen: „Ravonia Dreyer, Station elf. Aber nicht verraten, dass ich was gesagt habe!“ Schon hat die Drehtür sie verschluckt.

Ravonia Dreyer, wiederholt Christian im Stillen. Ravonia – ein seltsamer Name. Er hat ihn noch nie gehört. Aber er klingt irgendwie interessant.

Christian wäre es peinlich, vor den Augen der Informationsdame wieder umzukehren. Er verlässt deshalb die Empfangshalle ebenfalls durch den Haupteingang und betritt das Krankenhaus erneut durch einen Nebeneingang. Dann sucht er einen Hinweis auf Station elf. Eine Tafel weist ihm den Weg: erste Etage. Christian begibt sich zu den Aufzügen. Komisch, denkt er, dass man im Krankenhaus meistens den Fahrstuhl nimmt, wenn man sich vertikal fortbewegen will. Zu Hause läuft er fünf Etagen hoch, und hier ist er zu faul für eine Etage. Oder liegt es daran, dass er das Treppenhaus nicht gleich gefunden hat?

Mit einem wohklingenden Pling meldet die Kabine ihre Ankunft im Erdgeschoss. Bevor Christian einsteigen kann, wird ein Krankenbett herausgeschoben, in dem eine alte Frau liegt. Dann geht es ab nach oben. Dort ist alles gut beschildert, und Christian findet ohne Umweg die Station elf.

Auf dem Flur kommt ihm ein Krankenpfleger mit einem Servierwagen entgegen. Unter unzähligen Plastikhauben befindet sich wahrscheinlich schon das Abendessen.

Christian fragt: „Wo bitte finde ich Frau Ravonia – äh...?“

„Zimmer 146“, antwortet der Pfleger im Vorbeischieben. Christian kann ihm gerade noch ein „Danke!“, hinterherrufen.

Wenige Sekunden später steht Christian vor der Tür mit der Nummer 146. Sein Herz klopft. Wie wird es laufen? Dann klopft auch sein Finger.

Christian wird sich in diesem Moment bewusst, dass er mit leeren Händen kommt. Müsste man bei einem Krankenbesuch nicht eigentlich etwas mitbringen? Aber was hätte er mitbringen sollen? Blumen? Schokolade? Obst?

Christian klopft noch einmal. Das Geräusch klingt tonlos, die Tür muss ziemlich dick sein. Ob er drinnen überhaupt wahrgenommen wird? Aber da hört er eine leise Frauenstimme: „Ja?“

Christian öffnet die Tür und tritt in ein ziemlich kleines Krankenzimmer. Das Licht ist gedämpft. Links stehen zwei Betten, eins unbenutzt, das andere unordentlich. Beide sind leer. Am Fenster befindet sich ein kleiner Tisch. Dort sitzt die Frau von heute früh vor einer aufgeschlagenen Illustrierten. Sie trägt einen dunkelroten Jogging-Anzug. Ihre linke Hand ist bandagiert. Aus einem weißen Kopfverband schaut der dunkle französische Zopf heraus, der Christian schon heute morgen

aufgefallen war. Die Frau sieht damit so ähnlich aus wie ein Indianermädchen. Das also ist Ravonia.

Ravonia schaut Christian erstaunt an. „Sie wünschen?“

Christian räuspert sich. „Ja, äh, es ist nämlich so. Ich wollte Sie um Verzeihung bitten.“

Ravonia schaut noch erstaunter: „Ach? Sind Sie etwa der Pfleger aus der Röntgen-Abteilung, der mich heute v-vormittag so grob angefasst hat?“

„Nein, nein“, dementiert Christian. „Ich arbeite überhaupt nicht hier im Krankenhaus. Ich heiße Christian Pinchowski. Sind Sie die Frau, die heute früh einen Fahrradunfall hatte?“

„Ja, die bin ich“, bestätigt Ravonia.

„Es ist so“, setzt Christian noch einmal an. „Ich möchte Sie um Verzeihung bitten. Ich war nämlich dabei.“

„Sind Sie der Autofahrer?“

„Nein. Ich habe nur gegenüber vor dem Café Lattke gesessen und den Unfall beobachtet. Und dann bin ich einfach weggegangen.“

„Sie meinen, Sie hätten sich als Z-Zeuge melden müssen?“

Christian stutzt einen Moment. „Nein, ich meine, ich hätte Erste Hilfe leisten müssen. Das habe ich versäumt, und das tut mir leid. Darum möchte ich Sie um Verzeihung bitten.“

Ravonia lächelt etwas. Dabei erscheinen zwei Grübchen auf ihren Backen. „Das macht doch nichts, es kam ja ganz schnell der Rettungswagen.“

„Aber verzeihen Sie mir?“, fragt Christian beharrlich.

„Ja, natürlich. Eigentlich müsste ich mir vor allem selbst verzeihen. Es war ja auch zu dämlich von mir, da so schnell auf dem Gehweg langzuradeln und nicht auf die Ausfahrt zu achten.“

„Na ja“, meint Christian unsicher.

Beide schweigen eine Weile und schauen sich verlegen an.

„Und?“ fragt Ravonia schließlich.

„Wie – und?“ , fragt Christian zurück.

„Wollen Sie nicht w-wissen, wie es mir geht?“

„Ach so, ja, natürlich. Wie geht es Ihnen?“

Wieder lächelt Ravonia, und wieder erscheinen die beiden Grübchen.

„Kommen Sie doch erst mal richtig rein und setzen Sie sich hin. Dann erzähle ich Ihnen, wie es mir geht.“

Christian nimmt am Tisch Platz. Er sitzt jetzt Ravonia gegenüber und bemerkt, dass sie große braune Augen hat.

„Es geht mir relativ gut“, meint sie. „Ich habe Schürfwunden am Kopf und an der Hand, und ich habe eine leichte G-Gehirnerschütterung. Aber zum Glück ist nichts gebrochen. Ich muss wahrscheinlich nur bis morgen hier bleiben, zur Beobachtung.“

„Na, da bin ich aber erleichtert“, sagt Christian. „Hoffentlich haben Sie keinen Beruf, bei dem Sie die linke Hand brauchen. Sonst hätten Sie wohl noch eine Weile Probleme damit.“

„Ja und nein“, antwortet Ravonia. „Ich bin Musikerin – das heißt, eigentlich Musiklehrerin. Ich unterrichte B-Blockflöte und Klavier. Reden und zuhören kann ich ja. Aber ich spiele außerdem Querflöte in einem kleinen B-Barock-Ensemble, mehr so als Hobby. Ich hoffe, dass das mit der Hand bald wieder geht.“

Wieder lächelt Ravonia, und wieder zeigen sich die Grübchen. Christian findet, dass sie volle Lippen hat. Wahrscheinlich eignen die sich gut zum Flöten. Aber warum stottert sie? Ob das eine Folge des Unfalls ist?

Nach einer kleinen Pause fragt er: „Und wie geht es Ihnen sonst so? Ich meine – das muss doch ein ziemlicher Schreck gewesen sein heute morgen.“

Ravonia runzelt ihre Stirn. „Allerdings. Ich war erst ganz d-durch-einander. Und dann hatte ich große Angst, dass ich mir was g-gebrochen habe. Nach den Untersuchungen hat man mich hier allein in dieses Z-Zimmer gelegt und gesagt, dass die D-Diagnose noch nicht klar ist. Getröstet hat mich nur eine Lernschwester. Sie war wohl der einzige M-Mensch, der in diesem großen Haus wirklich Zeit für mich hatte.“

„Hatte die bis eben noch Dienst?“, fragt Christian.

„Ich glaube ja. Warum?“, fragt Ravonia zurück.

„Mir hat nämlich eine junge Schwester in der Halle einen Tipp gegeben, wo Sie liegen. Sonst hätte ich Sie überhaupt nicht gefunden.“

„Richtig, Sie wussten ja nicht mal meinen N-Namen. Ja, ich habe ihr alles erzählt, von dem Unfall und so. Und sie k-konnte mich mit ihrer fröhlichen, unkomplizierten Art etwas aufheitern.“

„Und danach bekamen Sie ihre Diagnose?“, fragt Christian weiter.

„Ja“, sagt Ravonia, „dann bekam ich die Diagnose: nichts gebrochen! Und da ging es mir schon b-besser. Ich habe dann eine Freundin in meiner WG angerufen, und die hat mir ein paar p-persönliche Sachen vorbeigebracht. Und als die wieder weg war, da habe ich gesungen.“

„Gesungen?“, staunt Christian. „Sie können singen?“

„Natürlich“, erwidert Ravonia, und ihre Grübchen zeigen sich. „Wenn ich spreche, dann stottere ich zwar ein bisschen, schon als K-Kind war das so. Aber wenn ich singe, dann ist das ganz weg.“

Christian fällt auf, dass Ravonias Stimme tatsächlich einen schönen Klang hat, auch wenn sie spricht – nicht zu tief und nicht zu piepsig. Er fragt nach: „Und da haben Sie hier einfach gesungen, ganz allein im Krankenzimmer?“

„Ja“, lacht sie, „das habe ich einfach g-gemacht. Da ging es mir dann noch besser. Ich singe nämlich gern, schon immer. Mögen Sie auch M-Musik?“

Christian kratzt sich an der Nase. „Doch, ja. Aber ich kann kein Instrument spielen. Und singen kann ich eigentlich auch nicht.“

„Musik ist etwas Herrliches“, schwärmt Ravonia. „Sie kann praktisch jedes Gefühl hervorzaubern. Schon wenige Töne können ein ganzen Schwall von Musik im Kopf auslösen. Ich brauche zum Beispiel nur vier Töne vom letzten Satz der H-Moll-Suite von Bach zu hören, von der B-Badinerie, wissen Sie, und schon geht im Geist das ganze m-musikalische Feuerwerk los! Dieser Funkenflug von bunten Flötentönen! Was für eine herrliche Illusion!“

Christian betrachtet Ravonias Nase. Er findet sie außerordentlich gerade und in der Größe genau richtig. „Ja, ja, die Illusion, großartig“, echot er.

Beide schweigen wieder einen Augenblick.

„Wissen Sie, ich bin auch von Illusionen fasziniert“, nimmt Christian den Faden auf. „Zum Beispiel von imaginären Zahlen.“

Ravonias Gesicht verwandelt sich in ein Fragezeichen.

„Kennen Sie die imaginären Zahlen?“, fragt Christian.

„Nie gehört“, meint Ravonia.

„Das sind Zahlen, die es eigentlich gar nicht gibt“, erklärt Christian eifrig. „Ihr Grundelement ist die Zahl i . Sie ist definiert als die Wurzel aus minus eins – die Quadratwurzel. Sie wissen doch, was Quadratwurzeln sind?“

Zwei kleine senkrechte Falten bilden sich an Ravonias schöner Nasenwurzel. „Das ist doch so eine Zahl, wenn man die mit sich selbst m -malnimmt, dann kommt raus, was darunter steht?“

„Richtig!“, lobt Christian. „Und nun überlegen Sie mal: Was muss man mit sich selbst malnehmen, damit minus eins rauskommt?“

„Minus eins?“, vermutet Ravonia.

„Falsch!“, ruft Christian. „Minus eins mal minus eins ist ja nicht minus eins, sondern plus eins!“

„Wieso?“

„Na, zum Beispiel, wenn jemand ihnen Schulden abnimmt, haben Sie dann mehr oder weniger Geld?“

„Mehr natürlich.“

„Genau!“, freut sich Christian. „Schulden sind sozusagen Minus-Geld, und Schulden abnehmen heißt etwas abziehen, ist also auch minus. Minus mal minus ergibt also plus.“

Ravonia fasst sich mit ihrer gesunden rechten Hand ans Kinn. Es ist eine schmale, aber kräftige Hand, gepflegt, mit kurzen Fingernägeln und hellem Nagellack. „Ah, ich verstehe, das ist, w-wie wenn jemand sagt: ‚Da sage ich nicht nein!‘, und er m -meint eigentlich ‚ja‘. Oder w-wenn ich sage: ‚Der ist mir nicht unsympathisch‘, d-dann ist er mir eigentlich sympathisch.“

„Ja, das ist ein gutes Beispiel“, sagt Christian. „Sie mögen auch Mathematik und Logik?“

Ravonia hebt ihre Schultern. „Ich weiß nicht. Ich dachte immer, ich bin m-mathematisch unmusikalisch, sozusagen.“ Ihre Grübchen kommen wieder zum Vorschein. Auch Christian lächelt. Er findet, dass sie für eine Frau relativ breite Schultern hat, fast athletisch.

„Sie sind doch Musikerin“, sagt er. „Da haben Sie es doch andauernd mit mathematischen Brüchen zu tun, mit Vierteln und Achteln und so.“

„Ja, das stimmt“, bestätigt sie eifrig. „Und auch mit Sechzehntel-Noten, und manchmal sogar mit Z-Zweiunddreißigstel- und Vierundsechzigstel-Noten. Die sehen zuerst immer ganz bedrohlich aus in unbekannten Musikstücken, d-die haben so viele Balken. Aber wenn ich dann übe, mit der Flöte oder am Klavier, dann v-verwandeln sie sich. Dann werden sie Perlen oder Funken oder Regentropfen oder M-Mücken, die im Sonnenlicht spielen.“

„Kann ich mir vorstellen“, meint Christian. „Aber um auf die imaginären Zahlen zurückzukommen: Die Zahl i ist definiert als die Wurzel aus minus eins. Aber welche Zahl könnte das sein? Was ergibt mit sich selbst malgenommen minus eins?“

Ravonia überlegt einen Moment. „Geht das überhaupt?“, fragt sie dann.

„Sehen Sie!“, triumphiert Christian. „So eine Zahl gibt es eigentlich gar nicht. Aber die Mathematiker sagen: Wir stellen uns jetzt einfach mal vor, dass es so eine Zahl gäbe, und nennen sie i . Es gibt sie eigentlich nicht, aber wir können trotzdem mit ihr rechnen. Zum Beispiel so: i mal i gleich minus eins. Faszinierend, nicht wahr?“

„Mmh“, macht Ravonia. „Und wozu braucht man das?“

„So darf man in der Wissenschaft nicht fragen“, erwidert Christian. „Da könnte ich Sie ebensogut fragen: Wozu braucht man Zweiunddreißigstel-Noten?“

Ravonia reckt ihren schlanken Hals. „Das habe ich doch schon gesagt: Die klingen wie P-Perlen oder Regentropfen oder Mückenschwärme.

Das ist wie unter der Dusche, oder wie der Fahrtwind beim Radfahren. Es ist einfach ein herrliches G-Gefühl, wenn man das spielen kann, eine wundervolle musikalische Illusion.“

„Sehen Sie!“, sagt Christian. „So ist das auch mit den imaginären Zahlen. Sie können eine wundervolle Illusion erzeugen. Zusammen mit den herkömmlichen reellen Zahlen bilden sie die wunderbare Welt der komplexen Zahlen. Die reellen Zahlen sind nur eindimensional, plus oder minus, vorwärts oder rückwärts. Die imaginären Zahlen aber eröffnen eine neue Dimension. So entsteht das Feld der komplexen Zahlen, eine zweidimensionale Ebene, die sogenannte Gaußsche Zahlenebene. Darauf lässt es sich in Gedanken herrlich herumspazieren. Oder andersherum: Mit den komplexen Zahlen kann man eine ganze Ebene zahlenmäßig in den Griff kriegen.“

Ravonia atmet tief. Ihre Brust hebt sich etwas. Christian findet, dass sie einen sehr gut proportionierten Körper hat, so weit man das unter dem roten Jogging-Anzug erkennen kann.

Die Tür geht auf, und eine ältere Pflegerin tritt ein. Sie trägt ein kleines, abgedecktes Tablett und ruft: „Abendessen!“ Dann blickt sie Christian an. Ihr Mund sagt nichts, aber ihr Blick sagt: Die Besuchszeit ist vorbei!

Christian erhebt sich und meint: „Na dann – auf Wiedersehen!“

Auch Ravonia sagt „Auf Wiedersehen!“, und schaut zu, wie der merkwürdige Besucher das Krankenzimmer verlässt.

Christian verlässt das Haus der Genesenden mit einem frohen, beschwingten Gefühl. Nun ist er diese Gewissenslast los! Auf dem Heimweg denkt er: Wenn ich verheiratet wäre, dann dürfte meine Frau gern so aussehen wie Ravonia. Sie dürfte auch Musikerin sein. Und es würde mir nichts ausmachen, wenn sie ein wenig stottert.

Aber er ist ja nicht verheiratet.

Dienstag

2.1

Als Christian Pinchowski am nächsten Morgen wieder vor dem Café Lattke sitzt und der Wirt ihm sein Abo-Frühstück bringt, fragt Christian ihn: „Kennen Sie eigentlich den Unterschied zwischen reellen und imaginären Zahlen?“

„Ne“, sagt der. „Aba ick will man hoffen, dass Se ooch in Zukunkft ihr frujalet Frühstück mit reellem Jeld bezahlen, nich mit imaginärem Jeld.“

„Keine Sorge!“, erwidert Christian und macht sich mit gutem Appetit über sein trockenes Brötchen her. Er hat ausgezeichnet geschlafen und dabei von einem Indianermädchen mit großen braunen Augen geträumt. Die Sonne lacht vom Himmel. Es ist wärmer als am Vortag.

Christian hat sich schon die aktuelle Tageszeitung bereitgelegt. Er will sich diesmal ernsthaft in die Stellenangebote vertiefen. Aber der Kaffee, die Sonne und das Treiben auf der Straße lassen ihn dieses Vorhaben noch etwas hinausschieben.

Ein kleiner grauer Pritschenwagen nähert sich, hält etwas weiter rechts und beginnt zu warnblinken. Zwei Männer in orangen Overalls steigen aus und machen sich an der Ladefläche zu schaffen. Die Arbeiter wuchten eine Art Verkehrsschild vom Wagen. Unten mündet der Mast in einen großen Kasten, oben in eine quadratische Tafel mit rot-weißem Rand.

Christian sieht gern anderen Leuten bei der Arbeit zu.

Die orangen Arbeiter stellen das Ding neben dem rechten Fahrbahnrand auf und hantieren am Kasten. Da entpuppt sich die schwarze Tafel als Leucht-Display: Sie zeigt allerlei geheimnisvolle Zahlen und Zei-

chen. Die Aufstellenden nicken zufrieden, rütteln am Mast, werfen noch mal einen prüfenden Blick auf ihr Werk und verschwinden dann.

Jetzt kommt von links ein blauer Kleinwagen angefahren. Kurz bevor er das Display erreicht, erscheint darauf groß die Zahl 36, dann ein Gesicht mit Weinemund, dann wieder die Zahl 36. Offensichtlich ist hier eine Dreißiger-Zone, und die Maschine muss Betrübnis zum Ausdruck bringen, wenn jemand schneller fährt.

Christian freut sich, dass er nicht Auto zu fahren braucht. Beim Laufen und in öffentlichen Verkehrsmitteln muss er nicht dauernd wachsam sein, sondern kann auch mal träumen. Als er zum Beispiel eben zum Café Lattke ging, dachte er ziemlich intensiv an das Gespräch gestern Abend mit der Frau, die den bemerkenswerten Namen Ravonia trägt. Als Autofahrer hätte er sich vor allem auf den Verkehr konzentrieren müssen. Da muss man ja immer auf der Hut sein. Und man muss das Gaspedal so vorsichtig betätigen, dass man die Höchstgeschwindigkeit nicht überschreitet. Auch das Lenkrad will mit Bedacht geführt sein, damit man nicht irgendwo aneckt.

Ein Lokomotivführer hat es da einfacher. Beschleunigen und bremsen muss er zwar auch, aber er braucht nicht zu lenken. Er trägt gewissermaßen nur eindimensional Verantwortung, der Autofahrer dagegen zweidimensional. Die Aufgabe des Lokführers ist so eingeschränkt wie der Bereich der reellen Zahlen: Da gibt es nur vorwärts und rückwärts, plus und minus. Alle reellen Zahlen haben ja auf einer einzigen Linie Platz. Der Autofahrer aber bewegt sich in der Fläche, wie im Bereich der komplexen Zahlen – gewissermaßen auf der Zahlenebene, die nach dem großen Mathematiker Carl Friedrich Gauß benannt ist. Zur Vorwärts-rückwärts-Dimension der reellen Zahlen kommt dort noch die Rechts-links-Dimension der imaginären Zahlen.

Ist das nicht so wie mit dem Lebensweg? Da ist Christian wieder bei seiner alten Frage. Ähneln der Mensch auf seiner Lebensreise eher einem Lokführer oder einem Autofahrer? Kann er an der Weggabel die

Richtung frei wählen wie mit einem Lenkrad, oder ist die Richtung fest vorgegeben wie bei einer Weiche?

Tatsache ist jedenfalls, dass das wahre Leben den reellen Zahlen entspricht: Da gibt es nur vorwärts und rückwärts. Das heißt, rückwärts gibt es eigentlich nicht, und stehenbleiben kann man auch nicht. Sogar die Geschwindigkeit ist fest vorgegeben. Was den tatsächlichen Lebensweg betrifft, ist der Mensch genau genommen nicht mal der Lokführer, sondern nur ein Passagier. „Aber der Wagen, der rollt.“

Andererseits: Wenn man sich alle Möglichkeiten und Freiheiten des Lebens bewusst macht, dann hat man das Lenkrad in der Hand wie ein Autofahrer. Im Geist kann man die verschiedenen Richtungen durchspielen, bevor man eine wählt. Aber dann lässt sich nur der eine Weg in die Realität umsetzen, die anderen müssen fiktiv bleiben. Sie entsprechen den imaginären Zahlen, die es eigentlich gar nicht gibt. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Ein Taxi kommt angefahren. Auf der Anzeigetafel leuchtet eine große 31, und erneut erscheint der Weinemund. Obwohl 31 in einer Dreißiger-Zone eigentlich ganz okay ist. Danach kriecht eine Fahrschule heran. Das Display zeigt 21 und einen Lachemund. Dem Sportwagen-Fahrer dicht hinter der Fahrschule ist aber wohl eher nicht zum Lachen zumute. Die Fahrschule ist für ihn ein Verkehrshindernis. Wenn sein Rennmobil fliegen könnte, würde er die Fahrschule bestimmt durch die Luft überholen.

Einem Hubschrauber-Piloten steht diese weitere Dimension ja zur Verfügung. Er kann nicht nur nach links und rechts lenken, sondern auch nach oben und nach unten. Ihm gehört nicht nur die zweidimensionale Fläche, sondern der ganze dreidimensionale Raum. Es ist wie bei den hyper-komplexen Zahlen, die der irische Mathematiker Hamilton bald nach Gauß entdeckt hat. Oder müsste man nicht eher sagen: die er *erfunden* hat? Da kommen zu den Achsen der reellen und der imaginären Zahlen noch zwei weitere Achsen hinzu. Diese hyper-komplexen Zah-

len, die sogenannten Quaternionen, können also nicht nur den dreidimensionalen Raum erfassen, sondern darüber hinaus noch eine vierte Dimension.

Ob sich auch die hyper-komplexen Zahlen mit Christians fundamentaler Frage verknüpfen lassen? Wenn die erste Dimension dem echten Lebensweg entspricht und die zweite Dimension sämtlichen menschlichen Wahlmöglichkeiten, wofür könnten dann weitere Dimensionen stehen? Vielleicht für Gottes Welt? Gott ist ja größer als die materielle Realität, auch größer als alle menschlichen Träume und Gedanken. Ein Vergleich mit den hyper-komplexen Zahlen hat dabei den Vorzug, dass der Himmel dabei nicht weit weg gedacht werden muss, denn die Quaternionen schließen die Gerade der reellen Zahlen sowie auch die Gaußsche Zahlenebene mit ein.

Für den rein diesseitig interessierten Mathematiker stellen die Quaternionen einfach eine elegante Möglichkeit dar, Raum und Zeit in Zahlen darzustellen und die entsprechenden Punkte mit klaren Rechenoperationen untereinander in Beziehung zu setzen. Wobei es freilich alles andere als einfach ist, mit Quaternionen zu rechnen.

Die Welt als Zahlenwolke – diese Anschauung entspricht dem digitalen Zeitalter. Digitale Geräte können nur dann arbeiten, wenn man ihnen die Welt in Zahlen übersetzt. Solche Maschinen haben einen gewaltigen Zahlenhunger. Vielleicht ist das der Grund, warum man heute überall mit Messdaten und statistischen Werten konfrontiert ist: Die digitalen Zahlenfresser wollen ständig gefüttert werden.

Da ist zum Beispiel diese verrückte Maschine hier, die den Autofahrern ihre Geschwindigkeit vor die Nase hält. Und dann übersetzt sie diese Zahlen in genormte Emotionen: bis dreißig – Lachemund, über dreißig – Weinemund.

Oder da gibt es zum Beispiel schräg gegenüber ein Reklameschild für eine Apotheke. Es zeigt das aktuelle Datum, die Uhrzeit und die Luft-

temperatur an. Wenn man diese Zahlen umrechnet und entsprechend deutet, dann verraten sie, um wieviel Grad sich der Erdball heute bereits weitergedreht hat. Und wie oft der Globus seit Jahresbeginn um die eigene Achse rotiert ist. Und wieviele Runden um die Sonne er seit Christi Geburt zurückgelegt hat. Und wie hoch die Durchschnittsgeschwindigkeit der Luftmoleküle ist – nämlich so hoch, dass sie eine Lufttemperatur von 16 Grad ergibt.

Christian überlegt, wie man die Anzeige noch erweitern könnte. Zu dem Chronometer und dem Thermometer könnten ein Barometer treten für den Luftdruck und ein Hygrometer für die Luftfeuchtigkeit. Ein Regenmesser könnte den Niederschlag der letzten 24 Stunden anzeigen und ein Geigerzähler die Radioaktivität der Umgebung. Auch Windgeschwindigkeit, Sauerstoff-Anteil der Luft und Feinstaub-Belastung sind mess- und anzeigbar. Alles kann man in Zahlen fassen, und der moderne Mensch macht das offenbar auch sehr gern. Er ist gewissermaßen zahlengeil. Zahlen vermitteln ihm das Gefühl einer Berechenbarkeit der Welt. Mit Zahlen, so scheint es, hat er alles im Griff.

Ein giftgrünes Auto kommt angerast. Der Wagen kriegt bestimmt einen Weinemund, erwartet Christian. Aber rechtzeitig vor der Anzeigetafel legt der Grüne eine Vollbremsung hin und fährt mit 29 Kilometern pro Stunde an ihr vorbei. Das Gerät tut so, als freue es sich darüber.

Gleich danach nähert sich ein junger Mann auf einem Rennrad. 27, Lachemund. Der Radler macht ein enttäushtes Gesicht, wendet, fährt ein Stück zurück, wendet wieder und nähert sich dann mit erhöhtem Tempo der Anzeigetafel. Die zeigt jetzt betrübt 32, aber der Radfahrer lacht.

Ja, so ist das mit den Zahlen und den Emotionen: der eine freut sich über niedrige Zahlen, der andere über hohe. Wobei Radrennfahrer und Hundert-Meter-Läufer ja normalerweise möglichst kleine Zahlen anstreben, auf der Stoppuhr nämlich. Das Verrückte daran ist, dass bereits minimale Zeitunterschiede maximalen Jubel auslösen können. Da ent-

scheiden Hundertstel von Sekunden, ob jemand als Sieger geehrt wird oder nur unter „ferner liefen“ erscheint. Als ob es ein großes Verdienst wäre, ein kleines bisschen schneller laufen, schwimmen oder radfahren zu können als andere.

Aber so ist der Sport. Vor allem der Leistungssport. Da können die, die ein wenig besser sind als andere, berühmt und reich werden. Und da nehmen viele Leute jahrelang große Strapazen auf sich, um sich diesen kleinen Vorsprung anzutrainieren – die meisten allerdings vergeblich. Da wird ein hohes Verletzungsrisiko in Kauf genommen, manchmal auch das Risiko, beim Doping erwischt zu werden – und alles nur, um ein bisschen schneller zu sein oder um ein paar Tore mehr zu schießen als die Konkurrenz. Verrückte Welt der Zahlen, auch im Sport!

Ein alter Mann joggt vorbei, wie in Zeitlupe. Er schaut dabei auf seine Armbanduhr. Es wird sich wohl um eine multifunktionale Sportuhr handeln. Da kann der alte Mann nicht nur die Zeit und das Datum ablesen, sondern auch seine Geschwindigkeit, seine Körpertemperatur, seinen Puls und seinen Kalorienverbrauch, womöglich sogar seinen Blutdruck. Wahrscheinlich ist auch der Alte zahlengeil. Er sollte sich dabei allerdings bewusst machen, dass jede Messung das Messergebnis beeinflusst. Falls er beim Blick auf die Sportuhr über die angezeigte Pulsfrequenz erschrecken sollte, kann dieses Erschrecken den Puls zusätzlich in die Höhe treiben. Es soll auch schon Leute gegeben haben, die bei einer fehlenden Pulsanzeige in Ohnmacht gefallen sind, weil sie dachten, dass sie jetzt sterben. Dabei war nur die Batterie leer.

Endlich greift Christian zur Zeitung. Eigentlich will er schnell zu den Stellenanzeigen kommen, aber er bleibt doch wieder an verschiedenen Artikeln hängen. Komischerweise sind es alles Artikel über Zahlen. Da wird mit einer Nachkommastelle genau angegeben, wieviel Prozent der Bevölkerung mit der gegenwärtigen Regierung zufrieden sind. Oder da wird vor einem Body-Mass-Index über 30 gewarnt. Mehr als 25 Prozent der deutschen Bevölkerung haben einen BMI über 30, steht da,

und leiden somit an krankhaftem Übergewicht. Der Artikel verrät auch, wie man seinen BMI ausrechnen kann: Körpergewicht in Kilogramm geteilt durch das Quadrat der Körpergröße in Metern. Christian schließt kurz die Augen und macht eine Überschlagsrechnung: ein Meter 76 mal ein Meter 76, das macht ungefähr drei, und 88 Kilogramm durch drei sind – sagen wir mal 29. Christian stellt fest, dass sein BMI noch im grünen Bereich liegt. Welchen BMI wohl die bemerkenswerte Ravonia hat?

Da sind endlich die Stellenangebote. Christian entdeckt dort unter anderem, dass seine frühere Stelle in der Buchhandlung wieder ausgeschrieben ist. Dabei fällt ihm Horst Henker ein: Nicht vergessen – heute Abend um acht, Männerabend mit Käse und Wein!

Auf derselben Seite findet Christian ein Inserat der Stiftung Lebensglück. Der Name macht ihn neugierig. Er liest, dass diese Stiftung einen Mitarbeiter für die Erarbeitung und Auswertung demoskopischer Untersuchungen im Bereich der Glücksforschung sucht. Demoskopie und Lebensglück – das wäre vielleicht etwas für ihn.

Die Demoskopie ist eine komische Sache. Da fragt man ein paar hundert zufällig ausgewählten Leuten Löcher in den Bauch, um dann auf eine Nachkommastelle genau anzugeben, wie zufrieden das Volk mit seiner Regierung ist – zum Beispiel. Da kommt man also auf recht merkwürdigen Wegen zu Messwerten. Wenn man zehn Frauen hundert Meter rennen ließe und die Zeit abstoppte, dann könnte man genau sagen, welche von ihnen die schnellste ist. Wollte man aber wissen, wer die schönste von ihnen ist, dann kann man das nicht direkt messen. Man kann jedoch tausend Männer fragen, wen sie für die Schönste halten, und daraufhin die Schönheit der Frauen auf eine Nachkommastelle genau in Prozent angeben. Das heißt: Eigentlich wird dabei ja nicht die Schönheit der Frauen gemessen, sondern nur, für wie schön sie tausend Männer halten. Oder noch genauer: Wie sich tausend Männer über ihre Schönheit äußern. Wenn man tausend Frauen fragte, sähe

das Ergebnis wahrscheinlich anders aus, und wieder anders bei tausend Kindern. Immerhin kann man mit der Demoskopie das Messen nicht-messbarer Werte vorgaukeln, sogar emotionaler Werte wie Glücksgefühle. Darum geht es anscheinend bei der Stiftung Lebensglück.

Christian räkelt sich und streckt die Beine weit von sich. Da spürt er irgendetwas unter seinem rechten Schuh. Er bückt sich und entdeckt unter dem Tisch eine Münze: ein Euro! Die ist wohl beim Bezahlen unbemerkt heruntergefallen. Christian beschließt, diese Münze entscheiden zu lassen, ob er sich bei der Stiftung Lebensglück bewerben soll. Die Münze soll ihm die nächste Weg-Weiche stellen helfen. Er wirft den Euro in die Luft und fängt ihn mit dem Handrücken auf. Die Zahl „1“ liegt oben, und der Bewerbung steht nichts im Wege.

Nun hätte ja ebensogut die Rückseite oben liegen können. Und wenn Christian die Münze, sagen wir, 1600-mal hintereinander werfen würde, dann würde ziemlich genau 800-mal die Zahlseite und 800-mal die Rückseite oben liegen – vorausgesetzt, mit der Münze ist alles in Ordnung. Auch das ist nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit ganz natürlich. Merkwürdig ist nur, dass auf diese Weise der Zufall zu ziemlich genau vorhersagbaren Ergebnissen führt. Versicherungen und Lottogesellschaften bauen auf die Stochastik (wie Mathematiker die Wahrscheinlichkeitslehre nennen) ganze Geschäftsmodelle auf.

Christian stellt sich vor, dass er zwei Ein-Euro-Münzen gleichzeitig wirft, vielleicht eine deutsche und eine französische. Es gibt dann zweimal zwei Möglichkeiten: beide zeigen 1, beide zeigen die Rückseite, die deutsche zeigt 1 und die französische die Rückseite, oder die französische zeigt 1 und die deutsche die Rückseite. Bei 1600 Würfeln ist 400-mal mit jeder Kombination zu rechnen. Wenn man jedesmal die Summe der oben liegenden Einsen bildet, dann ergibt sich 400-mal 0, 800-mal 1 und 400-mal 2.

Christian überlegt sich das Ganze mit vier Münzen. Da gibt es zweimal zweimal zweimal zwei beziehungsweise zwei hoch vier Möglichkeiten,

also 16. Bei 1600 Würfeln käme dann 100-mal der Wert 0, 400-mal der Wert 1, 600-mal der Wert 2, 400-mal der Wert drei und 100-mal der Wert 4. Wenn man die Summen nebeneinander als Säulen aufzeichnete entsprechend der Häufigkeit ihrer Würfe, dann könnte man bereits ahnen, dass dabei die berühmte Glockenkurve der statistischen Normalverteilung entsteht.

Noch deutlicher wäre das bei sechs Münzen. Da gäbe es zwei hoch sechs gleich 64 verschiedene Möglichkeiten, bei 1600 Würfeln also 25 pro Münz-Kombination. Die Säulen ergäben dann schon eine recht hübsche Glockenform: für die Werte 0 und 6 die Höhe 25, für die Werte 1 und 5 die Höhe 150, für die Werte 2 und 4 die Höhe 375 und für den Wert 3 die Höhe 500. Und wenn man das Ganze mit tausend Ein-Euro-Münzen durchführte, dann käme nach ein paar Millionen Würfeln eine nahezu perfekte Glockenkurve heraus.

Es ist faszinierend: Zufälligkeiten ergeben ebenmäßige Strukturen, wenn sie nur häufig genug auftreten. Der Kaffee in der halbvollen Tasse zum Beispiel besteht aus unzähligen Molekülen, die mit verschiedenen Geschwindigkeiten durcheinanderwirbeln. Könnte man von jedem einzelnen Molekül die Geschwindigkeit messen und würde man dann die Anzahl der Moleküle mit gleicher Geschwindigkeit als Säulen darstellen, dann käme wieder die perfekte Glocke heraus, und die Säule mit den meisten Molekülen läge in der Mitte. Diese Moleküle hätten die Durchschnittsgeschwindigkeit, die einer Temperatur von... – Christian nimmt einen Schluck – die einer Temperatur von etwa 40 Grad Celsius entspricht.

Eigentlich ist die ganze materielle Welt aus solchen Zufälligkeiten aufgebaut – jedenfalls stellt sie sich dem modernen Naturwissenschaftler so dar. Und doch ergeben diese Zufälligkeiten in ihrer statistischen Gesamtheit enorm komplexe und effektive Strukturen. Was der Schöpfer sich wohl dabei gedacht hat? Albert Einstein war ja noch der Überzeugung: „Gott würfelt nicht.“ Tut er ja eigentlich auch nicht: Die un-

vorstellbar große Menge physikalischer Teilchen, die die materielle Welt ausmachen, verhalten sich aufgrund statistischer Wahrscheinlichkeiten brav und präzise nach Regeln, die seit Menschengedenken zuverlässig gelten. Ihr Zusammenspiel lässt sich mit festen Naturgesetzen beschreiben.

Oder muss man es andersherum sehen? Vereinfacht die exakte Beschreibung der Welt durch Messwerte eine nur von Wahrscheinlichkeiten bestimmte Wirklichkeit? So wie der Demoskop mit seinen Prozentangaben ein vereinfachtes Bild der Volksmeinung zeichnet? Jedenfalls bietet die Mathematik das Handwerkszeug, um den Menschen ein berechenbares mechanisches Zusammenwirken aller Dinge vorzugaukeln, das es in Wirklichkeit nicht gibt. Die Mathematik idealisiert die reale Welt gewissermaßen. Es wäre vermessen zu behaupten, man könne die Welt mit absoluter Präzision vermessen. Nein, es muss immer ein Rest an Unschärfe bleiben.

Das Chronometer an der Apotheke erinnert Christian daran, dass er hier nicht den ganzen Vormittag sitzen kann. Er liest sich noch einmal die Glücks-Anzeige durch und merkt dabei, dass die angegebene Adresse ganz in seiner Nähe liegt. Ob er da heute einfach mal vorbeischaun sollte? Noch einmal entscheidet die Münze und signalisiert ihr Einverständnis.

Christian ist jetzt ganz motiviert, sich wieder von einem Arbeitslosen in einen Arbeitssuchenden zu verwandeln. Dabei geht es ihm nicht nur ums Geldverdienen. Eigentlich braucht er ja nicht viel. Er braucht kein Auto und kein Smartphone. Es kauft ja auch niemand einen Hammer, wenn er keinen Nagel einschlagen will. Neue Kleidung braucht er auch nicht, die alte ist ja noch gut. Obwohl: Wenn sich seine Lebensumstände änderten, wäre etwas mehr Geld nicht zu verachten...

Christian trinkt seinen Kaffee aus. Eine dunkle Luxuslimousine fährt vorbei. Das Auto hat eine kleine Beule an der rechten Tür. 34 Kilometer pro Stunde, Weinemund, na ja.

2.2

Wenige Minuten später hält die dunkle Limousine mit der kleinen Beule vor einem stattlichen Altbau. Ein Ehepaar steigt aus, er um die sechzig, sie um die fünfzig. Sie trägt einen pfirsichfarbenen Mantel und einen eleganten Hut gleicher Farbe. Auch die Highheels passen dazu.

„Komm schon!“, ruft die Dame ihrem Mann zu und stöckelt voran in Richtung Haustür. Der untersetzte Herr folgt mit drei Metern Abstand. Er trägt einen dunkelgrünen Pullover mit Zopfmuster.

„Und benimm dich diesmal besser“, fügt die Gattin hinzu. „Schließlich zahlen wir der Frau viel Geld für die Beratung.“

Der Mann brummt etwas. Das Paar betritt den Hausflur und steigt durch ein sorgfältig renoviertes Jugendstil-Treppenhaus ins zweite Stockwerk. Ein wenig außer Atem bleiben die beiden vor der mittleren von drei Wohnungstüren stehen. Ein Messingschild verrät, wer sie hier erwartet: Claudia Papenburg, Diplom-Psychologin. „Willkommen!“, steht auf der Fußmatte vor der Tür. Die pfirsichfarbene Dame klingelt. Kurz darauf öffnet Claudia, ein professionelles Lächeln auf den Lippen.

„Guten Morgen, Frau Schnellke!“, sagt sie, reicht der Dame die Hand und wendet sich dann dem Gatten zu. „Guten Morgen, Herr Schnellke! Ganz pünktlich! Kommen Sie, treten Sie ein.“

Schnellkes erwidern den Gruß und betreten die Wohnung. Frau Schnellke bringt einen Duft mit, der Claudia an den Parfümladen am Alexanderplatz erinnert.

Claudia kann nicht behaupten, dass Schnellkes ihr sympathisch sind, aber das darf natürlich keinen Einfluss auf ihre Beziehung zu ihnen

haben. Sie geht den Klienten voran durch den Flur ihrer gepflegten Altbauwohnung, auf die sie ein wenig stolz ist, und geleitet die beiden in einen Raum, der auf ihrer Steuererklärung als „Sprechzimmer“ bezeichnet wird, den sie für sich selbst aber ihren „Beichtstuhl“ nennt.

„Nehmen sie Platz“, sagt Claudia, lächelt immer noch und lässt ihre Hand über ein halbes Dutzend gepolsterter Sitzgelegenheiten schweifen, die um einen etwas zu klein geratenen Nierentisch herum stehen. Auf dem Tischchen befindet sich eine Vase mit einem bunten Tulpenstrauß.

Herr Schnellke hat es sich schon in einem blass geblühten Sessel bequem gemacht und betrachtet die Stukkaturen an der Decke. Frau Schnellke legt ihr Designer-Handtäschchen auf dem Nierentisch ab. Claudia wählt sich einen Stuhl, von dem aus sie den beiden Eheleuten ins Gesicht sehen kann.

„Wie geht es Ihnen denn heute?“, fragt Claudia.

„Gut“, meint Herr Schnellke.

„Na ja“, fügt Frau Schnellke an, „gestern war er aber wieder fuchsteufelswild. Fuchsteufelswild, sag ich Ihnen, und...“

„Und wie geht es Ihnen selbst?“, fragt Claudia.

„Och, es muss ja. Na ja, die Augen – Ich seh nicht mehr so gut, besonders das Kleingedruckte. Vielleicht brauche ich bald eine Lesebrille. Wobei – ich kann mich noch nicht entscheiden: ob randlos oder mit Metallfassung oder bunt, na ja, sie muss ja dann zu meinen Blusen passen, deshalb...“

„Sie will mehrere“, wirft Herr Schnellke ein.

„Unterbrich mich nicht! Also vielleicht brauche ich auch mehrere, damit man immer was Passendes hat für die Kleidung, so ähnlich wie bei den Schuhen. Brillen sind ja heute auch was Modisches...“

„Ich verstehe“, grätscht Claudia dazwischen, denn Frau Schnellke muss gerade Luft holen. Dann wendet sie sich an den Ehemann: „Herr Schnellke, ihre Frau meint, sie wären gestern etwas, äh, erregt gewesen. Möchten Sie darüber reden?“

„Na ja“, meint Herr Schnellke und streicht sich über das Kinn. „Meine Frau hat gestern eine Beule in die Autotür gemacht, beim Aussteigen. Sie hat...“

„Du hast direkt neben dem Pfahl vom Straßenschild geparkt, ganz ungeschickt...“, fährt Frau Schnellke dazwischen.

„Erinnern wir uns an unsere Spielregeln“, greift Claudia ein. „Wir wollen einander ausreden lassen. Bitte, Herr Schnellke.“

„Die Reparatur kostet bestimmt ein paar hundert Euro. Rausgeschmissenes Geld, sage ich Ihnen.“

„Und wie haben Sie sich gefühlt, als es passiert war?“

„Schlecht.“

„Du hast selber Schuld“, wendet sich Frau Schnellke an ihren Gatten, und ihre Perlen-Ohrgehänge schwingen dabei heftig. „Du hast nämlich schlecht geparkt, direkt neben einem Straßenschild.“

„Bitte keine Schuldzuweisungen“, wirft Claudia ein. „Versuchen Sie es mit einer Ich-Botschaft. Sagen Sie, wie Sie sich dabei gefühlt haben.“

Frau Schnellke erhebt die Hände, sodass ihre goldenen Armreifen leicht klirren. „Also gut: Ich habe das Gefühl, dass mein Mann schlecht geparkt hat.“

„Es war da kein anderer Parkplatz“, verteidigt sich der Fahrzeughalter, und dann wiederholt er: „Die Reparatur kostet bestimmt ein paar hundert Euro.“

„Davon werden wir nicht arm! – Äh, ich wollte sagen: Ich habe das Gefühl, dass wir davon nicht arm werden.“

„Nein, arm werden wir davon nicht. Aber wir könnten was Besseres mit dem Geld machen. Ich versuche, unser Geld zusammenzuhalten und gut anzulegen.“ Herr Schnellke richtet sich auf und blickt seine Therapeutin stolz an.

„Hm hm“, macht Claudia.

„Ich könnte auch was Besseres mit dem Geld anfangen“, meldet sich Frau Schnellke wieder zu Wort. „Wir brauchen dringend neue Esszimmer-Möbel. Die gepolsterten Stühle – wie die aussehen! Man traut sich kaum noch, jemand einzuladen. Überhaupt – wir müssten mal wieder renovieren!“

„Ist doch alles noch ordentlich“, meint Herr Schnellke und betrachtet dabei das leicht verblichene Muster des Sprechzimmer-Teppichs.

„Na du bist gut!“, braust die Gattin auf, besinnt sich dann aber. „Ich meine: Ich denke, dass mein Mann gut ist. Das heißt, er ist eben nicht gut. Ich habe das Gefühl, dass er geizig ist. Wenn ich mir mal was Nettes kaufe, dann runzelt er gleich die Stirn. Neulich zum Beispiel, bei dem schicken Mantel für die Übergangszeit, der hat noch nicht mal tausend Euro gekostet.“

„Tausend Euro!“, empört sich Herr Schnellke. „Du weißt ja gar nicht, wie schwer – ich meine: Ich finde, tausend Euro sind gar nicht so leicht zu verdienen.“

Das findet Claudia auch, behält diese Meinung aber professionell für sich und fragt stattdessen: „Was würden Sie denn mit tausend Euro machen, wenn Sie die zur freien Verfügung hätten?“

„Habe ich ja“, erwidert Herr Schnellke leicht gekränkt. „Ich will meine Anteile am Umwelt-Fonds erhöhen. Das ist eine ziemlich sichere Sache, und es gibt eine gute Rendite.“

„Rendite, Rendite“, echot Frau Schnellke. „Das höre ich jeden Tag. Aber fragen Sie mal meinen Mann, ob er gern mit mir Urlaub machen würde, in Baden-Baden zum Beispiel, oder in der Schweiz. Und wenn er es wirklich mal macht, dann ist er zu geizig, um sich dafür einen neuen Anzug zu kaufen.“

„Aha“, meint Claudia.

„Ich halte unser Geld eben zusammen“, behauptet Herr Schnellke. „Wenn ich die Finanzen meiner Frau überlassen würde, dann wären wir längst pleite – meine ich.“

In der nächsten Viertelstunde geht das Gespräch ohne erkennbaren Fortschritt weiter. Dann stellt Claudia fest: „Sie beide denken viel ans Geld und reden auch viel darüber, aber auf unterschiedliche Weise. Sie, Frau Schnellke, freuen sich über schöne Dinge, die sie dafür kaufen können. Sie, Herr Schnellke, freuen sich mehr über wachsende Zahlen auf den Kontoauszügen. Immerhin haben Sie dies gemeinsam, dass Geld für Sie beide eine wichtige Rolle spielt.“

„Natürlich“, bestätigt Herr Schnellke. „Geld ist ja auch das halbe Leben.“

„Na dann lassen Sie uns doch jetzt mal über die andere Hälfte reden“, schlägt Claudia vor.

Frau Schnellke presst ihre rotviolett gefärbten Lippen aufeinander, und Herr Schnellke starrt auf seine Schuhspitzen.

„Ich glaube nämlich nicht, dass Ihre Probleme am Geld liegen“, legt Claudia nach.

„Woran sollen sie denn sonst liegen?“, erkundigt sich Frau Schnellke.

„Finden Sie es heraus!“

„Ich dachte, das erfahren wir von Ihnen.“

Darauf geht Claudia nicht ein, sondern wechselt das Thema. „Herr Schnellke, sagen Sie doch einfach mal, was Ihnen an Ihrer Gattin gefällt!“

„Hm“, macht Herr Schnellke, und seine Frau blickt ihn gespannt an. „Also – dass sie immer noch gut aussieht. Und dass sie einen guten Geschmack hat.“

Frau Schnellke lächelt etwas. Herr Schnellke blickt aus dem Fenster, als ob draußen etwas Interessantes zu sehen wäre.

„Und Sie?“, wendet sich Claudia an Frau Schnellke. „Was gefällt Ihnen an Ihrem Mann?“

Frau Schnellke streicht erst einmal ihren Rock glatt. „Na ja“, meint sie, „mein Mann ist immer treu. Nicht so wie bei Rittmeisters. Das sind unsere Nachbarn, wissen Sie. Herr Rittmeister hat nämlich eine Freundin, sozusagen eine Konkubine, Sie verstehen. Für die hat er sogar extra eine Wohnung angemietet, als Liebesnest. Na ja, für so was wäre mein Mann sowieso zu geizig.“

„Sie wollten doch eigentlich was Nettes über Ihren Mann sagen.“

„Ja ja. Also: Dann gefällt mir auch, dass er keine Hosenträger mehr anzieht. Früher hat er das gemacht. Aber ich hasse Hosenträger. Und da hat er das gelassen. Mir zuliebe. Na ja, wenn man die Anzüge bei einem guten Schneider machen lässt, dann braucht man auch keine Hosenträger, dann sitzen die Hosen auch so. Das ist eben doch was anderes als billige Konfektionsware...“

„Sehr schön“, greift Claudia ein. „Machen Sie das auch zu Hause: Sagen Sie sich jeden Tag was Nettes. Sie werden merken, wie gut Ihnen beiden das tut, und auch ihrer Beziehung.“

„Und was ist mit den Problemen?“, fragt Herr Schnellke.

„Ja, auch darüber muss geredet werden“, gibt Claudia zu. „Aber denken Sie daran: Ohne Schuldzuweisungen, am besten mit Ich-Botschaften. Sagen Sie doch einfach mal positiv, wie Sie sich Ihre Frau wünschen.“

„Na, dass sie nicht immer so viel herumnörgelt.“

„Ich nörgele doch nicht herum!“, empört sich Frau Schnellke. „Ich sage nur einfach ganz offen meine Meinung. Aber das kannst du eben nicht ertragen.“

„Ich kann eine ganze Menge ertragen. Aber du sagst deine Meinung so, dass ich dann wie der letzte Idiot dastehe.“

„Nun hören Sie sich das an, Frau Papenburg! Ich behandle meinen Mann doch nicht wie einen Idioten.“

„Aber ihr Mann empfindet das so, nehmen Sie das doch einfach mal wahr.“

Frau Schnellke greift sich an den Kopf und ordnet ihre Frisur, obwohl sie schon ordentlich ist. Herr Schnellke betrachtet ein großes gerahmtes Bild an der Wand. Es zeigt eine impressionistisch gemalte Hochzeitsgesellschaft.

Dann blickt Herr Schnellke in Richtung seiner Frau und sagt: „Du hast mir mal versprochen, mich immer zu lieben und zu ehren.“

Wieder presst Frau Schnellke ihre Lippen aufeinander. Herr Schnellke betrachtet erneut seine Schuhspitzen. Eine Fliege durchquert in Schlangenlinien den Raum. Fliegen sind eigentlich sehr leise Tiere, aber das Summen dieser Fliege hören alle.

„Vielleicht...“, setzt Claudia an, aber im selben Augenblick sagt Herr Schnellke: „Ich meine...“, und Frau Schnellke beginnt ebenfalls: „Was heißt denn...?“

Wieder übernimmt die Fliege die akustische Lufthoheit in Claudias „Beichtstuhl“. Claudias Blick fällt auf den Mahagoni-Sekretär mit der geöffneten Schreibklappe, wo ein Stapel Papier auf Bearbeitung wartet. Aber sofort ruft sie sich innerlich zur Ordnung: Sie muss jetzt ganz bei der Sache sein.

„Was heißt denn das: ehren?“, vervollständigt Frau Schnellke ihre Frage. „Soll ich denn immer einen Hofknicks machen, wenn ich meinen Mann sehe?“

„Natürlich nicht“, antwortet Claudia. „Es heißt einfach, dass Eheleute sich gegenseitig respektieren sollen. Der persönliche Respekt bleibt ja manchmal auf der Strecke, wenn man den Alltag miteinander teilt.“

Frau Schnellke starrt auf den bunten Tulpenstrauß auf dem Tischchen. Die Fliege hat sich inzwischen irgendwo zur Ruhe gesetzt.

„Was wünschen Sie sich denn von ihrem Mann?“, fragt Claudia die schweigsam gewordene Ehefrau.

„Was ich mir von ihm wünsche? Na ja...“

„Sagen Sie es ihm ruhig direkt selbst“, ermutigt Claudia.

„Na ja, dass du mir auch mal was gönnst und nicht immer gleich sagst, dass ich das Geld zum Fenster rauswerfe. Dass du mir die Freude an schönen Sachen nicht verkelst. Dass du mir vielleicht auch selbst mal was mitbringst, Blumen zum Beispiel, oder ein schönes Schmuckstück, auch wenn nicht Weihnachten ist oder Geburtstag.“

Herr Schnellke blickt seine Frau erstaunt an. Auf diese Idee ist er noch nie gekommen.

„Ihre Frau würde sich hin und wieder über eine kleine Aufmerksamkeit freuen“, legt Claudia nach. „Und wohl nicht nur über die Aufmerksamkeit als solche, sondern vor allem über die Wertschätzung, die Sie ihr damit zeigen.“

Jetzt schaut sich Herr Schnellke den Tulpenstrauß auf dem Tischchen an, und Frau Schnellke schaut Herrn Schnellke an. Die Fliege startet zu einem neuen Rundflug.

„Gegenseitiger Respekt und Wertschätzung, das ist beides ungeheuer wichtig für eine gute Beziehung“, stellt Claudia fest. „Und eine gute Beziehung ist etwas ganz Kostbares. Wie viele einsame Menschen sehen sich nach einer guten Beziehung!“

„Akzeptiert“, sagt Herr Schnellke. „Wertschätzung – will ich mir merken. Aber ich verlange dafür auch eine andere Wertschätzung: nämlich dass meine Frau unser hart erarbeitetes Geld wertschätzt und nicht achtlos zum Fenster hinauswirft.“

„Fängst du schon wieder an“, empört sich die Pfirsichfarbene und greift nach ihrem Täschchen. „Da hören Sie es, Frau Papenburg: Mein Mann ist geizig und gönnt mir einfach nichts. Immer höre ich nur den Vorwurf...“

„Halt den Mund!“, knurrt der Angegriffene. „Das habe ich doch überhaupt nicht gemeint...“

„Wir wollen einander ausreden lassen“, mahnt Claudia.

„Immer höre ich nur den Vorwurf, ich werfe das Geld zum Fenster raus. Das ist doch kein Rauswerfen, wenn ich mir mal was Schönes gönne. Das muss ich doch tun, wenn ich von dir nichts geschenkt kriege...“

„Mal was Schönes!“, ruft Herr Schnellke. „Du gönnst dir immerzu was Schönes, und manchmal frage ich mich, ob das denn nötig ist und ob das denn immer gleich so teuer sein muss.“

„Respekt und Wertschätzung“, mahnt die Therapeutin und klingt dabei ein wenig hilflos. „Das macht eine gute Beziehung aus. Denken Sie darüber nach, reden Sie darüber miteinander, in aller Ruhe. Das nächste Mal wollen wir da wieder anknüpfen.“

Die alte Standuhr in der Ecke erinnert daran, dass die Therapiezeit abgelaufen ist. Die drei stehen auf und begeben sich in den Flur. Claudia spürt ein Gefühl in sich, das sie sich als Therapeutin eigentlich nicht leisten kann: Wut. Ja, sie ist wütend auf die Eheleute. Bis jetzt hat sie diese Wut unterdrückt, aber im Flur bricht es aus ihr heraus: „Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich möchte noch einen persönlichen Kommentar zu Ihrer Situation geben. Ich meine, Sie haben ein Luxusproblem, weil Sie mehr Geld haben, als Sie zum Leben brauchen. Unzähligen anderen geht es viel schlechter: die haben zu wenig und wissen nicht, wie sie auch nur das Nötige bezahlen sollen. Ich an Ihrer Stelle würde mir überlegen, wie ich mit dem vielen Geld helfen und Not lindern kann.“

Schnellkes verabschieden sich rasch und, wie es scheint, auch ein wenig verstimmt. Als Claudia die Wohnungstür hinter ihnen schließt, fragt sie sich, ob sie nicht zu weit gegangen ist. Vielleicht hat sie die beiden Klienten jetzt verloren. Am meisten ärgert sie sich jedoch darüber, dass sie aus der Rolle gefallen ist und ihre professionelle Neutralität aufgegeben hat.

Vielleicht hätte sie doch lieber Jura studieren sollen wie ihr Bruder. Vielleicht hätte sie Anwältin werden sollen, wo man so herrlich parteiisch für das Recht Benachteiligter kämpfen kann. Vielleicht wäre sie glücklicher, wenn ihr Leben eine andere Richtung genommen hätte. Ja, vielleicht hätte sie Juristin werden sollen, oder jung heiraten und viele Kinder haben. Diese Kinder hätte sie dann nach ihrer Fassung erzogen: zu Respekt und Wertschätzung.

2.3

Christian Pinchowski ist nach Hause gegangen und hat sich seine Bewerbungsmappe geholt, die dort stets bereit liegt. Dann hat er sich auf den Weg gemacht, um sich bei der Stiftung Lebensglück zu bewerben. Er hofft auf eine Anstellung, die seinen Lebensunterhalt mit einer sinnvollen Beschäftigung verbindet.

Wenn diese Stiftung Menschen hilft, ihr Lebensglück zu finden, dann wäre das ja wirklich überaus sinnvoll. Wobei freilich das Wort „Glück“ ein recht unscharfer Begriff ist für das, was Menschen brauchen. (Abgesehen davon, dass das, was sie brauchen, nicht unbedingt dasselbe ist, was sie für ihr Glück halten.)

Die extremste Form von Glück, überlegt Christian, ist jener Zustand, den die Bibel „Seligkeit“ nennt. Da geht es um dauerhaften inneren und äußeren Frieden, um vollkommenen Einklang mit Gott und den Menschen, schließlich um ewiges Leben. Von der Seligkeit hat er im Theologiestudium freilich wenig erfahren, obwohl die doch eigentlich eins der Hauptthemen sein müsste. Seine Kenntnis von der Seligkeit kommt vor allem aus Predigten, die er als Jugendlicher gehört hat, und aus seinem persönlichen Bibelstudium. Die Seligkeit ist für ihn immer noch das Wichtigste, das absolut Erstrebenswerteste. Natürlich erwartet Christian nicht, dass sich die „Stiftung Lebensglück“ vorrangig mit der Seligkeit beschäftigt. Aber immerhin beschäftigt sie sich mit dem Glück der Menschen.

Unter diesen Gedanken langt Christian an einem eintönigen Wohnblock mit gleichmäßig angeordneten Fenstern und Balkonen an. Die Hausnummer stimmt, und auf dem Klingelbrett findet er einen Knopf zur „Stiftung Lebensglück“. Er drückt ihn, und ein Summer gibt den Weg ins Haus frei.

Im ersten Stockwerk liest Christian an der Wohnungstür auf einem Pappschild: „Stiftung Lebensglück – Dr. Schierwitz-Dannemann“. Die Tür ist einen Spalt weit offen, aber höflicherweise klopft Christian an. Eine dünne, grauhaarige Frau mit gelb gerahmter Brille erscheint. Sie trägt Jeans und einen etwas zu großen violetten Pullover. Die Dame blickt Christian misstrauisch an.

„Ich komme wegen der Stellenanzeige“, beginnt Christian.

„Das entspricht aber nicht dem üblichen Prozedere, dass Sie hier einfach so aufschlagen“, begrüßt ihn die Dame. „Sie hätten sich telefonisch anmelden sollen.“

„Ich kann ja später noch mal wiederkommen, Frau – äh – Schierwitz?“

„Schierwitz-Dannemann“, bestätigt die Grauhaarige.

„Frau Schierwitz-Dannemann“, wiederholt Christian.

„Doktor Schierwitz-Dannemann“, verbessert die Frau.

Christian setzt erneut an: „Ich kann ja später noch mal wiederkommen, Frau Doktor Schierwitz-Dannemann...“

„Nein nein, wenn Sie nun schon mal da sind... Kommen sie rein!“

Christian wird in einen großen Büroraum geführt. Hier gibt es zwei Schreibtische mit Computern, einen kleinen Konferenztisch, Akten, Papierstapel und jede Menge Bücher. Sie füllen Regale an allen Wänden, stapeln sich auf den Tischen und liegen teilweise auch aufgeschlagen herum. Eine kleine Zimmerpalme in der Ecke sieht durstig aus. Zwei Fenster bieten einen Ausblick auf die Häuserzeile gegenüber. Eine schmale Tür trägt die Aufschrift „Teeküche“. Ein leichtes Bratkartoffel-Aroma liegt in der Luft.

Christian darf sich auf einem gepolsterten Stahlrohrstuhl am Konferenztisch niederlassen. Frau Dr. Schierwitz-Dannemann setzt sich ihm gegenüber. Sie sind beide allein im Raum.

Der Bewerber stellt sich zunächst vor. „Mein Name ist Christian Pinchowski. Ich habe Ihre Anzeige in der Zeitung gelesen und interessiere mich für die Stelle.“

„Haben Sie denn eine Vorstellung von unseren Projekten und Aktivitäten?“, fragt die Grauhaarige.

„Glücksforschung. Demoskopische Glücksforschung.“

„Präzise! Die Stiftung Lebensglück erforscht die Voraussetzungen, unter denen Menschen sich emotional und auch ganzheitlich glücklich fühlen.“

„Es ist schön, wenn Organisationen sich für das Glück der Menschen engagieren“, versucht Christian zu punkten.

„Wir *engagieren* uns nicht für das Glück, sondern wir erforschen, wie gesagt, empirisch dessen Voraussetzungen. Ich bin Wissenschaftlerin, Demoskopin. Wissenschaft arbeitet prinzipiell intentionsfrei. Was ist übrigens die finale Intention der deutschen Nationalhymne, ihrem Wortlaut zufolge?“

Christian ist von dieser zusammenhanglos gestellten Frage verblüfft, aber dann fasst er sich und antwortet: „Das Glück! ...sind des Glückes Unterpfand“, heißt es da, und: „Blüh im Glanze dieses Glückes.“

„Präzise!“, freut sich die Demoskopin. „Ich sehe, wir verstehen uns. Einigkeit und Recht und Freiheit bilden laut der deutschen Hymne nämlich eigentlich nicht die Zielvorgabe für das Vaterland, sondern sind lediglich Vorbedingungen, eben ‚Unterpfand‘ des Glückes. Haben Sie studiert?“

Schon wieder so eine unvermittelte Frage! „Ja“, antwortet Christian.

„Was?“

„Theologie, Philosophie und Mathematik.“

„Sehr gut. Ich sehe, wir verstehen uns. Und in welchen Fächern haben Sie welche Abschlüsse?“

„Keine. Ich habe mein Studium abgebrochen.“

„Ach so.“ Frau Doktor Schierwitz-Dannemann runzelt die Stirn und macht eine kleine Pause. Draußen fährt eine Feuerwehr mit Martinshorn vorbei.

„Nun denn“, nimmt die Wissenschaftlerin ihren Faden wieder auf. „Jedenfalls arbeitet die Stiftung Lebensglück gerade an einem ganz besonderen Projekt, nämlich an der Erstellung eines deutschen Glücks-Atlases. Wir wollen das Glücksempfinden der deutschen Bevölkerung nicht nur nach Geschlecht, Alter, Bildung und Einkommen spezifizieren, sondern auch präzise geografisch gegliedert nach Landkreisen. Sind Sie eigentlich glücklich?“

Wieder ist Christian verdutzt. „Manchmal – vielleicht“, antwortet er mechanisch.

„Ja, so denken viele, glaube ich“, doziert die Glücksforscherin. „Aber das ist nur eine Hypothese“, relativiert sie ihre Aussage sogleich. „Was wir brauchen, sind belastbare Daten. Wir haben schon einiges an Material zusammengetragen, aber es gibt noch viel zu tun: Wir müssen repräsentative Gruppen finden, Interviews führen und diese dann professionell statistisch auswerten. Was sind zwölf Prozent von zwölf Prozent?“

„Eins Komma vier vier Prozent“, kommt prompt die Antwort. Christian hat sich jetzt daran gewöhnt, mit unvermittelten Fragen beschossen zu werden.

„Präzise!“, freut sich die Doktorin. „Ich sehe, wir verstehen uns. Die Stiftung Lebensglück forscht unter der Prämisse, dass beglückende Emotionen in kausalem Zusammenhang stehen mit der politischen, sozio-ökonomischen und kulturellen Situation in der jeweiligen

Region. Was ist übrigens der Unterschied zwischen dem Glück beim Glücksspiel und dem Glück zweier Verliebter?“

„Das erste bezeichnet objektiv einen glücklichen Zufall, das zweite subjektive Emotionen, die auch irgendwie mit den Hormonen zu tun haben“, antwortet Christian.

„Präzise!“, jubelt die Glücksforscherin. „Ich sehe, wir verstehen uns.“ Wieder fährt draußen ein Einsatzfahrzeug mit Martinshorn vorüber. „Wir haben hier in der Nähe eine Feuerwache“, erklärt Doktor Schierwitz-Dannemann, „darum dauernd dieser Lärm. Mit der Zeit gewöhnt man sich daran. Aber zur Sache: Die Stiftung Lebensglück hat nur sehr wenig Stammpersonal. Viele Aufgaben werden von Honorarkräften erledigt. Aber nun wollen wir das Stammpersonal durch neue Mitarbeiter aufstocken, deshalb die Anzeige. Falls Sie ein fester Mitarbeiter würden, werden wir Sie also vielseitig einsetzen. Wir bräuchten ihre Unterstützung beim Ausarbeiten von Fragenkatalogen, beim Auffinden der Ziel- und Kontrollgruppen für aussagekräftige Stichprobendaten, bei den Interviews und schließlich auch bei der Auswertung. Übrigens: Was versteht ein Statistiker unter dem P-Wert?“

„Genau weiß ich das nicht“, gibt Christian zu, „aber ich glaube, damit wird gewissermaßen die Unschärfe einer statistischen Aussage beziffert. Ich kann mich da einarbeiten.“

„Ganz richtig“, bestätigt die Fragerin, „es geht dabei um das sogenannte Signifikanzniveau, also um den prozentualen Schwellenwert für die statistische Signifikanz. Wenn die Abweichung eines statistisch ermittelten Wertes von einem Vergleichswert unter dem Signifikanzniveau bleibt, dann wird angenommen, dass kein signifikanter Unterschied zwischen den beiden Werten besteht.“

„Ach so!“, nimmt Christian den Gedanken auf. „Wenn ich also zum Beispiel herausfinden will, ob Bananen glücklich machen, und wenn ich dann viele Leute frage, ob sie glücklich sind und ob sie viele Ba-

nanen essen, dann müsste die Zahl der Viel-Bananen-Esser unter den glücklichen Leuten mehr als zehn Prozent höher sein als die Zahl der Wenig-Bananen-Esser – bei einem angenommenen Signifikanzniveau von zehn Prozent.“

„Das ist fast richtig, aber nicht ganz“, wendet die Doktorin ein. „Zunächst einmal liegt das Signifikanz-Niveau normalerweise weit unter zehn Prozent. Und dann: Die Schlussfolgerung, dass Bananen-Essen glücklich macht, ergibt sich nicht zwingend aus Ihrer Fragestellung. Man kann lediglich sagen, dass ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Bananen-Konsum und dem Glücksgefühl besteht. Vielleicht essen ja vor allem Veganer viele Bananen, und die vegane Lebensweise ist es, die sie glücklich macht. Oder auch umgekehrt: Glückliche Menschen greifen eher zur Banane als unglückliche. Oder noch anders: Unglückliche Menschen versuchen, ihre negativen Emotionen durch den Verzehr von Fleisch oder Schokolade zu kompensieren, und essen deshalb weniger Bananen. Merken Sie sich also: Eine statistische Ko-inzidenz beruht nicht unbedingt auf einem direkten kausalen Zusammenhang. Ein Demoskop muss daher alle Möglichkeiten im Blick haben, und zwar nicht erst bei der Auswertung, sondern bereits bei der Formulierung der Interview-Fragen.“

Christian meldet sich zu Wort: „Ich habe da jetzt auch mal eine Frage, Frau Doktor Schierwitz-äh-Danneman. Woher kann der Demoskop wissen, ob die Leute wirklich glücklich sind, wenn sie das im Interview von sich behaupten? Vielleicht sagen die das ja einfach nur so. Viele beantworten die Frage ‚Wie gehts?‘ auch immer gedankenlos mit ‚gut‘, selbst wenn es ihnen nicht besonders gut geht.“

Die Demoskopin muss einen Moment überlegen, wobei ihr der Umstand hilft, dass gerade wieder eine Feuerwehr vorbeifährt. Dann sagt sie: „Das ist eine gute Frage, die ist sehr wichtig. Es kommt hier vor allem auf die richtige Fragestellung in den Interviews an. Wenn eine Meinung zweifelsfrei erhoben werden soll, genügt es nicht, eine ein-

fache Frage zu stellen. Wir brauchen dann Redundanz, wir brauchen also zusätzlich eine Reihe geschickt formulierter Kontrollfragen, mit denen man verifizieren kann, ob der Proband den Inhalt einer Frage verstanden und sie auch ehrlich beantwortet hat. An diesem Punkt arbeiten wir besonders sorgfältig. Die Stiftung Lebensglück hat es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst genau und vorurteilsfrei die Wechselwirkungen zwischen dem Glücksbefinden und den Lebensumständen der Menschen zu eruieren. Was ist übrigens der Unterschied zwischen einem Durchschnittswert und einem Medianwert?“

Christian hat schon auf die nächste Frage gewartet und antwortet gelassen: „Der Durchschnittswert ist einfach das arithmetische Mittel mehrerer Werte, während der Medianwert der Wert ist, dem ebenso viele niedrigere vorausgehen wie höhere folgen.“

„Präzise!“ lobt Frau Schierwitz-Dannemann. „Können Sie das am Beispiel der Einkommen erläutern?“

Christian denkt einen Moment nach. Dann referiert er: „Nehmen wir eine Gruppe von hundert Einkommensbezieher. 99 von ihnen haben ein monatliches Einkommen von 2010 bis 2990 Euro, aber der Hundertste bekommt 150 Tausend Euro im Monat. Das Durchschnittseinkommen wäre dann 250 Tausend plus 150 Tausend gleich 400 Tausend Euro geteilt durch 100, also viertausend Euro. Der Medianwert dagegen ist das Einkommen der fünfzigsten Person, wenn man sie nach der Höhe ihrer Einkommen sortiert; das wären dann lediglich 2500 Euro im Monat.“

Frau Schierwitz-Dannemann nickt zufrieden. „Ich sehe, wir verstehen uns. Da können Sie merken, wie problematisch Durchschnittswerte sind. Das Durchschnittseinkommen dieser hundert Leute klingt gar nicht schlecht: viertausend Euro. Aber das bekommt ja niemand. In Wahrheit kriegen 99 Leute wesentlich weniger und einer wesentlich mehr. Der Begriff ‚Durchschnitt‘ suggeriert jedoch, dass im Sinne einer

statistischen Normalverteilung die meisten dieser hundert Personen um die viertausend Euro verdienen.“

„Ja“, wirft Christian ein, „die Einkommen ergeben nun mal keine Glockenkurve.“

„Präzise!“, bestätigt die Wissenschaftlerin. „Der Durchschnittswert verführt hier also zu dem Irrtum, dass, wie gesagt, die meisten dieser hundert Personen um die viertausend Euro verdienen. Das schürt den Neid der großen Mehrheit, die ja in Wirklichkeit alle viel weniger bekommen. Wenn diese Leute nun den Medianwert kennen würden, wären sie viel zufriedener, weil der Medianwert ungefähr ihrem eigenen Einkommen entspricht. Ich sage Ihnen: Hüten Sie sich vor dem Durchschnitt! Der Durchschnitts-Statistiker sagt: Wenn jemand mit den Füßen im Eisschrank und mit dem Kopf im Backofen steckt, dann ist er im Durchschnitt richtig temperiert! Ha ha ha!“

Christian kennt den Witz zwar schon, lacht aber pflichtbewusst mit. „Das entspricht dann einem hohen Gini-Koeffizienten“, kommentiert er.

„Präzise! Ich sehe, wir verstehen uns.“ Die Glücksforscherin ist jetzt voll in ihrem Element. „Sie sehen, wir arbeiten hier äußerst professionell. Unsere Erhebungen stellen verlässliche Ressourcen zur Verfügung, sowohl für die Wissenschaft als auch für die interessierte Öffentlichkeit, wobei man das öffentliche Interesse an demoskopischen Daten heute kaum überschätzen kann. Ein statistisches Jahrbuch oder eben ein Glücks-Atlas ist im wahrsten Sinne des Wortes wert-voll, weil voller Werte. Dabei bildet die Demoskopie die Wirklichkeit nicht nur präzise ab, sondern sie wird auch selbst immer mehr zu einem bedeutsamen Bestandteil der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Wir leben schließlich im Informationszeitalter, und da ist die Welt der Daten und Informationen mindestens ebenso wichtig wie die reale Welt. Wenn wir den Menschen in Deutschland mit dem Glücks-Atlas einen unverzerrten Spiegel vorhalten, dann wird das dazu beitragen, dass sie sich fokussierter um

ihr Glück mühen und infolgedessen tatsächlich auch glücklicher werden. Glückliche Menschen aber sind friedliche Menschen. Sie brauchen nichts zu verändern, sie brauchen nicht öffentlich zu protestieren oder gar eine Revolution anzuzetteln. Sie müssen sich lediglich darum kümmern, dass in Zukunft ihrem Glück nichts in die Quere kommt. Sie sind im besten Sinne des Wortes konservativ.“

Bei diesen Ausführungen hat sich wieder ein Martinshorn gemeldet. Aber im Gegensatz zu seinen Vorgängern wird es nicht allmählich leiser, sondern bricht plötzlich ab. Dann nähert sich ein zweites Martinshorn. Christian und Frau Dr. Schierwitz-Dannemann blicken zum Fenster. Blaulicht flackert herein. Dann weht von der Seite her eine Rauchwolke am Fenster vorbei, und der Bratkartoffel-Geruch wird intensiver. Die Demoskopin geht zum Fenster, blickt hinunter, wird blass und ruft: „Hilfe, meine Bratkartoffeln!“ Dann eilt sie zur Tür der Teeküche, öffnet sie und verschwindet in der Öffnung. Qualm dringt heraus.

Es klingelt. Christian öffnet die Wohnungstür. Draußen steht ein Feuerwehrmann in voller Kampfausrüstung. „Ist hier der Stubenbrand?“, fragt er.

„Ich glaube schon“, antwortet Christian verdattert. Der Feuerwehrmann eilt in Richtung Teeküche. Christian greift sich schnell seine Bewerbungsmappe und verschwindet durch die Wohnungstür nach draußen.

Ein Münzwurf hat Christian hergeführt, ein Küchenbrand hat ihn wieder vertrieben – das sind klare Weichenstellungen. Um den Job bei der Stiftung Lebensglück wird er sich definitiv nicht weiter bemühen.

2.4

Claudia Papenburg ist unzufrieden. Sie ärgert sich noch immer über das Ehepaar Schnellke sowie über ihre eigene unprofessionelle Entgleisung. Sie ärgert sich auch, dass sie Anna heute nachmittag kein vernünftiges Geburtstagsgeschenk mitbringen kann. Und sie spürt eine gewisse Unausgeglichenheit in sich. Bloß gut, dass der letzte Beratungstermin für den Vormittag abgesagt wurde, da hat sie etwas Zeit gewonnen.

Claudia beschließt, den neuen Fernseher aufzubauen. Das wird sie auf andere Gedanken bringen.

Eine Viertelstunde später belegen ein alter Fernseher und viel Verpackungsmaterial das halbe Wohnzimmer. Claudia müht sich, den Standfuß an das neue Gerät zu schrauben. Dass man sich immer erst alles selbst zusammenbasteln muss! Aber schließlich steht das Ding am rechten Platz, Netz- und Antennenkabel sind angeschlossen. Nun muss Claudia nur noch die Batterien in die Fernbedienung legen und das Gerät einschalten.

Der Bildschirm begrüßt sie auf Englisch, aber sonst tut sich nichts. Kein Programm zeigt sich, wenn Claudia die entsprechenden Tasten auf der Fernbedienung drückt. Sie fischt die Gebrauchsanweisung aus dem Verpackungsmüll und beginnt zu lesen. Zunächst findet sie „Sicherheitshinweise“ in zwanzig Sprachen. „Tauche die TV niemals in Wasser!“, heißt es da unter anderem. Ansonsten gibt es nur ein paar dürre Bemerkungen zur „Inbetriebnahme“ mit unverständlichen Fachbegriffen und mehrdeutigen Pictogrammen.

Das passt ja alles wunderbar zu diesem Tag, stellt Claudia selbst-ironisch fest. Sie hätte sich den Fernseher doch lieber liefern und vom

Fachmann anschließen lassen sollen. Aber sie will nicht so schnell aufgeben. Sie erinnert sich, dass ihr Nachbar etwas von Technik versteht. Jedenfalls spricht er immer ziemlich selbstbewusst über Computer, Smartphones und dergleichen. Torsten Becker heißt der junge Mann. Er ist von Beruf Kriminalpolizist, aber man sieht ihm das nicht an. Er hat ein Gesicht, als ob er keiner Fliege wehtun kann, und ist hilfsbereit wie eine gute Fee.

Claudia verlässt ihre Wohnung und klingelt an der benachbarten Tür. Sie wartet eine Weile, aber nichts rührt sich. Ohne viel Hoffnung klingelt sie noch einmal und will schon weggehen, als sich doch etwas regt. Schritte nähern sich, eine Kette wird hochgeschoben, und die Tür öffnet sich.

„Ja?“, fragt Torsten Becker mit schläfriger Stimme. Er geht barfuß und trägt einen weißen Bademantel. Sein Bart sieht noch fusseliger aus als sonst, und seine Augen blicken verschlafen aus dem runden Gesicht, das von wirren Locken eingerahmt ist.

„Oh, das tut mir leid!“, sagt Claudia erschrocken. „Jetzt habe ich Sie gestört.“

„Macht nichts“, erwidert Torsten gutmütig. „Ist ja schon spät. Wollte sowieso gerade aufstehen. Hatte gestern Nachtschicht. Was gibts?“

„Ich habe ein Problem mit meinem neuen Fernseher. Es kommen keine Programme. Aber das hat ja Zeit...“

„Komme gleich“, sagt Torsten. „Geben Sie mir drei Minuten.“

„Aber...“ setzt Claudia an, doch da ist die Wohnungstür schon wieder zu. Claudia geht in ihre Wohnung zurück. Pünktlich drei Minuten später ist der junge Kommissar zur Stelle, vollständig bekleidet. Er blickt etwas irritiert auf das Verpackungsmüll-Chaos, wendet sich dann aber gleich dem neuen Fernseher zu.

„Es kommen einfach keine Programme“, erklärt Claudia noch einmal.

„Werden wir gleich haben“, tröstet Torsten. „Haben Sie schon einen Sendersuchlauf gemacht?“

„Nein. Wie macht man das denn?“

„Ist ganz einfach. Mit der Fernbedienung ins Hauptmenü – ach ja, erstmal ins Untermenü Benutzersprache – Deutsch – okay...“ Schnell gleiten die Finger des jungen Mannes über die Fernbedienung, und der Bildschirm zeigt ihm immer gleich dienstbeflissen an, was für Wahlmöglichkeiten er hat. Außerdem quittiert das Gerät jede Aktion mit einem Piepton.

„Is wie im normalen Leben mit so 'nem Menü“, meint der junge Mann altklug. „Man muss nur die richtige Entscheidung treffen, den richtigen Pfad auswählen, dann klappts!“

Claudia staunt.

„So, jetzt zurück ins Hauptmenü (piep!), dann ins Untermenü Sendersuche (piep!), und hier stehts schon: ‚Automatischer Suchlauf‘. Bestätigen mit okay (piep!), schon läuft!“

Der Bildschirm bittet um einige Minuten Geduld, aber bereits nach wenigen Sekunden zeigt er den ersten Sender. Da läuft gerade eine Doku über seltene Vögel. Torsten Becker stellt den Ton leise und kommentiert: „HD-Auflösung, was? Wenn man dicht rangeht, kann man die einzelnen Pixel sehen. Mit UHD könnte man die nicht erkennen.“

„Das hat der Verkäufer auch gesagt“, meint Claudia. „Aber ich gehe ja nicht dicht ran. Mich interessieren die Pixel nicht.“

„Fernsehbilder bestehen nun mal aus lauter kleinen Leuchtpunkten. Is wie bei einem Kriminalfall: Viele kleine Spuren und Indizien kommen da zusammen. Habe dann schließlich ein Bild von dem Fall, wenn auch oft mit Lücken. Muss mich um die kleinen Spuren einzeln kümmern, aber darf nicht das Ganze außer Acht lassen. Wie beim Fernsehbild eben.“

„Trotzdem“, beharrt Claudia, „die Leuchtpunkte interessieren mich nicht, sondern nur die ganzen Bilder – wenn überhaupt.“

„Wieso, wenn überhaupt?“

„Die meisten Programme sind mir einfach zu dumm. Was nützt mir die tollste Fernsehtechnik, wenn die Inhalte nichts taugen?“

Als das Fernsehgerät mit seinem Sendersuchlauf fertig ist, vermeldet es stolz, dass es mehrere hundert Programme gefunden hat.

„Du liebe Zeit!“, ruft Claudia, „Wie soll ich denn da das Programm finden, das ich gerade sehen will?“

Die Frage bleibt unbeantwortet, denn in diesem Augenblick klingelt Claudias Telefon. „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick“, sagt sie, nimmt den Apparat und verschwindet im angrenzenden Sprechzimmer. Falls ein Klient anruft, ist ihr äußerste Diskretion wichtig.

„Kein Problem!“, ruft ihr der Kommissar hinterher.

„Ja bitte?“, fragt Claudia in den Apparat.

„Hier ist Frau Schnellke!“, tönt es heraus.

Auch das noch!

„Ich wollte mich bei Ihnen bedanken, Frau Papenburg, auch im Namen von meinem Mann.“

„So?“ Claudia ist verblüfft.

„Ja. Wir wollen uns bedanken, dass Sie uns vorhin den Kopf gewaschen haben. Das hatten wir direkt mal nötig.“

„Den Kopf gewaschen? Wie meinen Sie das?“

„Na ja, Sie haben uns doch die Leviten gelesen, weil wir nicht an arme Leute denken. Ich und mein Mann haben hinterher viel darüber geredet. Aber nicht wie Sie denken, nein, wir haben uns überhaupt nicht

gezankt. Wir fanden beide, dass Sie Recht haben. Und da haben wir uns entschlossen, eine Patenschaft zu finanzieren für ein armes Kind in Afrika. Da kann man monatlich einen bestimmten Betrag überweisen, wissen Sie, und dann braucht das Kind nicht zu verhungern und kann auch zur Schule gehen.“

„Das freut mich“, wirft Claudia ein.

„Ja, Sie haben uns da wirklich weitergeholfen, vielen Dank. Und wir wollen das jetzt so machen...“

„Frau Schnellke“, unterbricht Claudia, „ich habe im Moment leider wenig Zeit.“

„Natürlich, Sie müssen ja auch noch anderen Leuten helfen. Jedenfalls wollte ich Sie gleich informieren. Wir sehen uns dann ja nächste Woche wieder.“

„Ja, dann bis nächste Woche. Und grüßen Sie Ihren Gatten von mir.“

„Mach ich, mach ich. Na denn: Auf Wiedersehn!“

Claudia ist sich nicht sicher, ob sie ihre Entgleisung von heute Morgen jetzt als Therapie-Erfolg verbuchen soll.

Als sie ins Wohnzimmer zurückkehrt, hat Torsten Becker noch immer die Fernbedienung in der Hand und drückt fleißig Knöpfe. Es piept immerzu. Er blickt auf und sagt: „Habe Ihnen da mal die wichtigsten zwanzig Sender in eine Favoritenliste gepackt, die können Sie mit diesem Button hier aufrufen.“ Er zeigt ihr eine Stelle auf der Fernbedienung. „Waren Ihnen ja zuviel Programme. Is jetzt übersichtlicher.“

Claudia staunt. Der Tag entwickelt sich ja doch noch ganz gut. Sie gesteht sich ein, dass sie vorhin zu pessimistisch war.

„Das ist ja großartig“, lobt sie den jungen Mann. „Da haben Sie mir sehr geholfen. Möchten Sie eine Tasse Kaffee?“

„Keine Umstände!“, meint Torsten Becker.

„Der Kaffee ist schon fertig, ich hatte mir grade selbst einen aufgesetzt. Also möchten Sie?“

„Sage nicht nein“, antwortet der Polizist und strahlt.

Claudia schiebt den Verpackungsmüll beiseite und macht zwei Plätze in der Sitzecke frei. Sie bietet ihrem Helfer einen Sessel an und holt dann den Kaffee mit Zubehör aus der Küche.

Als beide sitzen und den Kaffee genießen, meint Claudia: „Das ist schon komisch: Ein Krimineller hat mir geholfen, den Fernseher herzutragen, und ein Kriminaler hat mir geholfen, ihn in Gang zu bringen.“

„Wieso das?“ ,fragt der „Kriminale“. Da berichtet Claudia von ihrem gestrigen Abenteuer mit dem Messer-Mann. Torsten hört aufmerksam zu und stellt ein paar Zwischenfragen. „Gut gemacht!“, lobt er schließlich. „Das nenn ich deeskalierendes Verhalten: den Täter verblüffen, aus dem Konzept bringen! Haben Sie mit Freundlichkeit geschafft. Gratuliere!“

Jetzt strahlt auch Claudia. Die beiden plaudern noch ein bisschen, dann verabschiedet sich der Kommissar. „Und was wird damit?“ ,fragt er noch und deutet auf den Müll und das alte Gerät.

Claudia zuckt etwas hilflos die Achseln.

„Kein Problem“, meint Torsten Becker. „Nehm ich gleich mit. Muss sowieso heute noch zum Recyclinghof. Kann das da alles kostenlos abgeben.“

Claudia ist so viel Hilfsbereitschaft etwas unheimlich, aber sie ist doch andererseits froh, das Entsorgungsproblem leicht loszuwerden. „Tausend Dank!“, sagt sie.

„Nicht der Rede wert“, meint der Polizist und ist schon dabei, die Tütchen, Pappen und Kartons einzusammeln. Claudia hilft ihm, alles in den Hof zu tragen, wo sein Auto steht. Er schleppt den alten Fernseher.

Zurück in ihrer Wohnung, hat Claudia nun auch eine Idee für Annas Geschenk. Sie hat sich nun doch für einen Mode-Gutschein entschieden, fischt ein Modeprospekt aus ihrem Altpapier und schneidet ein Model aus, das im sommerlichen Outfit auf einer Wiese sitzt. Das helle Kleidchen ist mit bunten Blumen und Vögeln verziert. Ein Stück Wiese lässt Claudia an der Frau dran. Dann faltet sie einen kleinen Bogen dünnen Karton zu einer Klappkarte, befestigt innen mit etwas Klebeband einen 100-Euro-Schein und klebt anschließend die Papierfigur so darüber, dass die Wiese in die Banknote übergeht. Befriedigt betrachtet sie ihr Kunstwerk.

Nun noch die Beschriftung! „Gutschein für...“ kommt mit schwungvollen Buchstaben vorne drauf, und innen steht: „schicke Klamotten!“

Auf die Rückseite schreibt Claudia: „Wow, Anna, nun bist du 18! Ich wünsche dir alles Liebe und Gute. Lass dich vom Erwachsensein nicht schrecken und suche dir einen guten Weg ins weitere Leben. In Liebe, deine (Paten-)Tante Claudia.“ Ein passender Umschlag ist glücklicherweise auch zur Hand, und schon ist Annas Geschenk fertig.

Claudia hat noch immer etwas Zeit, bis sie sich auf den Weg machen muss. Das Mittagessen lässt sie ausfallen im Hinblick auf die üppige Geburtstags-Bewirtung, mit der zu rechnen ist. Erneut denkt sie an Christian und an ihre Idee, nach all den Jahren wieder mal Kontakt mit ihm aufzunehmen. Vielleicht könnte man sich ab und zu treffen, einfach so, ohne besonderen Anlass. Es wäre schön, mal wieder mit jemandem auf Augenhöhe zu reden. Es wäre schön, jemanden zu haben, der über dieselben Witze lacht und sich über dieselben Probleme den Kopf zerbricht. Vielleicht wird ja mehr daraus...

Claudia beschließt, den Konjunktiv hinter sich zu lassen und die verbleibende Zeit bis zum Aufbruch für einen entsprechenden Anlauf zu wagen. Zunächst googelt sie Christian Pinchowski im Internet, findet aber nichts Passendes. Dann besinnt sie sich darauf, dass er mit Ansgar befreundet war. Der wird wohl noch wissen, wie man Christian erreichen kann. Ansgar arbeitet bei der Möbelfirma seines Vaters. Die Telefonnummer ist schnell gefunden und gewählt. Beherzt fragt Claudia nach dem Juniorchef. Der ist aber im Moment nicht anwesend, sie solle es zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal versuchen.

Claudia zieht sich einen mintfarbenen Hosenanzug an, bringt ihre Frisur in Ordnung und macht sich auf den Weg zur S-Bahn. Ihr Bruder und seine Familie wohnen im nördlichen „Speckgürtel“ von Berlin. Die S-Bahn hat dort Endstation.

Auf dem Weg zum Bahnhof kommt Claudia an verschiedenen kleinen Läden und Boutiquen vorbei. Im Vorübergehen lässt sie ihre Augen über die Auslagen schweifen. Plötzlich durchzuckt es sie blitzartig, und sie bleibt stehen: Hatte sie da nicht eben den Namen „Anna“ gelesen? Sie geht ein paar Schritte zurück und blickt in das kleine Schaufenster eines Antiquariats. Dort sind einige alte Bücher ausgestellt, und auf einem der Titel prangt tatsächlich in Goldschrift das Wort „Anna“.

Claudia ist sofort fasziniert von diesem antiquarischen Kleinod. Es handelt sich um einen ziemlich dicken Wälzer mit rotem Ledereinband. Auf ihm ist mit goldener Schrift geprägt: „Anna Karenina“, und darüber etwas kleiner: „Leo Tolstoi“.

Unter dem Gebimmel einer altertümlichen Ladenglocke betritt Claudia das Geschäft. Ein angenehmer Duft nach Papier empfängt sie. Hinter dem Tresen sitzt ein hagerer Mann und liest. Als er Claudia bemerkt, legt er sein Buch beiseite, erhebt sich und fragt: „Sie wünschen?“

„Ich habe da eben in Ihrem Schaufenster dieses schöne rote Buch ‚Anna‘ von Tolstoi gesehen und interessiere mich dafür.“

„Ja, Anna Karenina, ein Stück Weltliteratur. Kennen Sie den Roman?“

„Nein“, muss Claudia gestehen, „aber das Buch hat mir in der Auslage auf Anhieb gefallen und... Also die Sache ist so: Ich suche noch ein schönes Geschenk für meine Patentochter. Die wird heute 18. Das heißt, eigentlich habe ich schon ein Geschenk, aber kein besonders originelles. Meine Patentochter heißt nämlich Anna, müssen Sie wissen. Jedenfalls kam mir der Gedanke: Das wäre doch was, ein Roman über Anna für Anna! Was meinen Sie: Eignet sich das Buch als Geschenk für eine junge Frau?“

Der Hagere überlegt einen Moment. Dann antwortet er: „Ich denke schon – sofern die Dame gern liest sich ein wenig für Geschichte interessiert, vielleicht auch für Russland. Es handelt sich um einen Gesellschaftsroman aus dem zaristischen Russland des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Nicht ganz leichte Lektüre, aber auf seine Art durchaus packend...“

„Das freut mich“, sagt Claudia. „Ist die Anna im Roman denn eine interessante Figur?“

„Durchaus, durchaus“, meint der Hagere. „Allerdings... sie hat nicht gerade einen vorbildlichen Charakter. Und sie überlebt das Ende des Romans nicht.“

„Trotzdem“, sagt Claudia, die sich hier nicht lange aufhalten will. „Was soll das Buch denn kosten?“

*Anstelle einer Antwort geht der Inhaber des Antiquariats zum Schau-
fenster, schiebt einen moosgrünen Samtvorhang zur Seite und angelt
den Roman aus der Auslage. Dann hält er ihn mit beiden Händen vor
seiner Brust, so zärtlich wie ein Vater sein neugeborenes Kind. „Dies
ist ein besonders gut erhaltenes Exemplar einer sorgfältig gestalteten
deutschen Ausgabe von 1920. Schauen Sie, es hat kaum Gebrauchss-
spuren, es wurde vielleicht nur einmal gelesen, wenn überhaupt. Schon
allein der rote Ledereinband ist eine Kostbarkeit.“*

„Und was soll es nun kosten?“, wiederholt Claudia ihre Frage.

„Nun, ehrlich gesagt, ich trenne mich ungern von diesem Band. Aber ich würde ihn Ihnen für 89 Euro überlassen.“

„Einverstanden!“, sagt Claudia und sucht in ihrer Handtasche den nun überflüssig gewordenen Gutschein.

„Soll ich ihnen das Buch als Geschenk einpacken?“, fragt der Hagere.

„Ich bitte darum“, erwidert Claudia und ist schon dabei, den Umschlag aufzureißen und den 100-Euro-Schein von seiner Aufgabe als erweiterte Liegewiese zu entbinden.

Der Alte holt einen Bogen Geschenkpapier, schlägt das Buch geschickt darin ein und verschließt das Ganze mit einem goldfarbenen Gummiband, dessen Enden in einer dekorativen Schleife zusammentreffen. Claudia freut sich, dass er das Geschenk nicht einfach lieblos mit Klebeband verpackt hat.

Wieder auf der Straße, eilt Claudia mit beschwingten Schritten weiter. Sie muss sich beeilen, wenn sie die nächste S-Bahn noch erreichen will.

2.5

Christian Pinchowski geht in seinem Mansardenzimmer auf und ab. Sein Ausflug in die Welt der Glücksforschung beschäftigt ihn noch immer. Glücksforscher will er nun nicht mehr werden, aber er hätte doch gern gewusst, was er sonst mit seinem Leben anfangen soll. Schnell werden seine Gedanken grundsätzlich.

Ja, was sollte man denn anstreben im Leben? Das zu werden, was man gern sein möchte? Oder das zu werden, was man eigentlich sein muss-

te? Oder sollte man lieber gar nichts anstreben und einfach nur der Mensch sein, der man eben ist?

In den Medien ist immer wieder von Leuten die Rede, die im Sinne der ersten Möglichkeit ihrem eigenen Traum vom Leben nachjagen. Sie wollen sich selbst verwirklichen, wollen „ihr Ding“ machen. Das geht bei manchen so weit, dass sie sich sogar ihr Geschlecht selbst aussuchen wollen. Und es gibt auch Menschen, die selbstbestimmt mit ihrem Leben Schluss machen möchten. Viele der Selbstverwirklicher leben nach dem Motto: Überlege dir, was du gern willst, und dann mach es einfach – ohne Rücksicht auf Klatsch und Konventionen. Glaube dabei an dich, dann wird es dir auch gelingen. So mancher berühmte Künstler oder Sportler wirbt für dieses Lebensmotto. Solche Stars scheinen lebendige Beweise dafür zu sein, dass das gut klappt. Andererseits: Die unzähligen Leute, bei denen es nicht klappt, geben normalerweise keine Interviews...

Das kanns nicht sein, denkt Christian. Das wäre auch eine ziemlich egoistische Einstellung. Dafür hat Gott mich nicht in die Welt gesetzt. Er möchte vielmehr, dass ich seinen Willen für mein Leben akzeptiere, dass ich Gutes tue und anderen Menschen diene. Besser ist es also anzustreben, dass man der Mensch wird, der man eigentlich sein sollte. Die Welt sollte durch jeden ein Stück besser werden. Jeder sollte nach Möglichkeit dazu beitragen, dass Friede, Liebe und Gerechtigkeit zum Zug kommen. Das sind freilich große Begriffe – wie kann man sie in die kleinen Münzen des Alltags umwechseln, ohne dabei über die eigenen Füße zu stolpern? Welche Weichen müssten dafür gestellt werden? Christian stellt selbstkritisch fest, dass er keine Ahnung hat. Es gelingt ihm einfach nicht, irgendeine positive Wirkung zu entfalten oder jemandem wirklich zu helfen. Stattdessen läuft er immer gleich weg, wenn es brenzlig wird.

Lebe, wie du es willst – das bringt es nicht. Lebe, wie du es sollst – das schafft er nicht. Bleibt ihm da wirklich nur die Alternative, einfach so

dahinzuleben? Das Leben so hinzunehmen, wie es eben ist, mit all seinen Brüchen und Widersprüchen?

Es klingelt. Christian betätigt den Haustür-Öffner und macht dann seine Wohnungstür auf. Ein älteres Ehepaar steht davor, etwas außer Atem. Offenbar war die Haustür offen, oder die Eheleute haben bereits anderen Hausbewohnern einen Besuch abgestattet.

„Wir sind das Ehepaar Windmüller“, sagt der Mann. „Wir kommen von der Gemeinschaft ‚Der beste Weg‘ und würden gern mit Ihnen über den christlichen Glauben sprechen.“

Herr Windmüller ist klein. Er riecht nach Raiserwasser und trägt einen karierten Sakko, darunter ein weißes Hemd mit dunkler Krawatte. Frau Windmüller ist etwas größer als ihr Mann. Sie trägt ein braunes Kostüm mit knielangem Rock sowie eine altmodische schwarze Kappe. Ein mittelschwerer Jutebeutel baumelt an ihrer rechten Hand. Sie ergänzt die Worte ihres Mannes mit der Frage: „Haben Sie einen Moment Zeit?“

„Soviel Sie wollen!“, antwortet Christian. „Bitte, treten Sie ein.“

Christian bietet den beiden die Stühle an seinem Tischchen an und holt sich selbst den Schreibtischstuhl dazu. Als alle drei sitzen und der Jutebeutel unter dem Tisch verstaut ist, sagt er: „Das ist ja sehr nett von Ihnen, dass Sie sich die 85 Stufen zu mir heraufbemüht haben.“

„Wir finden, dass ein persönlicher Kontakt gerade im digitalen Zeitalter etwas Wichtiges und Wertvolles ist“, erklärt Herr Windmüller und schnappt dann erstmal wieder nach Luft.

„Schön haben Sie es hier!“, fügt Frau Windmüller hinzu und blickt sich neugierig in dem Dachstübchen um.

„Was machen Sie denn beruflich?“, fragt Herr Windmüller.

„Nichts“, antwortet Christian. „Ich bin noch auf der Suche.“

„Was möchten Sie denn gern mal werden?“, bohrt der karierte Mann weiter.

„Selig“, antwortet Christian lakonisch.

Windmüllers schweigen einen Moment lang verduzt. Dann entschließt sich Herr Windmüller, die Antwort als eine Steilvorlage für sein Anliegen zu nutzen.

„Dieser Vorsatz ist sehr löblich. Aber die Pforte zur Seligkeit ist eng, und der Pfad dorthin ist schmal. Die Welt ist voller Bosheit, und leicht wird ein Mensch vom Strudel der Sünde mitgerissen. Gewissenlose Leute reißen die Macht an sich und meinen, sie könnten die ganze Welt regieren.“

„Viele bilden sich auch ein, sie könnten die ganze Welt retten“, ergänzt Christian.

„Sehr richtig“, bekräftigt Herr Windmüller. „Selbst ernannte Retter gibt es zuhauf. Sie wollen, dass alle nach ihrer Pfeife tanzen, und drohen mit dem Untergang der gesamten Erde, falls man nicht auf sie hört.“

„Dabei kann doch nur Gott die Schöpfung erhalten“, wirft Christian ein, „auch wenn er natürlich möchte, dass wir pfleglich mit ihr umgehen.“

„Genau so ist es!“, bestätigt Frau Windmüller.

„Der menschliche Hochmut ist allenthalben anzutreffen“, predigt ihr Mann weiter. „Politiker brüsten sich damit, Lösungen für alle Zukunftsfragen zu besitzen. Sportler und Popstars lassen sich wie Götzen verehren. Medienvertreter informieren einseitig und spielen sich dabei als Lehrer der Nation auf; ihre Interviews sind respektlos und gleichen oftmals Verhören. Selbst Kirchenmänner treten selbstherrlich auf und sind doch zugleich in gräuliche Sünden verstrickt. Wo bleibt da die Demut? Wo bleibt die Gottesfurcht?“

„Die bleiben auf der Strecke“, gibt Christian zur Antwort, obwohl Herr Windmüller eigentlich gar keine Antwort erwartet hat.

„Solch unverschämter Hochmut verbirgt sich allerdings meistens hinter einer Maske der Toleranz und Menschenfreundlichkeit“, fährt er fort. „Finstere Mächte geben sich, wie gesagt, den Anschein, als wollten sie die Welt retten und ihr zum guten Leben verhelfen. In Wahrheit aber ist es ihre Absicht, alles gute Leben zu stören, letztlich zu zerstören.“

„Das sind alles Wölfe im Schafspelz“, ergänzt seine Gattin.

„Klar“, sagt Christian, „selbst Kriminelle geben in der Regel nicht zu, dass sie böse sind, sondern wollen ihr Verhalten mit irgendwelchen Schein-Argumenten rechtfertigen – vor sich selbst, vor anderen und oft auch vor Gericht.“

„Das ist alles nur gelogen“, kommentiert die Frau in Braun.

Der Mann im karierten Sakko ist jetzt an einem entscheidenden Punkt seiner Ausführungen angelangt und krönt ihn mit der rhetorischen Frage: „Was ist da zu tun?“ Es folgt eine wirkungsvolle Pause. Dann fährt er fort: „Nur eins ist not: Wir müssen uns mit ganzem Herzen abwenden von der bösen Welt und ihrem Wesen.“

„Ich weiß nicht“, unterbricht Christian. „Wenn alle Christen sich von der bösen Welt abwenden, wie kann sie dann etwas von Gottes Liebe erfahren? Ich denke, Jesus will nicht, dass wir uns abwenden, sondern im Gegenteil, dass wir uns den Menschen zuwenden. Wir sollten die Welt nicht einfach den bösen Mächten überlassen, sondern Liebe und Vergebung dagegensetzen.“

Herr Windmüller lässt sich nicht beirren. „Wir dürfen nicht mit den Wölfen heulen. Abwenden müssen wir uns von diesem bösen Geschlecht. Ihren Staub sollen wir von unseren Füßen schütteln.“

„Man soll seine Perlen nicht – nicht mit dem Bade ausschütten“, ergänzt Frau Windmüller und zitiert dabei die Bibel ziemlich frei.

Unaufhaltsam wie ein Panzer bahnt sich ihr Gatte nun seinen gedanklichen Weg weiter. „Ich betone noch einmal: Wir müssen uns mit ganzem Herzen abwenden von der bösen Welt und ihrem Wesen. Wir müssen uns abwenden vom Sumpf der Sünde und hinwenden zu Gott. Jeder, der noch nicht durch die enge Pforte in Gottes Reich eingegangen ist, muss umkehren. Jeder, der sich noch nicht auf dem schmalen Pfad der Gerechten befindet, muss Buße tun.“

„Ich würde nicht sagen, dass er umkehren *muss*, sondern dass er umkehren *darf*“, erwidert Christian. „Umkehr ist doch etwas ungeheuer Befreiendes! Wenn ich mir mein kümmerliches Leben betrachte, dann ist dies letztlich das Einzige, was mir Mut macht: Ich darf umkehren, ich darf immer wieder neu anfangen – jeden Tag. Ich brauche nicht lange traurig zu sein über fatale Weichenstellungen und verpasste Gelegenheiten in meiner Vergangenheit. Gott ist nicht nachtragend. Und Jesus hat versprochen, dass er mein verkorkstes Leben in Ordnung bringt.“

„Ja, Jesus!“, ruft Frau Windmüller, und ihre Augen leuchten dabei.

Herr Windmüller fühlt sich etwas aus dem Konzept gebracht, setzt aber beharrlich wieder an: „Wir müssen uns mit ganzem Herzen abwenden von der bösen Welt und ihrem Wesen. Das bedarf einer klaren und bewussten Entscheidung für Gott. Nur wer diese Entscheidung trifft und sein Leben ganz in Gottes Hände übergibt, findet letztlich sein Lebensglück.“

„Reden Sie nicht vom Lebensglück!“, bittet Christian. „Das kann ich heute nicht mehr hören.“

Der karierte Mann stutzt und überlegt, ob er nachfragen soll. Er entscheidet sich aber dagegen und setzt seinen eigenen Gedankengang fort. „Wer sein Leben ganz in Gottes Hände gibt, der findet... – der hat... – oder anders: Der kommt in den Himmel.“

„... wenn er das Jammertal durchschritten hat“, ergänzt Frau Windmüller.

„Das sehe ich auch so“, bestätigt Christian. „Ich stelle mir das so vor, dass man irgendwann aus dem jetzigen Leben aufwacht wie aus einem merkwürdigen, manchmal bedrückenden Traum, und dass man über den dann einfach nur lächelt.“

Frau Windmüller gefällt das Stichwort „Traum“. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden“, zitiert sie aus einem Psalm.

„Na ja“, geht Christian darauf ein, „meinetwegen so in der Art wie Träumende, aber eben gerade nicht als Schlafende. Ich glaube, im Himmel werden wir viel hellwacher sein als jetzt.“

Frau Windmüller liebt offensichtlich Psalmworte und zitiert erneut: „Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.“

„Ja, genau das meine ich“, bestätigt Christian.

Herr Windmüller findet, dass er jetzt lange nichts gesagt hat, und will auch ein Bibelzitat anbringen: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen“, meint er, um dann wieder auf seine Kernaussage zurückzukommen: „Wir dürfen unser Herz nicht an diese Welt hängen mit ihrem bösen Wesen.“

Christian sagt nichts mehr und ist gespannt, worauf das Ehepaar hinaus will. Es entsteht eine kleine Gesprächspause. Frau Windmüller holt den Jutebeutel unter dem Tisch hervor, nimmt ihn auf ihren Schoß und sagt mit geheimnisvoller Stimme: „Wir haben Ihnen übrigens etwas mitgebracht. Das wird Sie interessieren.“

„Es ist nichts für die breite Masse“, fährt Herr Windmüller mit verschwörerischer Stimme fort. „Aber ich denke schon, dass wir Sie einweihen dürfen.“

Frau Windmüller kramt aus ihrem Beutel ein ziemlich dickes Buch hervor. Auf dem Cover sieht Christian ein grellbuntes Gemälde, das offensichtlich irgendein Schreckens-Szenario darstellt.

„In diesem Buch sind Fakten und Erkenntnisse von vielen vertrauenswürdigen Menschen zusammengetragen. Sie alle gehören der Gemeinschaft ‚Der beste Weg‘ an. Es sind auch Wissenschaftler darunter. Was sie herausgefunden haben, wirft ein erschreckendes Licht auf den gegenwärtigen Zustand unserer Welt.“

Frau Windmüller hält das Buch jetzt so, dass Christian das Horrorbild betrachten und den Titel lesen kann: „Die globale Verschwörung“.

„Irgendwo im schwedischen Bergland“, fährt der Alte mit gedämpfter Stimme fort, „– wo genau, darf ich nicht sagen – gibt es eine weitläufige Bunkeranlage, ausgestattet mit modernster Technik. Dort herrscht eine geheime Weltregierung, die alle Zentren der Macht unter Kontrolle hat.“

„Die Schaltzentrale des Bösen“, raunt die braune Dame.

Herr Windmüller fährt fort: „Von dort aus erhalten alle Regierungen ihre Anweisungen, natürlich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit. Und alle Machthaber in der Welt wissen: Wenn sie sich dieser geheimen Weltregierung nicht unterwerfen, sind sie morgen tot.“

„Das kann ich mir nicht vorstellen“, murmelt Christian.

„Nicht nur Politiker stehen unter dem Diktat dieser geheimen Macht, sondern auch alle anderen Kräfte und Institutionen, die in dieser Welt etwas zu sagen haben: Wirtschaftskonzerne, Gewerkschaften, die Vereinten Nationen mit ihren verschiedenen Organen, Kirchen, Kulturschaffende, Sportvereine und, und, und, sogar der Papst. Ich kann das jetzt nicht alles ausführen, aber es lohnt sich, im Buch darüber nachzulesen. Dort finden Sie dann auch Tipps, wie sie sich innerlich von

der Macht dieser Weltregierung befreien und spirituell vor ihr schützen können.“

„Und dieses Buch wollen Sie mir schenken?“, fragt Christian.

„Verschenken können wir es leider nicht“, erwidert Herr Windmüller.

„Aber wir würden es Ihnen heute zum Sonderpreis von 49 Euro überlassen.“

„Ehrlich gesagt, ich stehe Ihrer Theorie etwas skeptisch gegenüber“, wendet Christian ein. „Außerdem habe ich nur wenig Geld und möchte es lieber für andere Dinge ausgeben.“

„Aber es ist ein Sonderpreis!“, wirbt Frau Windmüller weiter. „Nur heute!“

„Sie brauchen nicht zu versuchen, mich zu überreden“, sagt Christian. „Ich werde dieses Buch bestimmt nicht kaufen.“

Herr Windmüller erhebt sich und wirft seiner Frau einen vielsagenden Blick zu. Die verstaubt das Buch wieder im Jutebeutel und steht ebenfalls auf. „Dann möchten wir Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen“, sagt sie.

Auch Christian erhebt sich. „Schade, dass Sie schon gehen wollen. Wir hätten sicher noch viel Gesprächsstoff.“

Das Ehepaar ist plötzlich ziemlich wortkarg und verabschiedet sich schnell mit ein paar unverbindlichen Floskeln.

Komische Leute, denkt Christian, als er die Wohnungstür hinter ihnen schließt. Aber eigentlich ist es doch schön, wenn ein Ehepaar bis ins Alter hinein etwas gemeinsam tut. Schade nur, dass sie offensichtlich irgendwelchen Verschwörungstheorien auf den Leim gegangen sind.

Christian versucht sich vorzustellen, wie es ihm selbst einmal gehen wird, wenn er alt ist. In Gedanken sieht er sich dann ebenfalls nicht allein, sondern mit einer Frau an seiner Seite, die möglicherweise einen

silbergrauen französischen Zopf trägt. Ravonia heißt sie und hat einen kleinen Sprachfehler.

Vielleicht sollte er wirklich mal aktiv werden und versuchen, selbstständig eine Lebensweiche zu stellen. Vielleicht sollte er sich auf die Suche nach ihr machen. Er könnte es sich sehr schön vorstellen, sie besser kennenzulernen. Es wäre gut, jemanden an der Seite zu haben, der über dieselben Witze lacht und sich über dieselben Probleme den Kopf zerbricht. Und vielleicht wird ja mehr daraus...

Ravonia heißt sie – aber wie weiter? Meyer? Oder Geiger? Oder noch anders? Christian erinnert sich nicht mehr genau. Er muss sich eingestehen, dass er kaum etwas von ihr weiß, nicht einmal ihren vollen Namen. Wie soll er sie da finden in dieser großen Stadt? Im Krankenhaus wird sie nicht mehr sein, und eine Auskunft über sie wird er dort nach seinen gestrigen Erfahrungen auch kaum bekommen.

2.6

In der S-Bahn wird Claudia Papenburg neugierig. Zu gern wüsste sie, was in dem Buch steht, das sie gerade gekauft hat und gleich verschenken will. Die Bahnfahrt wird noch eine Weile dauern, und die Verpackung ließe sich vorübergehend entfernen...

Claudia holt das Geschenk aus ihrer Tasche, nimmt das goldene Gummiband ab und wickelt den Roman vorsichtig aus. Dann schlägt sie das erste Kapitel von „Anna Karenina“ auf. Gleich der Anfangssatz macht sie nachdenklich: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; jede unglückliche Familie ist auf ihre Weise unglücklich.“

Die verschiedenen Facetten familiären Unglücks kennt Claudia durch ihren Beruf zur Genüge, aber was meint Tolstoi mit der einen Weise, die alle glücklichen Familien einander ähnlich macht? Ist es einfach

das Fehlen von jeder Art Unglück? Aber wäre dann das Glücklichein nicht ziemlich langweilig?

Claudias Gedanken schweifen zur Familie ihres Bruders, die sie gleich sehen wird. Ob Sven immer noch glücklich ist mit seiner Alexandra? Ob Anna sich wohlfühlt in dieser Familie (abgesehen von einem hoffentlich bereits überwundenen pubertären Weltschmerz, der kaum einem Teenager erspart bleibt)? Und auch der neunjährige Jens, der „Nachkömmling“ – ob sie alle zusammen glücklich sind auf die eine Weise, die Tolstoi in seinem Eröffnungssatz vorschwebte?

Claudia muss auch an ihr persönliches Leben denken. Ob sie wohl irgendwann noch eine eigene Familie haben wird? Und ob sie dann glücklich sein wird – auf welche Weise auch immer?

Claudia blättert weiter zur Mitte des Romans: „Anna Karenina las, aber das Lesen machte ihr kein Vergnügen, da sie in ihm ja nur der Wiedergabe des Lebens anderer Menschen folgen konnte. Sie wollte vor allem ja selbst leben.“ Komisch, denkt Claudia, dass ausgerechnet ein weltberühmter Schriftsteller so kritisch über das Bücherlesen schreibt. Oder sollte er die Anna mit ihrer Einstellung hier als schlechtes Vorbild dargestellt haben – eine egozentrische Frau, die sich nicht für das Ergehen anderer, sondern nur für ihr eigenes Leben interessiert?

Beim Blättern stellt Claudia fest, dass es neben Anna noch einen zweiten Protagonisten in diesem Roman gibt, denn sie stößt immer wieder auf seinen Namen. Ein Absatz über ihn lässt sie erahnen, warum der Buchhändler den Roman „keine ganz leichte Lektüre“ genannt hat: „Konstantin Lewin blickte auf seinen Bruder, wie auf einen Menschen von hohem Geist und großer Bildung, edel in des Wortes höchstem Sinne und begabt mit der Fähigkeit, für das allgemeine Wohl zu wirken. Auf dem Grund seiner Seele aber begann er, je älter er wurde und je mehr er den Bruder erkannte, inne zu werden, daß diese Befähigung, zum allgemeinen Wohle wirken zu können, deren er sich so völlig bar

wußte, vielleicht gar kein Vorzug sei, sondern vielmehr ein Mangel; nicht gerade ein Mangel an guten, ehrenhaften und löblichen Wünschen und Ansichten, aber doch ein Mangel an Lebenskraft, an dem, was man Herzensfrische nennt, an jenem Streben, welches den Menschen veranlaßt, aus all den unzählig sich bietenden Lebenswegen einen auszuwählen und diesen einen zu erstreben.“

Beim nächsten Halt betritt ein Mann mit Alkoholfahne die S-Bahn. Er kann sich kaum auf den Beinen halten. Der Mann lässt sich auf einen freien Sitz plumpsen und beginnt fröhlich zu singen: „Alles hat einmal ein Ende, nur die Wurst hat zwei...“ Immer wieder singt er denselben Refrain und lacht zwischendurch albern. Einige Mitfahrer lächeln, andere schütteln den Kopf, aber niemand sagt etwas – bis auf ein Mädchen im Vorschulalter, das zusammen mit seiner Mutter Claudia gegenüber sitzt.

Mädchen: „Mami, warum ist der Mann da so lustig?“

Mutter: „Pscht! Er hat wohl zuviel getrunken.“

Mädchen: „Macht Trinken lustig?“

Mutter: „Pscht! Ja, wenn jemand viel Bier oder Schnaps trinkt.“

Mädchen: „Warum hat denn der Mann viel Bier oder Schnaps getrunken?“

Mutter: „Pscht! Vielleicht weil er irgendeinen Kummer hat, weil er traurig ist.“

Pause.

Mädchen: „Dann ist der Mann also lustig, weil er traurig ist?“

Die Fahrgäste, die das mitbekommen haben, grinsen.

Claudia wendet sich wieder ihrem Wälzer zu. In der zweiten Hälfte wird offenbar eine Zusammenkunft von reichen Leuten beschrieben. Sie

liest: „Hier gab es kein einziges gereiztes oder sorgenvolles Gesicht. Alle, wie es schien, hatten in der Portierloge mit ihren Hüten auch ihre Bedrängnisse und Sorgen zurückgelassen und sich vorgenommen, mit Muße die materiellen Annehmlichkeiten des Lebens hier zu genießen.“

Das reinste Schlaraffenland!

Etwas später liest Claudia: „Es giebt keine Verhältnisse, an die sich der Mensch nicht gewöhnen könnte; besonders, wenn er sieht, daß alle, die ihn umgeben, ebenso leben.“ Wie wahr, denkt Claudia. Die Gewohnheit bestimmt das Verhalten eines Menschen am meisten, geprägt durch das Vorbild anderer. Danach erst kommt das Bauchgefühl, und ganz zum Schluss das logische Denken. Fast alle Menschen passen sich durch Gewohnheit der allgemeinen Lebensweise an, sogar wenn diese offensichtlich unvernünftig ist. Nur wenige versuchen, ihr Verhalten konsequent dem Urteil der Vernunft zu unterwerfen. Oft gelten sie als Außenseiter oder Querulanten. Dabei versuchen sie eigentlich nur ganz bewusst, alles richtig zu machen. Trotzdem sind sie bei vielen unbeliebt – oder vielleicht gerade deswegen?

Beim Weiterlesen gewinnt Claudia immer mehr den Eindruck, dass dieser Lewin als so ein vernünftiger Querulant beschrieben wird. An ihm hatte Tolstoi offenbar größeres Interesse als an der Anna. Da sagt zum Beispiel einer über ihn: „Aber er denkt zu viel wegen seiner einsamen Lebensweise. Er ist stets, stets einsam. Mit uns kann er freilich nicht von allem reden. Ich denke aber, der Besuch wird ihm willkommen sein...“

Claudia überlegt: Die Einsamkeit ist wohl das einzige, woran sich ein Mensch nie richtig gewöhnen kann. Je länger sie dauert, desto quälender wird sie. Man kann sich wohl deshalb nicht an sie gewöhnen, weil man kaum Menschen trifft und als Vorbilder erlebt, die ebenso einsam sind und denen man sein Verhalten einfach nur anzugleichen bräuchte.

Gegen Ende des Buches heißt es: „Solange Lewin darüber nachdachte, was er sei und wozu er lebe, fand er keine Antwort und geriet in Verzweiflung, doch als er aufgehört hatte, sich selbst darnach zu fragen, erfuhr er gewissermaßen, was er sei und wozu er lebte, weil er fleißig und zweckmäßig thätig war und lebte.“ Und ein paar Seiten weiter: „Die Grübeleien versetzten ihn in Zweifel und hinderten ihn, zu sehen, was er sehen mußte, oder was nicht. Indem er jedoch nicht mehr dachte, sondern lebte, fühlte er in seiner Seele die stete Gegenwart eines unfehlbaren Richters, der entschied, welche von zwei möglichen Handlungen die bessere und welche die schlechtere war, und sobald er dann nicht so handelte, wie es nötig war, fühlte er dies sogleich.“

Claudia bemerkt, dass sie bereits an der übernächsten Station aussteigen muss. Sie hüllt das Buch wieder vorsichtig ins Geschenkpapier und befestigt es mit dem goldenen Gummiband. Sie macht das fast so geschickt wie der Buchhändler im Antiquariat, nur nicht ganz so schnell. Als das Buch wieder verpackt in ihrer Tasche ruht, ist es auch schon Zeit zum Aussteigen.

Nach einem kurzen Fußmarsch kommt Claudia beim Einfamilienhaus ihres Bruders an. Es sieht wie immer sehr ordentlich aus und hat einen hübschen Vorgarten. Tulpen und Narzissen blühen darin.

An der Haustür steht Alexandra Papenburg und holt gerade die Post aus dem Hausbriefkasten. Sie hat eine dunkelblonde Kurzhaarfrisur und ist vollschlank. Zu einer hellen Hose trägt sie eine weite Bluse mit rotem Blumenmuster. Als sie ihre Schwägerin kommen sieht, strahlt sie sie an und geht ihr entgegen. „Schön, dass du da bist! Dann können wir ja mit dem Kaffeetrinken anfangen.“

Im Wohnzimmer trifft Claudia ihre Patentochter. Anna hat lange, dunkelblonde Haare, trägt eine Brille und hat sich heute ein schlichtes Jeanskleid angezogen. Von Make-up oder Schmuck fehlt jede Spur. Anna wirkt ganz natürlich, fast unscheinbar. Ihr kurzer Hals lässt sie pummeliger wirken, als sie tatsächlich ist. Claudia ist froh, dass sie ihr

kein teures Parfüm und auch keinen Schicke-Klamotten-Gutschein schenkt, das hätte offensichtlich nicht gepasst. Sie stellt fest, dass Anna ihrer Mutter recht ähnlich sieht.

Anna kommt mit strahlendem Gesicht auf Claudia zu. Auch dieses Strahlen hat sie von Alexandra geerbt. Claudia umarmt sie liebevoll und sagt dann: „Gut siehst du aus, Anna! Ich gratuliere dir ganz herzlich zum Geburtstag und wünsche dir alles Liebe und Gute. Du bist nun 18, aber lass dich vom Erwachsensein nicht schrecken.“

Dann überreicht sie Anna ihr Päckchen. Die wickelt es gleich aus. Als sie den Buchtitel sieht, strahlt sie wieder. „Oh, danke, Claudia, danke, danke! Wo ich doch so gerne lese! Und das ist ja wohl ein ganz besonderes Buch – mit meinem Namen drauf, und mit einem so schönen Cover!“

Claudia ist froh, dass sie mit ihrem Geschenk ins Schwarze getroffen hat.

„Sie liest manchmal ein bisschen zu viel“, kommentiert ihre Mutter. „Sie müsste ihre Nase mehr an die frische Luft stecken oder mit ihren Freundinnen was unternehmen.“

Anna überhört diese Bemerkung und legt das Buch auf ihren Gabentisch. Dort befinden sich bereits ein prächtiger Blumenstrauß, ein neues Smartphone, ein aktueller Roman, eine Schachtel Pralinen, ein Präsentkörbchen mit Hautpflegemitteln und ein gebrauchtes Mensch-ärgerst-dich-nicht-Spiel.

Die Kaffeetafel ist festlich gedeckt, aber nur für vier Personen. Claudia fragt: „Kommt sonst niemand?“ Alexandra antwortet: „Sven hat noch in der Kanzlei zu tun, er ist dann aber beim Abendessen dabei. Ihre Freundinnen hat Anna erst zum Wochenende eingeladen, da passt es besser. Sonst fehlt nur noch Jens.“ Alexandra öffnet die Tür zum Flur und ruft: „Jens, komm, es gibt Kaffeetrinken!“

Gleich darauf kommt der Neunjährige angehumpelt und gibt Claudia artig die Hand. „Du bist aber groß geworden!“, sagt Claudia und ärgert sich im selben Augenblick darüber, dass ihr kein gescheiterer Satz zur Begrüßung eingefallen ist. Dann meint sie: „Du humpelst ja. Hast du dich verletzt?“

„Ich habe mir den Zeigezeh wehgetan“, antwortet der Junge, „beim Barfußlaufen im Garten.“

„Den was?“

„Den Zeigezeh. Wie den Zeigefinger, nur eben am Fuß.“

Claudia wechselt erneut das Thema und fragt ihren Neffen: „Das Mensch-ärgere-dich-nicht Spiel auf Annas Gabentisch – hast du das geschenkt?“

„Das ist kein Mensch-ärgere-dich-nicht“, antwortet Jens. „Das ist ein Mensch-freue-dich. Steht doch drauf!“

Claudia schaut noch einmal genau hin. Tatsächlich: Wo sonst „Mensch ärgere dich nicht“ auf dem Karton steht, klebt hier ein Streifen weißes Papier mit der kindlichen Aufschrift: „Mensch freue dich!“

Anna erklärt: „Jens hat das ausrangierte Spiel in einem Verschenk-Korb in unserer Straße gefunden und mir daraus ein neues Spiel gemacht, eben ein Mensch-freue-dich-Spiel.“

Claudia lacht. „Das ist ja eine originelle Idee! Das alte Spiel mit neuem Namen.“

„Kein altes Spiel!“, protestiert Jens. „Ich habe ein neues Spiel erfunden. Da wird nicht rausgeschmissen, da wird reingeschmissen und so.“ Dabei hüpfte Jens aufgeregt auf seinem gesunden Bein.

„Ja, unser kleiner Jens ist ein großer Spiele-Erfinder“, bestätigt Alexandra nicht ohne Mutterstolz. „Er hat das alte Spiel sozusagen

um-erfunden und sich dabei viel Mühe gegeben. Vielleicht können wir es nach dem Kaffeetrinken mal zusammen ausprobieren.“

„Au ja!“, begeistert sich Jens, und auch Anna und Claudia stimmen freudig zu.

„Jetzt wird aber erstmal Kaffee getrunken“, bestimmt Alexandra. „Setzt euch an den Tisch, ich hole den Geburtstagskuchen.“

Als Anna, Jens und Claudia sitzen, bringt Alexandra eine geschmackvoll verzierte Geburtstagstorte herein, auf der tatsächlich 18 kleine Kerzen brennen. „Happy birthday to you!“, stimmt Alexandra an, und Claudia singt mit, so gut sie kann: „Happy birthday, liebe Anna!“ Danach schafft Anna es, alle Kerzen auf einem Atem auszublasen.

Das Kaffeetrinken dauert nicht sehr lange, denn alle sind schon auf das Mensch-freue-dich-Spiel gespannt. Schnell ist der Tisch abgeräumt und der Spielplan ausgebreitet. Auch auf ihm hat Jens den Namen des Spiels korrigiert, ansonsten sieht alles so aus wie beim gewohnten Mensch-ärgere-dich-nicht.

„Dann verrate uns doch mal, was das Besondere an deiner Spiel-Idee ist“, fordert Claudia ihren Neffen auf.

„Also, erstmal muss sich jeder eine Farbe aussuchen, und dann müssen die Steine auf die Anfangsfelder gestellt werden“, erklärt Jens eifrig und begleitet seine Worte mit lebhaften Handbewegungen. „Dann muss jeder würfeln, und wer eine Sechs hat, muss einen Stein einsetzen.“

„Bis jetzt ist es noch so, wie wir es gewohnt sind“, wirft Anna ein.

„Bis jetzt!“, sagt Jens. „Aber wenn man dann weitergeht und jemand rauswerfen kann, dann stellt man sich einfach daneben, und der darf noch einen von seinen Steinen daneben stellen, wenn noch nicht alle drin sind. Das ist das Reinwerfen.“

„Und wenn ich mich neben meinen eigenen Stein stelle?“ ,fragt Claudia.

„Dann musst du dich selbst reinwerfen, wenn du noch einen Stein draußen hast“, antwortet Jens.

„Dann stehen also unter Umständen drei von meinen Steinen auf demselben Feld?“

„Genau!“

„Das ist ja toll“, strahlt Mutter Alexandra, „dann kann ich ja meine Steine schnell ins Ziel kriegen und gewinnen!“

„Nein“, widerspricht Jens. „Wer zuerst alle seine Steine im Ziel hat, der hat verloren. Das ist umgekehrt wie sonst. Wer als letzter alle Steine im Ziel hat, der hat gewonnen.“

Die drei Frauen schauen sich überrascht an. Claudia zitiert: „Die Letzten werden die Ersten sein.“

„Dann werde ich mich hüten, einen eigenen Stein reinzuwerfen, sondern das nur bei den anderen machen“, überlegt Anna strategisch klug.

„Du musst aber immer reinwerfen, wenn du kannst, auch dich selbst“, erläutert Jens. „Wenn du es nicht machst, dann werfen die andern den Stein rein.“

„Am besten, wir fangen einfach mal an“, schlägt Claudia vor. „Wir machen ein Probespiel, dabei kannst du uns die Besonderheiten nochmal genau erklären.“

Die Proberunde klappt ganz gut. Schnell haben sich alle an die neuen Regeln gewöhnt. Anna stellt fest: „Es ist viel mehr Gedränge auf dem Spielfeld als sonst.“

Bald hat Mutter Alexandra ihre vier gelben Steine im Ziel – und hat somit verloren. Es dauert nicht lange, und auch die anderen Farben sind am Ziel. Die blauen Steine sind die letzten. Sie gehören Jens, und damit hat der Spiele-Erfinder selbst gewonnen.

„Jetzt noch mal“, bestimmt er. „Das war ja erst die Proberunde.“

Auch die zweite Runde läuft problemlos. Es gibt viel zu lachen, besonders, wenn das Reinwerfen vergessen wird und dann die anderen nachhelfen. Diesmal ist Anna die Letzte und gewinnt das Spiel.

„Das gehört sich auch so“, sagt Claudia. „Das Geburtstagskind muss gewinnen.“

2.7

Christian Pinchowski sitzt im Bus und fährt nach Spandau. „Kleiner Männerabend“, hat Horst Henker gesagt. Das klingt nach Besäufnis und zotigen Witzen – ganz und gar nicht Christians Geschmack.

An der Glockenturmstraße steigt er aus. Die genannte Hausnummer gehört zu einem Hochhaus. Es dauert eine Weile, bis Christian den Namen „Henker“ unter den vielen Klingelschildern gefunden hat. Dann geht es mit dem Fahrstuhl aufwärts in die zwölfte Etage. Unterwegs fällt Christian ein, dass er vielleicht ein kleines Gastgeschenk hätte mitbringen können. Aber nun ist es zu spät.

Als sich der Fahrstuhl in der zwölften Etage öffnet, steht Horst Henker mit breitem Grinsen in seiner Wohnungstür und sagt: „Hereinspaziert!“

„N’Abend, Hotte!“, grüßt Christian. „Ich hoffe, du feierst nicht gerade Geburtstag oder sowas. Ich habe nämlich kein Geschenk dabei.“

„Nicht direkt“, meint Hotte. „Jedenfalls erwarte ich keine Geschenke.“

„Was heißt denn das: nicht direkt?“

„Na, in gewisser Weise feiere ich meinen fünfzigsten Geburtstag nach“, erklärt Horst. „Ist sozusagen die letzte Gelegenheit.“

„Wieso die letzte Gelegenheit?“, wundert sich Christian. „Wie lange liegt denn dein fünfzigster Geburtstag schon zurück?“

„364 Tage!“, antwortet Hotte grinsend. „Du bleibst doch noch bis zum einundfünfzigsten, nicht?“

Christian wechselt das Thema. „Wer kommt denn noch alles?“

„Lauter nette Kumpels, insgesamt sieben. Gewissermaßen die sieben Zwerge, hä hä. Zwei sind schon da, auf'm Balkon. Da musst du jetzt unbedingt auch hin.“

Mit diesen Worten führt Horst seinen Gast durch das Wohnzimmer auf den Balkon. Dort bietet sich ein atemberaubender Blick über Berlin in der Abenddämmerung.

„Das ist Christian“, sagt Horst zu den zwei Männern, die bereits auf dem Balkon stehen, und zu Christian: „Das ist Roger, das ist Jalal.“

„Hi!“, sagt Roger und gibt Christian seine rechte Hand, während die linke lässig eine Zigarette hält. Jalal sagt: „Hallo!“, und Christian begrüßt die beiden etwas steif mit „Guten Abend!“

„Willst du eine Zigarette?“, fragt Roger Christian.

„Nein danke, ich bin Nichtraucher.“

„Roger ist einziger, wo hier raucht“, bemerkt Jalal.

„Und das hoffentlich nur auf dem Balkon“, fügt Hotte hinzu und droht mit dem Finger. „Meine Bude wird mir nicht vollgequalmt!“

Es klingelt an der Wohnungstür, und Horst verschwindet, um dem nächsten Gast zu öffnen.

Christian genießt den weiten Blick über das abendliche Berlin. Die Lichtpunkte werden zahlreicher und verwandeln die Stadt nach und nach in einen gigantischen Weihnachtsmarkt. Im Vordergrund liegt das Olympiastadion. Die Heerstraße zieht sich schnurgerade in Richtung Innenstadt, wobei sie, wie Christian sich bewusst macht, mehrfach ihren Namen wechselt. Rechts daneben liegt der Funkturm mit dem Messegelände, geradezu die Siegestsäule und dahinter unübersehbar der Fernsehturm am Alexanderplatz.

„Da drüben wohn ich“, erklärt Jalal und deutet etwas nach links zu einer großen Wohnsiedlung im Norden Berlins.

„Und da arbeite ich“, ergänzt Roger und zeigt auf die Hochhäuser am Potsdamer Platz. „Ich habe da mein eigenes Büro für Finanzdienstleistungen. Falls du mal Beratung brauchst, kannst du dich gern bei mir melden.“ Mit diesen Worten überreicht er Christian seine Visitenkarte, die dieser in die Hosentasche steckt.

Jetzt schiebt Horst einen rundlichen Mann mit Nickelbrille auf den Balkon und macht ihn mit Christian bekannt. Roger kommentiert mit ironischem Unterton: „Michael beschäftigt sich auch mit Finanzen, aber etwas anders als ich.“

„Ich gönne dir deine Sticheleien von Herzen“, geht Michael gutmütig darauf ein und erklärt dann Christian: „Ich arbeite nämlich beim Finanzamt. Wenn es das nicht gäbe, würden da unten nicht mal halb so viele Lichter brennen.“

Horst zieht sich ins Wohnzimmer zurück, um seiner Käse-und-Wein-Mahlzeit den letzten Schliff zu geben. Die anderen vier bewundern still das abendliche Stadtpanorama, reden nur hin und wieder über ihre Entdeckungen.

Wieder klingelt es, und bald darauf ist eine dröhnende Bassstimme zu hören: „Cum tempore, cum tempore!“

„Was sagt er?“, will Jalal wissen.

„‘Cum tempore‘ heißt mit akademischem Viertel, also eine Viertelstunde später“, erklärt Christian. „Das ist an der Universität so üblich. Der nächste Gast ist wohl Akademiker.“

„Das wird Joachim sein“, vermutet Roger. „Er ist Privatdozent für Geschichte.“

Da bringt Hotte auch schon den bärtigen Historiker auf den Balkon, wo es jetzt etwas eng wird, und macht ihn mit Christian bekannt. Dann sagt er: „Jungs, wir warten nicht länger und fangen mit dem Essen an. Pierre fehlt zwar noch, aber wer weiß, wann der kommt.“

Die fünf Gäste kehren ins Wohnzimmer zurück. Leise Musik und gedämpftes Licht empfangen sie. Einen ausgewachsenen Esstisch gibt es hier nicht, dafür aber eine umfangreiche Wohnlandschaft, drei zusammengewürfelte Sessel, einen Couchtisch und mehrere Beistelltische in Reichweite der Polstermöbel. Die Tischchen sind vollgestellt mit allem, was man sich für eine Käsemahlzeit wünschen kann: Platten mit verschiedenen Käsesorten, Pumpernickel, aufgeschnittenes Baguettebrot, Cracker, Weintrauben, exotische Früchte, Oliven, Nüsse, Tomaten, Butter, Weinflaschen, Mineralwasser, Traubensaft, Gläser, Stapel mit kleinen Tellern, Besteck, Servietten... Ein herrlicher Anblick für hungrige Männer!

„Setzt euch hin, wo ihr wollt“, sagt Hotte. „Käse gibt es deswegen, weil der nicht kalt werden kann. Da können wir uns den ganzen Abend lang Zeit lassen mit dem Essen, nicht? Ich hab einfach mal was zusammengestellt, was ich selber gern mag. Manche von euch vermissen vielleicht Käsespieße. Na, die mag ich nicht so, die sind mir zu spießig, hä hä!“

Alle suchen sich einen Platz. Christian freut sich, dass er einen normalen Polsterstuhl ergattert hat, da fühlt er sich am wohlsten. Horst fragt ihn: „Was möchtest du denn trinken?“

Christian antwortet: „Zum Käse passt wohl Wein am besten, aber ich kenne mich überhaupt nicht aus mit den Sorten. Wenn ich mal Wein trinke, dann am liebsten einen lieblichen.“

„Na dann geb ich dir mal was von dem Gewürztraminer hier, nich?“ Der Gastgeber füllt ein Weinglas zur Hälfte und reicht es Christian. Der kostet und ist sehr zufrieden.

Die anderen Herren, die alle nicht zum ersten Mal bei Hotte zu Gast sind, bedienen sich selbst. In Joachims Glas schimmert rot und effektiv ein Spätburgunder. „Alle mal herhören!“, dröhnt der Historiker und erhebt sich dabei aus seinem Fernsehsessel. „Wir danken unserm verehrten Gastgeber Hotte für seine Einladung und freuen uns über das Beisammensein. Weil aber der Anlass für unser, nun, Symposium einerseits verjährt, andererseits noch nicht eingetreten ist, begnüge ich mich an dieser Stelle mit dem Aphorismus: Fünfzig Jahre sind ein riesiger Schritt für einen Menschen, aber nur ein kleiner Schritt für die Menschheit. Prost!“

Christian und Hotte lachen. Roger, Jalal und Michael nehmen Joachims „Aphorismus“ offensichtlich ernster und lachen nicht. Dann erheben alle ihre Gläser und stoßen erst mit ihrem Gastgeber und dann untereinander an. Christian rechnet im Stillen aus, dass, wenn von sechs Männern jeder mit jedem einmal anstößt, es fünfzehnmal „kling“ macht.

Danach widmen sich die Herren dem Käse und den anderen Lebensmitteln. Christian hat sich etwas Roquefort, ein Stück Baguette und ein paar große, gelbgrüne Weinbeeren auf ein Tellerchen getan und beginnt sogleich mit dem Verzehr. Solche Köstlichkeiten hatte er schon lange nicht mehr. Nachdem er die erste Weinbeere probiert hat, ruft er begeistert aus: „Wow, die Trauben schmecken aber gut, ganz süß und fruchtig! So was gibt es in meinem Supermarkt nicht, glaube ich.“

„Das glaube ich auch“, sagt Horst. „Die gibts in keinem Supermarkt. Dafür habe ich meinen Spezial-Lieferanten, nich?“ Dabei blickt er zu

Jalal. Der strahlt übers ganze Gesicht und schiebt sich dann eine Mozzarella-Tomaten-Kombination in den Mund.

„Bist du Obsthändler?“, fragt Christian Jalal.

„Ja“, antwortet er kauend.

„Nicht so bescheiden!“, meint Roger und erklärt dann: „Jalal ist Großhändler für Obst und Gemüse. Er beliefert exklusive Feinkostläden und Spitzen-Restaurants.“

„Erzähl doch Christian mal deine Geschichte“, fordert Michael Jalal auf und wendet sich gleich darauf wieder seinem Pumpernickel mit Appenzeller zu.

„Ja“, sekundiert Horst, „die hören wir doch immer wieder gern.“

„Na gut“ sagt Jalal, noch immer kauend. „Na gut. Ich bin geboren in Libanon. Zwanzig Jahre zurück ich bin nach Deutschland gekommen, mit leere Tasche. War nicht leicht. Fremdes Land, fremde Sprache, keine Arbeit. Erstmal ich habe gelernt Deutsch. Ich wollte bald arbeiten, auf meine eigene Beine stehen. Ich habe auf Markt angefangen, mit Marktstand, Obst und Gemüse. Morgens um vier aufstehen, schnell zum Großmarkt, die besten Sachen kaufen, dann auf den Markt und verkaufen. Ist gut gelaufen. Jetzt braucht niemand mehr für mich sorgen, jetzt ich Sorge selbst für mich und meine Familie. Und ich Sorge auch für andere kleine Händler. Im Großmarkt ich habe...“

Die Türklingel unterbricht Jalals Erzählung. Hotte bedient den Haustüröffner und erwartet dann an der Wohnungstür die Ankunft des Fahrstuhls.

Jalal fährt fort: „Im Großmarkt ich habe immer mehr gute Obst und Gemüse gekauft, auch für meine Kollegen. Die haben sich gefreut. Die wissen: Bei Jalal immer gute Qualität! Wegen die große Menge ich konnte gute Preise handeln im Großmarkt. Ich habe gut verdient. Geschäft ist gewachsen und gewachsen...“

Hotte kommt zurück, gefolgt von einem jungen Mann mit Haarknoten. „Hi Pierre!“, ruft Roger, und die anderen begrüßen ihn mit Kopfnicken. Pierre klopft mit der Faust auf das nächstbeste Tischchen und bringt damit zum Ausdruck, dass sich alle von ihm begrüßt fühlen sollen.

„Entschuldigt die Verspätung“, sagt er. „Wir hatten heute mal wieder einen Drogentoten.“

„Für einen Streetworker ist jeder Tag ein Abenteuer, nicht?“, geht Hotte darauf ein. „Aber nimm dir erst mal, was du willst, und setz dich. Wir haben schon angefangen.“

Der Streetworker mit dem Bun auf dem Kopf gießt sich zunächst ein Glas Mineralwasser ein und bestreicht dann ein paar Cracker mit Kräuter-Frischkäse. Auch ein paar grüne und schwarze Oliven wandern auf seinen Teller. Michael, der Finanzbeamte, verfolgt alles interessiert durch seine Nickelbrille und meint dann: „Jalal soll weiter erzählen.“ Die anderen wollen das auch.

„Ich habe also gesorgt auch für andere Händler von Obst und Gemüse“, nimmt Jalal den Faden wieder auf. „Sind immer mehr geworden. Dann ich habe gekriegt gute Beratung und gutes Darlehen. Ich habe Großhandel eröffnet, richtig mit eigene Kühlhaus und Angestellte. Ist dann alles gewachsen mit die Jahre. Läuft heute alles sehr gut. Ich kriege aus dem Geschäft zehn- bis zwanzigtausend Euro jede Monat. Gewinn meine ich, nicht Umsatz.“

Es ist merkwürdig still, und alle schauen Jalal an. Auch die Musik macht gerade eine Pause. Jalal stutzt. Dann sagt er: „Ach so! Ich habe vergessen: In Deutschland man darf nicht sagen, was man verdient.“

„Man darf schon“, meint Roger. „Aber man macht sich dabei nicht unbedingt beliebt. Viele Deutsche finden es nämlich unanständig, wenn jemand viel Geld verdient. Vor allem, wenn jemand mehr Geld verdient als sie selbst.“

„Der Neid kann eine Rolle spielen“, relativiert Horst. „Aber der Hauptgrund ist ein anderer: Es soll nicht herauskommen, dass Leute ungerecht bezahlt werden. Auch im selben Betrieb kann es nämlich vorkommen, dass manche Leute für dieselbe Arbeit mehr Lohn kriegen als andere, nicht? Darum müssen alle Angestellten die Klappe halten über ihren Verdienst. Die Geschäftsleitung verpflichtet sie dazu aus Angst, dass ihre Ungerechtigkeit herauskommt und Unruhe entsteht.“ Hotte nimmt einen großen Schluck aus seinem Weinglas.

„Was ist das: dieselbe Arbeit?“, fragt Jalal. „Vielleicht der eine ist fleißiger als der andere. Vielleicht er schafft mehr und wird dafür besser belohnt.“

„Genau“, haut Roger in dieselbe Kerbe. „Vielleicht kann er besser mit Kunden umgehen, vielleicht macht er weniger Fehler, vielleicht ist er seltener krank. Dann kann er dafür doch auch mehr Geld kriegen.“

„Darum geht es nicht“, sagt Horst. „Es geht darum, dass zwei Angestellte in einem Betrieb bei gleicher Stelle auch den gleichen Stundenlohn kriegen müssen. Die Qualifikation spielt natürlich auch eine Rolle, denn wer eine lange Ausbildung oder ein Studium hinter sich hat, kann erst später mit dem Verdienen anfangen. Aber bei gleicher Qualifikation und Arbeitsbeschreibung muss die Bezahlung gleich sein, alles andere ist ungerecht. Dafür gibt es ja auch die Tariflöhne, nicht? Wenn dann jemand besonders viel leistet, kann er ja noch extra eine Prämie bekommen.“

„Und was ist mit den Beamten und überhaupt mit all den treuen Staatsdienern?“, fragt Joachim, wobei er ein ziemlich großes Stück Gorgonzola auf seinen Teller bugsiert. „Die werden im öffentlichen Dienst doch auch verschieden bezahlt, je nach Dienstaltersstufe. Da hat der Staat die ungerechte Bezahlung doch schon im System angelegt!“

Michael spitzt bei diesen Ausführungen die Ohren und vierteilt dabei energisch eine Feige. Dann sagt der Finanzbeamte: „Die Dienstalters-

stufen sind nicht ungerecht, sondern berücksichtigen die Berufserfahrung. Wer zum Beispiel im Finanzamt schon viele Jahre Sachbearbeiter war, weiß sofort, worauf er achten muss, weil er schon viele ähnliche Fälle bearbeitet hat. So schafft er mehr als ein junger, unerfahrener Kollege und bekommt deshalb zu Recht mehr Gehalt.“

„Das mag für Angestellte beim Finanzamt gelten“, räumt Joachim ein, „aber was ist zum Beispiel mit den Lehrern? Wenn die ein paar Jahre Berufserfahrung haben, dann sparen sie sich zu Hause viel Vorbereitungszeit für ihren Unterricht, arbeiten also weniger Stunden und bekommen trotzdem mehr Geld. Eigentlich wäre es gerecht, wenn sie dann weniger kriegten.“ Er schiebt sich ein Stück Cheddar in den Mund und ein paar Weinbeeren gleich hinterher.

Pierre legt ein dickes Stück Pfefferkäse auf eine Baguettescheibe. Dabei sagt der Streetworker: „Ich sehe das anders mit den Lehrern. Es ist ein nervenaufreibender Beruf, und das geht mit den Jahren nicht spurlos an ihnen vorüber. Das Unterrichten ist für ältere Lehrer deshalb sehr viel anstrengender als für junge Leute. Deshalb ist ein höheres Gehalt okay, finde ich.“

„So ist es“, bestätigt Michael.

„Interessant“, meint Roger. „Dann wäre Arbeit also umso wertvoller, je anstrengender sie ist. Wenn man es so sieht, müssten auch Altenpflegerinnen, Betonbauer und Rettungssanitäter hohe Gehälter kriegten.“

„Genau“, sagt Pierre, „und auch das Risiko sollte berücksichtigt werden. Feuerwehrleute und Polizisten setzen teilweise sogar ihr Leben aufs Spiel, wenn sie ihren Job machen.“ Er krönt sein Pfefferkäse-Brot mit einer Physalis und beißt hinein.

„Wenn man dieses Prinzip auf die Spitze treibt, dann müsste auch das Gegenteil berücksichtigt werden“, spinnt Roger den Faden weiter. „Dann müsste einer, der sicher im Sessel sitzt in seinem klimatisierten Büro, weniger kriegten als die andern draußen mit den gefährlichen und

anstrengenden Jobs. Und wenn jemand seinen Beruf nicht als belastend empfindet, sondern ihn vielleicht sogar ausgesprochen gern ausübt, dann müsste er dafür Vergnügungssteuer bezahlen!“

„Ha ha“, macht Michael mit vollem Mund, aber er klingt nicht amüsiert.

„Ich weiß nicht“, überlegt Joachim. „Letztendlich ist doch das Resultat entscheidend, die Früchte der Arbeit. Wenn jemand mit einem Spaten einen Graben aushebt, dann ist das sehr anstrengend und dauert vielleicht einen ganzen Tag. Ein anderer schafft dasselbe Resultat mit einem kleinen Bagger fast mühelos in einer Stunde. Soll man nun den Spatenbenutzer trotzdem besser entlohnen, weil er sich mehr anstrengen musste und weil er mehr Stunden gebraucht hat?“

„Quatsch“, meint Jalal.

Pierre gibt ihm Recht und erklärt: „Natürlich wird jeder Arbeitgeber dafür sorgen, dass seine Angestellten möglichst effektiv arbeiten. Es ist seine Verantwortung, dass sie nicht mehr Mühe als nötig mit ihrer Arbeit haben. Alles andere wäre sittenwidrig, die reinste Schikane. Außerdem würde sich der Arbeitgeber damit letztlich auch selbst schädigen.“

„Dann zählt tatsächlich nur die Leistung“, fühlt Joachim sich bestätigt und schenkt sich aus der Flasche mit dem Spätburgunder nach.

„Leistung plus Mühe plus Risiko, das muss man zusammen sehen“, resümiert Hotte und sorgt bei Christian für Nachschub mit Gewürztraminer.

„Und was ist mit den Leuten, die Millionen verdienen?“, fragt Roger. „Haben die etwa nicht verdient, was sie verdienen? Die Popstars? Die prominenten Schauspieler? Die Spitzen-Sportler? Die Top-Manager?“

„Na ja, die spielen verdiensttechnisch eben in einer anderen Liga“, meint Hotte.

„Das ist keine befriedigende Erklärung“, stellt Pierre fest.

„Die zahlen besonders hohe Steuern“, legt Michael nach und schneidet sich eine Ecke Camembert ab.

„Auch das ist keine befriedigende Erklärung“, wiederholt Pierre.

„Es ist doch so“, dröhnt Joachims Bassstimme dazwischen. „Wenn ein Fußballspieler für eine Automarke Reklame macht, dann kriegt er Millionen für diese relativ kleine Mühe. Er muss ja nur in einem kurzen Werbespot mitspielen und dafür drei Sätze auswendig lernen. Wenn es also streng nach der Arbeitsleistung ginge, dann müsste jeder Provinzschauspieler mehr kriegen. Aber nun hofft ja der Autokonzern, mit dieser Werbekampagne viele Millionen mehr an Umsatz zu machen. Das weiß natürlich auch der Fußballspieler, und das weiß auch sein Manager. Deshalb sagt der Fußballspieler zum Autokonzern: ‚Wenn ihr mit meinem Gesicht viele Millionen Umsatz macht, dann will ich von diesem Kuchen ein angemessenes Stück abbekommen, sonst ist es nicht gerecht.‘ Also ist das Millionen-Honorar in diesem Fall durchaus eine adäquate Bezahlung.“

„Sehr gut!“, ruft Jalal und nimmt einen Kugelschreiber aus seiner Brusttasche. „Wenn ich bin Picasso und ich mache ein paar Striche“ (er krakelt etwas auf eine Papierserviette), „dann ich finde bestimmt Leute, die zahlen hunderttausend dafür, für ganz wenig Mühe!“

Alle lachen.

„Das ist nur noch von einem Hauptgewinn im Lotto zu toppen“, meint Roger. „Für den muss man nur ein paar Kreuzchen machen.“

„Und Glücksspielgewinne sind in Deutschland sogar steuerfrei“, informiert Michael.

„Aber was ist“, fragt Hotte, „wenn die Umsätze des Autokonzerns einbrechen, weil der Werbespot ausgesprochen blöde ist oder weil...“

„Alle Werbespots sind blöde!“, fällt ihm Michael ins Wort.

„...oder weil der Fußballspieler ein blödes Gesicht hat? Dann dürfte der doch kein Honorar kriegen, sondern müsste im Gegenteil Schadenersatz zahlen, nicht? Wie er im ersten Fall am Gewinn beteiligt wird, müsste er in diesem Fall am Verlust beteiligt werden.“

Christian merkt, dass diese Runde gut aufeinander eingespielt ist. Sie kommen offenbar öfters zusammen, um sich einen geistigen Schlagabtausch zu interessanten Themen zu liefern. Er gesteht sich ein, dass er sein Vorurteil über den Männerabend revidieren muss: von wegen Besäufnis, von wegen zotige Witze! Als Neuling in diesem Kreis hat er bisher nur interessiert zugehört, aber nun wagt er sich auch in den Ring. „Was haltet ihr denn davon?“, beginnt er. „Da braucht ein Unternehmer dringend Hilfsarbeiter, stellt ein paar Leute von der Straße ein und sagt ihnen den Mindestlohn zu. Weil die Arbeit bis zum Abend fertig werden muss, holt er sich im Laufe des Tages noch weitere Minijobber dazu. Als alles gut geschafft ist, zahlt er sie aus. Wie versprochen zahlt er den Mindestlohn, aber er tut dabei so, als ob sie alle den ganzen Tag lang angestellt waren. Auch die letzten, die nur eine Stunde gearbeitet haben, bekommen den Lohn für den gesamten Tag.“

„Das geht gar nicht!“, ruft Hotte. „Das ist völlig ungerecht!“

„Du meinst wohl die Parabel aus der Bibel, die Jesus erzählt hat?“ Joachim, der Historiker, glänzt mal wieder mit seiner Bildung.

„So ungerecht ist das gar nicht“, meint Pierre. „So etwas Ähnliches gibt es doch auch heute. Die Letzten, das sind gewissermaßen Aufstocker, die haben sich durch eine Stunde Arbeit etwas Geld verdient, aber das reicht nicht zum Leben, und darum kriegen sie den Rest dazu, als Sozialleistung. Auch das ist Gerechtigkeit, soziale Gerechtigkeit. Die wird nicht mit dem Zollstock zugemessen, sondern...“

„mit der Gießkanne, hä hä“, ruft Hotte dazwischen. „Der voll Erwerbstätige wird sich schön bedanken, wenn er am Ende nicht mehr bekommt als der Empfänger von Sozialleistungen!“

„Was meinst du denn selbst, Christian?“, fragt Roger.

„Ich sehe das so ähnlich wie Pierre. Aber eigentlich ist es eine Geschichte über Gott. Ich glaube tatsächlich, dass bei Gott nicht das Leistungsprinzip herrscht, sondern dass er darauf achtet, was jeder so braucht.“

„Was jeder so braucht – darum geht es doch letztlich beim Lebensunterhalt“, nimmt Michael den Faden auf. „Das ist auch die Grundidee im öffentlichen Dienst und früher bei der Beamtenbesoldung.“

„Stimmt“, bestätigt Joachim. „Es ist das Prinzip der Alimentation. Der Staat verspricht dem Beamten, für ihn und seine Familie bis ans Lebensende zu sorgen, und der Beamte verspricht im Gegenzug, dem Staat loyal zu dienen. Vielleicht liegt hier die Ursache für die steigende Bezahlung mit dem Dienstalter sowie auch für die Pension am Lebensabend: Der Staat schafft damit Anreize, dass die Beamten-Treue im Lauf der Jahre nicht nachlässt.“

Roger erhebt sich, um sich vom gegenüberliegenden Tischchen etwas Comté-Käse zu holen. Ein paar Stücke frische Ananas nimmt er auch gleich mit.

„Aber was ist denn nun gerechte Bezahlung?“, fragt Jalal in die Runde. „Ihr Deutsche wollt immer alles ganz gerecht machen, aber ich sehe nicht eure Gerechtigkeit.“

Zunächst wagt keiner zu antworten. Aber als Roger wieder bequem sitzt, meint er: „Tja, wonach muss sich eine gerechte Bezahlung richten? Nach dem, was ein Mensch leistet? Was er erwirtschaftet? Was er als Qualifikation mitbringt? Was er braucht? Wie sehr er sich abmüht? Eigentlich ist die Antwort ganz einfach: Abhängige Arbeit ist ein nor-

males Tauschgeschäft! Es richtet sich nach Angebot und Nachfrage. Da tauscht jemand seine Zeit, Kraft und Qualifikation gegen einen Geldbetrag ein. Wie bei jedem Kauf und jedem Geschäft werden die Modalitäten zwischen den Partnern ausgehandelt und dann in einem Vertrag festgehalten. Wenn alles gut läuft, ergibt sich dabei eine Win-Win-Situation. Aber in jedem Fall gilt: Wenn beide Seiten den Vertrag ungezwungen unterschreiben, dann ist das die gerechteste Sache der Welt, egal wie hoch oder niedrig die erwartete Leistung und das gezahlte Gehalt sind. Der Staat sollte sich da möglichst wenig einmischen mit seinen Gesetzen.“

„Und wer schützt dann diejenigen, die auf einen Job angewiesen sind, vor Ausbeutung? Vor allem die vielen, die nicht so stark und clever sind, dass sie Win-win-Verträge aushandeln können?“, will Pierre wissen.

„Der Mindestlohn“, antwortet Roger lakonisch.

„Ich weiß nicht“, meint Horst. „Diese Art von Gerechtigkeit ist doch reiner Kapitalismus.“

„Nein“, widerspricht Roger. „Das ist nicht Kapitalismus, das ist ganz normale Marktwirtschaft. Beides sollte man gut voneinander unterscheiden. Die Marktwirtschaft steckt schon von Kindesbeinen im Menschen drin, denn schon Kinder tauschen gern. Früher waren es vielleicht Murmeln gegen Sammelbilder, heute werden es andere Dinge sein. Schon in grauer Vorzeit wurde getauscht, schon immer gab es eine Marktwirtschaft. Stimmts, Joachim?“

„Ja und nein“, antwortet der Historiker. „Aber die Unterscheidung von Kapitalismus und Marktwirtschaft ist tatsächlich wichtig. Lasst mich zur Erklärung ein wenig ausholen.“ Er nimmt wieder einen Schluck Wein zu sich. Die anderen schauen ihn erwartungsvoll an, denn jetzt folgt wohl eine kleine Privatvorlesung zum Thema Wirtschaftsgeschichte.

„In uralten Zeiten, als noch nicht viele Menschen auf der Welt lebten, waren die Großfamilien und Stämme weitgehend autark. Sie jagten und fischten, sammelten Früchte und rodeten Wälder, bauten Getreide an und hielten sich Tiere, machten sich Werkzeuge und bauten sich Häuser, spannen Fäden und webten Stoffe. Der Tauschhandel mit Nachbarn oder reisenden Händlern spielte keine große Rolle. Sie konnten auch ohne Marktwirtschaft leben. Wichtiger war die Solidarität innerhalb der Sippe: Jeder musste nach Kräften dazu beitragen, dass die Gemeinschaft mit dem Nötigsten versorgt wurde. Übrigens war die Sippe nicht nur wirtschaftlich wichtig, sondern auch in jeder anderen Hinsicht, zum Beispiel bei Bildung, Kultur, innerer und äußerer Sicherheit. Eine klare und oft auch relativ strenge Hierarchie sorgte dafür, dass dabei niemand aus der Reihe tanzte. Meistens stand ein Patriarch an der Spitze des Haushalts.“

„Und die waren immer alle miteinander verwandt?“, will Michael wissen.

„Nein“, fuhr Joachim fort. „Es sind auch immer wieder auswärtige Leute zu den Sippen hinzugekommen, teils freiwillig, teils gezwungenermaßen. Wir können sie Knechte und Mägde nennen, oder auch Sklaven. Eigentlich gibt es keinen treffenden Begriff für sie im Deutschen. Das lateinische Wort ‚familia‘ schließt sie aber ausdrücklich mit ein. Sie hatten den Status von unmündigen Kindern. Das bedeutet: Sie wurden ausreichend versorgt und nach damaligen Begriffen meistens menschenwürdig behandelt, aber sie standen ganz unten in der Hierarchie und durften auch nicht einfach weggehen.“

„Solche Zustände gibt es doch teilweise immer noch in manchen Entwicklungsländern“, wirft Pierre ein.

„Ja“, bestätigt der Historiker, „und auch in Deutschland hat es sie im ländlichen Raum lange gegeben, als Leibeigenschaft, bis ins 18. Jahrhundert. Selbst im 19. Jahrhundert versuchten manche bäuerlichen Haushalte noch, autark zu leben, um so wenig wie möglich auf Geld

oder Handel angewiesen zu sein. Anders sah es in den Städten aus. Bereits in der Antike wurden zwei Erfindungen gemacht, die dort Haushalte wirtschaftlich stark miteinander vernetzten: der Markt und das Geld. Das geschah zuerst in Handelszentren, in Hafenstädten zum Beispiel. Ein Markt bot die Möglichkeit, viele Tauschwaren anzubieten, zu vergleichen und zu erwerben. Besondere Tauschwaren erhielten eine Art Normwert, der einen Vergleich zwischen allen angebotenen Waren erleichterte, zum Beispiel bestimmte Gewichtseinheiten von Gold oder Silber. Ursprünglich wurden sie abgewogen, später prägte man ihnen den Wert auf. So entstanden Münzen. Bald diente das Geld nicht nur zur Bewertung von Tauschwaren, sondern auch von Dienstleistungen und Anrechten, wie zum Beispiel Bodennutzungsrechte oder Jagdrechte.“

„Sogar Ehefrauen wurden gekauft, nicht?“, wirft Horst ein.

„Schlimm!“, kommentiert Pierre.

„Nicht unbedingt“, tönt wieder Joachims Bassstimme. „Wenn damals eine Frau heiratete, dann wechselte sie damit vom Haushalt des Vaters zum Haushalt des Ehemanns. Der sogenannte Brautpreis, den der Ehemann an seinen Schwiegervater zu zahlen hatte, war als Kompensation für die Arbeitskraft der Frau gedacht.“

„Eine Art Ablösesumme“, kommentiert Hotte. „Wie beim Fußball. Die Frau spielt ja jetzt für einen anderen Verein, hä hä!“

„Das vermehrte Tauschen und Handeln brachte eine Spezialisierung mit sich“, fährt Joachim fort. „Landwirte spezialisierten sich zum Beispiel auf solche Früchte, die bei ihnen besonders gut gediehen. Andere Personen und Haushalte spezialisierten sich auf bestimmte Handwerksarbeiten, zum Beispiel aufs Töpfern oder Häuserbauen. Wer die besten Produkte zum Markt brachte oder wer aufgrund von Fleiß und guter Arbeitsorganisation besonders viel Gutes anbieten konnte, der wurde reich. Auf's Ganze gesehen wuchs mit der Marktwirtschaft der Wohl-

stand, freilich auch die Abhängigkeit voneinander. Die Wirtschaft drehte sich dabei wie ein Mühlrad, und das Geld war das Wasser.“

„Ein guter Vergleich“, meint Christian. „Aber man darf dabei nicht vergessen, dass das kein Selbstzweck ist – das Drehen des Mühlrads. Eine Wassermühle soll ja Korn mahlen oder Holz zersägen. Ebenso soll die Marktwirtschaft die Gesellschaft mit Waren und Dienstleistungen versorgen.“

„Richtig“, bestätigt Joachim. „Das drohte allerdings etwas aus dem Blick zu geraten, als der nächste große Einschnitt in der Wirtschaftsgeschichte kam.“

„Die Industrialisierung“, sagt Roger.

„Genau, die Industrialisierung. Industriewaren haben den Vorteil, dass man sie in großer Stückzahl mit hoher Qualität herstellen kann. Sie können zu viel günstigeren Preisen auf dem Markt angeboten werden als die Handwerkerwaren. Freilich sind dazu erst einmal große Investitionen nötig: Teure Maschinen müssen angeschafft werden, Fabriken müssen gebaut werden, der Transport von Rohstoffen und Waren über weite Entfernungen muss organisiert werden, ebenso eine umfangreiche Buchhaltung und vieles andere. Weil nur wenige Einzelpersonen so viel Kapital besitzen, schließen sich gewöhnlich mehrere Kapitalgeber zu Gesellschaften zusammen. Mit der Industrialisierung blühte deshalb auch das Bankenwesen auf, das Kapital gewissermaßen vermakeln konnte, und Versicherungen federten die großen Risiken ab. Damit hat ein Wirtschaftszweig Bedeutung erlangt, der nicht mehr direkt mit Waren und realen Dienstleistungen handelt, sondern der beim Verschieben großer Kapitalien von dem lebt, was nebenher abfällt: Die Finanzwirtschaft.“

„Das sind doch auch reale Dienstleistungen!“, ruft Roger dazwischen.

Joachim lässt sich nicht beirren und fährt fort: „So entstand der Kapitalismus, gewissermaßen auf den Schultern der Marktwirtschaft, mit Aktiengesellschaften und Börsen und allem, was dazugehört.“

Pierre ergänzt: „Wer heute ein Auto kauft, der bezahlt damit zur Hälfte die Finanzwirtschaft und nur mit der anderen Hälfte die produktive Wirtschaft – habe ich neulich gelesen.“

„Ja, eben“, setzt Joachim seinen Vortrag fort. „Und genau da droht die Entfremdung von der traditionellen Marktwirtschaft. Denn da investieren Menschen nun nicht mehr in ein Wirtschaftsunternehmen, weil sie bestimmte Waren auf dem Markt anbieten möchten, sondern da investieren sie nur noch, weil eine Rendite winkt, und auch nur, so lange sie winkt. Die Produkte sind ihnen meistens egal.“

„Im Kapitalismus wird also das wirtschaftliche Mühlrad zum Selbstzweck.“ Christian ist immer noch von seinem Vergleich angetan. „Es ist den Kreditgebern und Aktionären doch letztlich egal, ob das Mühlrad Korn mahlt oder Stämme zersägt oder einfach nur Lärm produziert – Hauptsache, es dreht sich! Im Kapitalismus ist ein Wirtschaftsunternehmen einfach nur eine Geldverdienmaschine.“

„So ist es“, bestätigt Joachim. „Wobei die Finanzwirtschaft nur dann Gewinn macht, wenn das Wirtschaftsvolumen ständig weiter wächst, denn nur wenn immer wieder neu investiert wird, fällt genügend für sie ab.“

„Wir sind zum Wirtschaftswachstum verdammt“, meint Pierre ein.

„Aha“, folgert Christian. „Dann muss sich das Mühlrad also immer schneller und schneller drehen.“

„Das Mühlrad wird zum Hamsterrad, nich?“, wirft Hotte ein und erntet dafür etwas Gelächter.

„Mit dem schneller werdenden Mühlrad wird auch die Entfremdung der Kapitalgeber zu den Produkten der Wirtschaft immer größer“, fährt

Joachim fort. „So kann man heute an bestimmten Börsen große Mengen von Kupfer oder Weizen kaufen und nach ein paar Tagen wieder verkaufen, ohne dass man etwas davon braucht oder auch nur gesehen hat. Ebenso kann man durch Aktienkäufe in Minutenschnelle Teilhaber großer Unternehmen werden und ebenso schnell wieder aussteigen, ohne das kleinste Bisschen Verantwortung für den Wirtschaftsbetrieb übernehmen zu müssen. Und noch extremer: Man kann das Kaufen und Verkaufen heute auch Automaten überlassen, die nach bestimmten Algorithmen selbstständig entscheiden, wann was gekauft und verkauft wird.“

Alle sind ziemlich erschlagen von diesen Darlegungen.

„Die Entfremdung zeigt sich aber auch noch anders“, meldet sich Pierre zu Wort, der mit finsterem Gesicht zugehört hat. „Der Arbeiter wird von seinen Produkten entfremdet. Die industrielle Produktion degradiert den Handwerker zum Handlanger. Er hat immer wieder nur monoton dieselben Handgriffe zu tun, meistens ohne Beziehung zum Endprodukt.“

„Das kann tatsächlich auch eine Folge des Kapitalismus sein, oder eigentlich der Industrialisierung“, gibt Joachim zu. „Noch schwerer wog dieser Einschnitt aber aus einem anderen Grund: Die Leute zogen scharenweise vom Land in die Stadt, zu den großen Fabriken, weil sie sich dort einen besseren Verdienst erhofften. Damit verloren sie den unmittelbaren Kontakt zur Solidargemeinschaft der ländlichen Großfamilie und landeten als Einzelpersonen oder Kleinfamilien oft genug im Arbeiterelend der Großstadt. Auf diesem Nährboden entwickelte Karl Marx seine berühmten Theorien vom Klassenkampf und legte damit das philosophische Fundament für den Kommunismus und Sozialismus – als Gegenentwurf zum Kapitalismus.“

„Der Kommunismus hat aber offensichtlich nicht gut funktioniert“, gibt Roger zu bedenken.

„Ja, das kann man so sagen“, meint Hotte. „Aber warum eigentlich nicht?“

„Vielleicht, weil dem Kommunismus die Waren und Dienstleistungen der Wirtschaft letztlich auch egal sind“, überlegt Michael. „Während der Kapitalismus in der Wirtschaft nur eine Geldverdienmaschine sieht, sieht der Kommunismus in ihr nur eine Jobmaschine.“

„Eigentlich ja auch eine Geldverdienmaschine“, erkennt Christian, „nur eben nicht für Arbeitgeber, sondern für Arbeitnehmer!“

„Ne“, widerspricht Pierre, der Streetworker. „Der Kommunismus funktioniert deshalb nicht, weil diejenigen, die das Kapital haben, auch die Macht haben und den Kommunismus bekämpfen. Dabei ist es besonders skandalös, dass die Reichen ihre Kapitalmacht ohne demokratische Legitimation ausüben.“

„Nicht unbedingt“, wirft Roger ein. „Wenn viele Leute freiwillig ihr Geld für bestimmte Produkte ausgeben, dann machen sie damit den Produzenten mächtig. Das ist doch in gewisser Hinsicht auch demokratisch.“

„Na ja, nicht wirklich“, widerspricht Pierre.

„Doch, es ist so“, beharrt Roger. „Ich meine sogar, dass die meisten Menschen sich genauer überlegen, wofür sie viel Geld ausgeben, als welche Abgeordneten sie wählen.“

„Ich sehe das mit dem Sozialismus noch anders“, lässt sich wieder Joachims Bassstimme vernehmen. „Erinnern wir uns mal an die DDR, die ist ja noch relativ gut im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verankert. Ihre Staatsideologie war es, dass sie ein sozialistischer Staat auf dem Weg zum Kommunismus ist. Die klassenlose Gesellschaft und das Prinzip der Solidarität waren ihre Ideale. Man könnte sagen: Die DDR wollte sich wieder wie ein einziger Haushalt verstehen, der alle versorgt und in dem alle nach Kräften zum gemeinsamen Wohl mit-

arbeiten – so wie in den alten Sippenverbänden, wie in der römischen ‚familia‘ oder wie in der bäuerlichen Großfamilie des Mittelalters, nur eben ohne Hierarchie. Tatsache ist allerdings, dass sich dann doch wieder schnell eine Hierarchie gebildet hat mit der Sozialistischen Einheitspartei an der Spitze. Durch sie regierten ein paar führende Funktionäre wie Patriarchen. Auf der einen Seite sorgten sie dafür, dass alle einigermaßen gut versorgt werden, auf der anderen Seite erlaubten sie aber nicht, dass jemand aufmuckte oder gar weglief. Und wie ein autoritärer Vater es mit seinen Kindern macht, bevormundete die Partei ihre Bürger. Sie bestimmte über Ausbildungsplätze und Arbeitsstellen, sie kontrollierte die Bürger in ihrem Alltagsleben und bespitzelte sie auf Schritt und Tritt. Das haben sich die Bürger letztlich nicht gefallen lassen.“

„Na ja“, meint Roger, „das Ende der DDR hatte ja dann wohl doch noch andere Ursachen. Der Staat war schlicht und einfach bankrott. Die Betriebe haben nicht mehr produktiv gearbeitet. Und warum? Weil der Wettbewerb fehlte, die Marktwirtschaft, letztlich der Kapitalismus! Eine Gesellschaft kann nur funktionieren, wenn es in ihr Wettbewerb gibt und auch ein gewisses Gefälle von reich zu arm. Denn wenn kein Anreiz zum Reicherwerden mehr da ist, gibt sich keiner Mühe, hochwertige Waren und Dienstleistungen anzubieten. Das bedeutet: Wenn ein Staat durch soziale Maßnahmen die Unterschiede zwischen arm und reich verwischt, dann lähmt er wirtschaftliche Aktivitäten und wird am Ende nicht mehr genug haben, was er an die Ärmeren verteilen kann.“

„Man müsste die Marktwirtschaft und den Sozialismus sinnvoll miteinander verbinden“, überlegt Michael.

„Das ist ja geschehen“, sagt Joachim. „Das ist unser System: die soziale Marktwirtschaft.“

„Die funktioniert natürlich auch nicht immer gut“, sagt Michael. „Den einen ist sie zu kapitalistisch, den andern zu sozialistisch. Den einen

greift der Staat zu viel in ihre Freiheit ein, den anderen tut er zu wenig für die sozial Schwachen.“

„Ist doch alles gut“, lässt sich Jalal mal wieder vernehmen. „In Deutschland niemand muss hungern. Es ist genug da für alle. Wer will, kann reich werden. Geld liegt auf der Straße, man muss es nur aufheben.“

„Das schaffen leider nicht alle“, wirft Pierre ein. „Darum brauchen wir einen Staat, der den Schwachen besser unter die Arme greift.“

„Das muss alles immer wieder demokratisch austariert werden“, sagt Joachim. „Es gibt nun mal keine Patentlösung.“

„Vielleicht gibt es sie doch“, wirft Christian ein.

„So?“, sagt Pierre. „Da bin ich aber gespannt.“

Christian spricht nicht gleich weiter, denn er merkt, dass alle erstmal eine kleine Atempause brauchen. Die Männer versorgen sich erneut mit Käse, Brot, Obst, Wein und Mineralwasser.

„Was ist denn nun deine Patentlösung?“, fragt Hotte Christian.

„Das bedingungslose Grundeinkommen. Es ist gerecht, transparent und unaufwändig, sowohl für die Verwaltung als auch für den einzelnen Bürger. Ich habe oft darüber nachgedacht und auch ein bisschen herumgerechnet, und ich meine, das wäre die beste Lösung für einen relativ wohlhabenden Sozialstaat, wie wir einer sind. Jeder Erwachsene bekommt aus Steuermitteln monatlich einen Betrag als Existenzminimum, Kinder je nach Alter einen angemessenen Anteil davon. Für Behinderte und andere Menschen mit erhöhtem Bedarf gibt es entsprechende Zulagen. Dann kann jeder wählen, ob er ohne Arbeit von diesem kleinen Einkommen leben will oder ob er was dazuverdienen will. Und wenn er eine Anstellung sucht, kann er auf Augenhöhe mit seinem Arbeitgeber den Verdienst frei aushandeln, so wie Roger das gesagt hat.

Er entscheidet selbst, ob sich eine Arbeit bei der angebotenen Bezahlung für ihn lohnt.“

„Und woher soll der Staat das viele Geld dafür nehmen?“, fragt Michael.

Christian antwortet: „Der Staat garantiert ja schon jetzt jedem das Existenzminimum, insofern muss insgesamt nicht mehr erwirtschaftet werden. Nur die Verteilung geschieht etwas anders. Das Grundeinkommen wird aus Steuermitteln gezahlt, und natürlich müssen die Steuereinnahmen dafür steigen. Auf der anderen Seite wird auch Geld eingespart, denn das Grundeinkommen ersetzt Kindergeld, Bafög, Leistungen für Arbeitslose und die gesetzliche Rente. Auch die hohen Verwaltungskosten für all diese Leistungen können eingespart werden, denn das Grundeinkommen kann ohne viel Mehraufwand von den Finanzämtern ausgezahlt werden.“

„Und was passiert dann mit den vielen Leuten, die jetzt bei den Rentenkassen und den anderen Behörden angestellt sind?“, fragt Joachim.

„Ich denke, für diese klugen und gewissenhaften Leute gibt es in unserem Land sinnvollere und produktivere Beschäftigungen, als von den Leuten immer dieselben Einkommensnachweise anzufordern und dann nach unnötig komplizierten Gesetzen Sozialleistungen zu berechnen. Übrigens ließen sich auch die Krankenkassen einbinden: Ein bestimmter Anteil des Grundeinkommens könnte automatisch als Kopfpauschale für die medizinische Grundversorgung abgeführt werden.“

„Was ist aber, wenn ich mehr will als die medizinische Grundversorgung?“, wendet Roger ein, und Horst fügt hinzu: „Was ist, wenn ich im Alter mehr Geld bekommen will als das Existenzminimum?“

„Da kann sich jeder privat zusätzlich versichern, wenn er will. Natürlich muss es eine gute Übergangsregelung geben, damit die bereits erworbenen Rentenansprüche erhalten bleiben.“

„Trotzdem glaube ich nicht, dass der Staat so ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle finanzieren kann“, beharrt Michael auf seinem Standpunkt.

„Wie gesagt, ich habe das mal durchgerechnet“, erwidert Christian. „Das bedingungslose Grundeinkommen würde etwa ein Drittel vom Bruttoinlandsprodukt kosten. Man könnte es sogar auf diesen Anteil festlegen, dann bräuchte man nicht lange über die Höhe des Existenzminimums zu streiten, und der Staat wäre auch bei schlechter Konjunktur nie überfordert. Ein Drittel vom Bruttoinlandsprodukt – das ist weniger als die derzeitigen Steuereinnahmen und Sozialbeiträge. Natürlich braucht der Staat auch noch Geld für andere Aufgaben. Aber wenn er die Hälfte vom Bruttoinlandsprodukt einnähme, dann ließe sich das alles finanzieren.“

„Das sind ja fünfzig Prozent Steuern – für alle, auch für Geringverdiener! Das ist völlig indiskutabel“, empört sich Roger.

„Und wozu Grundeinkommen für alle?“, fragt Jalal. „Ich brauche kein Grundeinkommen. Warum Gießkanne?“

„Ich mache mal ein Beispiel“, fährt Christian fort. „Ihr werdet dann merken, wie gerecht das bedingungslose Grundeinkommen ist. Nehmen wir mal an, es beträgt tausend Euro. Wer kein Einkommen hat, bekommt diese tausend Euro jeden Monat vom Finanzamt. Wer als Angestellter vielleicht zweitausend Euro brutto verdient, zahlt davon fünfzig Prozent Steuern, also tausend Euro; ihm stehen aber gleichzeitig die tausend Euro Grundeinkommen zu. Das Finanzamt rechnet beides gegeneinander auf, und er hat am Ende zweitausend Euro brutto wie netto. Alle, die weniger verdienen, kriegen nach Abzug ihrer Steuern den Überschuss vom Grundeinkommen als Sozialleistung ausgezahlt. Alle, die mehr verdienen, müssen ihre Steuerschuld begleichen. Weil aber die fünfzig Prozent Steuern stets mit dem Grundeinkommen verrechnet werden, ergibt sich automatisch eine sozialverträgliche Steuerprogression, sogar eine stufenlos gleitende. Nehmen wir jetzt mal deine

Situation, Jalal. Du hast gesagt, du hast durchschnittlich 15000 Euro Einkommen im Monat. In meiner Beispielrechnung wäre die Hälfte davon als Einkommensteuer fällig, also 7500 Euro. Davon wird dein Grundeinkommen abgezogen, und du musst nur 6500 Euro zahlen, das sind – Moment – gut vierzig Prozent. Ich nehme an, das ist etwa ebenso viel, wie du jetzt tatsächlich bezahlst.“

„Weiß ich nicht“, sagt Jalal. „Das weiß nur mein Steuerberater.“

„So ungefähr könnte das hinkommen“, bestätigt Michael.

„Siehst du“, sagt Christian zu Jalal, „du willst kein Grundeinkommen, und du bekämst auch keins. Es wäre lediglich ein Posten bei der Berechnung deiner Steuerschuld. Ihr merkt jetzt: Es wäre ein total gerechtes System. Jeder bekäme sein Existenzminimum steuerfrei vom Staat und müsste dann nur für jeden Euro, den er darüber hinaus verdient, fünfzig Cent an die Allgemeinheit abgeben. Alle wären dann wirklich gleich vor dem Gesetz, und jeder könnte das System verstehen. Alle Einkommen und Gewinne würden gleich behandelt werden. Natürlich müsste man sich dann von überflüssigen steuerlichen Vergünstigungen und Subventionen trennen.“

Christian nimmt einen großen Schluck Wein zu sich.

„Das klingt ja alles ganz schön“, lässt sich Joachims Bass vernehmen. „Aber was ist, wenn dann niemand mehr arbeiten will? Wenn alle nur noch vom Grundeinkommen leben wollen? Wer erwirtschaftet dann noch etwas? Wer tut dann die nötige Arbeit?“

„Genau“, stößt Hotte in dasselbe Horn. „Die sitzen dann alle nur noch zu Hause auf der Couch, daddeln oder sehen Filme, nicht?“

„Das wird nicht passieren“, meint Christian. „Viele Leute arbeiten doch gern. Und ich bin mir sicher: Den meisten reicht das Existenzminimum nicht, sie wollen sich mehr leisten können.“

„Die Schwarzarbeit würde aufblühen“, gibt Michael zu bedenken.

„Die müsste natürlich konsequent bekämpft werden“, geht Christian darauf ein.

„Es wäre auf alle Fälle ein interessantes Experiment“, meint Pierre. „Ich fände es spannend zu sehen, was das mit unserer Gesellschaft machen würde.“

„Na, es würde auf jeden Fall neue Freiräume schaffen“, vermutet Joachim.

„Genau“, bestätigt Christian. „Mittellose Studenten zum Beispiel könnten sich genügend Zeit für ihr Studium nehmen und bräuchten keine Angst mehr zu haben, dass ihr Bafög bald ausläuft. Junge Unternehmer könnten in Ruhe ihr Geschäftsmodell ausprobieren, ohne davon gleich ihren Lebensunterhalt bestreiten zu müssen. Künstler könnten ganz für ihre Kunst leben und bräuchten sich dabei nicht mehr um ihr Auskommen zu sorgen. Ehrenamtler könnten sich vollzeitlich dem widmen, was ihnen wichtig ist; das Grundeinkommen plus eine Aufwandsentschädigung würde vielen von ihnen reichen. Wer viel gearbeitet hat und müde geworden ist, kann sich getrost mal ein Sabbatjahr gönnen oder auf Teilzeit gehen. Es braucht auch kein festgeschriebenes Renteneintrittsalter mehr zu geben; jeder kann so kurz oder so lange arbeiten, wie er will. Und wer im Alter mehr haben möchte als das Existenzminimum, hat ebenfalls die freie Auswahl: Er kann eine private Rentenversicherung abschließen, er kann sich ein kleines Vermögen ansparen oder er kann sich eine Immobilie erwerben zum mietfreien Wohnen im Alter.“

Christian hat jetzt so viel geredet, dass die anderen sich ein bisschen erschlagen fühlen. Jedenfalls fällt niemandem mehr ein, was gegen diese Idee noch einzuwenden wäre.

Endlich ergreift der Gastgeber das Wort. „Eine schöne Utopie. Aber ehrlich gesagt: Ich glaube nicht, dass sie sich in unserer Gesellschaft verwirklichen lässt.“

„Ich, ehrlich gesagt, auch nicht“, gibt Christian zu.

Immer noch ist die Balkontür halb offen. Immer noch läuft im Hintergrund leise Musik. Sie mischt sich mit den Geräuschen, die gedämpft herauftönen aus der Stadt, die nie zur Ruhe kommt.

2.8

Claudia Papenburg fährt mit der S-Bahn zurück nach Berlin. Ein nachlässig gekleideter junger Mann mit wirren Haaren sitzt ihr schräg gegenüber. Er lehnt in der Fensterecke und döst.

Claudia überdenkt noch einmal den Tag. Eigentlich ist alles recht erfreulich gelaufen. Die problematische Situation mit Schnellkes hat sich in eine positive Richtung entwickelt, auch das Geschenkproblem ließ sich noch überraschend gut lösen. Der neue Fernseher steht und funktioniert. Der Verpackungsmüll ist entsorgt. Annas Geburtstagsfeier war im Großen und Ganzen ein nettes, entspanntes Familienfest gewesen. Claudia hat ihre nunmehr erwachsene Patentochter endlich etwas besser kennengelernt.

Nach dem Mensch-freue-dich-Spiel am Nachmittag hatte Anna zu Claudia gesagt: „Ich habe noch einen kleinen Geburtstagswunsch an dich.“

„So?“

„Ich möchte gern etwas spazierengehen mit dir.“

Claudia und auch Alexandra begriffen sofort, dass Anna etwas mit ihrer Patentante besprechen wollte.

„Geht nur“, sagte Alexandra. „Vor sieben Uhr gibt es kein Abendessen. Früher wird Sven auch nicht kommen.“

So hatten sich Claudia und Anna auf den Weg gemacht. Ein paar Minuten lang waren sie schweigend bis zum Ortsrand gegangen. Dann waren sie auf einen Feldweg eingebogen, der zum Weiterwandern durch Äcker und Wiesen einlud. Es duftete nach frischem Gras.

„Du hast gesagt, ich soll mich vom Erwachsensein nicht schrecken lassen“, begann Anna das Gespräch. „Das will ich auch nicht. Aber ich mache mir natürlich Gedanken, wie es weitergehen soll. Bald werde ich das Abitur haben, und da muss ich mich dann entscheiden. Es gibt so viele Ausbildungen und Berufswege, aber was ist das Richtige für mich?“

Claudia fragte zurück: „Welche Schulfächer machen dir denn Freude, und welche nicht so? Und wie stehts überhaupt mit dem Lernen: Macht es dir viel Mühe?“

„Eigentlich nicht“, antwortete Anna. „Und ich bin in den meisten Fächern ziemlich gut, außer in Sport und Mathe. Deutsch habe ich am liebsten. Englisch und Französisch machen mir auch Spaß.“

„Dann bist du also sprachbegabt“, stellte Claudia fest. „Und wahrscheinlich möchtest du studieren, stimmt?“

„Genau“, bestätigte Anna. „Aber was? Papa sagt, ich soll Jura studieren und Anwältin werden wie er. Na ja, das kann ich mir schon vorstellen. Aber am liebsten würde ich Germanistik studieren.“

„Und was spricht dagegen?“, wollte Claudia wissen.

„Dagegen spricht, dass das ja eigentlich keine Berufsausbildung ist. Na gut, man kann damit zum Beispiel Journalist werden, aber man braucht dann auch noch eine Zusatzausbildung, und die Ausbildungsplätze sind rar.“

„Was interessiert dich besonders an der Germanistik?“

„Die Prosa-Literatur, vor allem Romane und Biografien. Ich lese gern von verschiedenen Menschen in verschiedenen Lebenssituationen. Und ich finde es toll, wie genau man die mit Sprache darstellen kann. Ein Film kann nur Handlungen zeigen, aber mit einem Buch kann ich sozusagen in die Köpfe der Leute hineinsehen und im wahrsten Sinne des Wortes ihre Gedanken lesen.“

„Dann halten wir mal fest: Du interessierst dich nicht nur für Sprache, sondern auch für Menschen“, fasste Claudia zusammen. Dann blieb sie unvermittelt stehen. „Ach, schau mal, da!“

Am Waldrand vor ihnen waren ein paar Rehe zu sehen, die friedlich im Sonnenlicht grasten. Aber jetzt hoben sie ihre Köpfe und spitzten die Ohren. Wahrscheinlich hatten sie die beiden Spaziergängerinnen gewittert.

„Ja“, sagte Anna mit gedämpfter Stimme, „die sieht man hier oft. Schön, nicht?“

Sie blieben stehen und beobachteten die Wildtiere. Nach ein paar Sekunden jagten die aber davon und verschwanden im Wald.

„Lesen ist ja nun eigentlich kein Beruf“, meinte Claudia beim Weitergehen. „Es sei denn, man wird Lektor in einem Verlag. Aber wenn du dich auch für Menschen interessierst und für ihre Lebenswege, dann könntest du ja deine Sprachbegabung als Mittel zum Zweck nutzen, um anderen zu helfen.“

„Wie denn das?“

„Na, da greife ich einfach mal den Vorschlag meines Bruders auf. Als Anwalt hilft man ja anderen Leuten mit Sprache. Zum Beispiel muss man Verträge oder Testamente so formulieren, dass sie eindeutig und rechtlich nicht anfechtbar sind. Oder als Strafverteidiger muss man vor Gericht in einem Plädoyer all das vortragen, was der Entlastung des Angeklagten dient. Versteh mich nicht falsch: Ich will dich nicht drän-

gen, dem Vorschlag deines Vaters zu folgen. Ich meine nur, dass du dir das mal aus diesem Blickwinkel überlegen solltest. “

„Ja, das will ich tun“, erwiderte Anna.

Die beiden Frauen waren in das Wäldchen eingetreten. Eine jahrealte Schicht aus Kiefernadeln machte den Boden unter ihren Füßen elastisch. Sie gingen wie auf Wolken. Dabei besprachen sie noch die eine oder andere Studien- und Berufsmöglichkeit. Claudia hatte eigentlich erwartet, dass Anna noch persönlichere Themen anschneiden würde – vielleicht einen heimlichen Freund oder einen ersten Liebeskummer. Aber entweder hatte sie solche Erfahrungen noch nicht gemacht, oder sie wollte nicht darüber sprechen. Das musste Claudia akzeptieren. Nachbohren kam für sie nicht in Frage.

An einer Weggabelung kehrten Claudia und Anna um, denn einen Rundweg gab es hier nicht. Punkt sieben waren sie wieder zurück. Claudias Bruder war schon vor ihnen nach Hause gekommen. Claudia begrüßte ihn herzlich und stellte fest, dass er müde und abgekämpft aussah. Für Anna hatte er nur ein mattes „Hallo“ übrig.

„Willst du deiner Tochter nicht gratulieren?“, wunderte sich Claudia.

„Hab ich heute früh schon gemacht“, erklärte Sven.

Dann kam das Abendessen. Anna hatte leckeren Kartoffelsalat vorbereitet, dazu gab es eine kalte Platte mit Räucherfisch, Braten und anderen schönen Sachen, alles von Alexandra liebevoll verziert. „Jens hat auch mitgeholfen“, lobte sie.

Svens Müdigkeit wirkte ansteckend. Claudia tat zwar ihr Bestes, um gute Laune zu verbreiten und ein interessantes Tischgespräch in Gang zu bringen, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Sven fing immer wieder an, über die Nachteile der neusten Steuergesetze zu referieren, und merkte nicht, dass er damit alle langweilte.

Nach dem Abendessen saß man noch eine Weile beim Wein beisammen und tauschte Erinnerungen an Annas Kindheit aus. Claudia erzählte auch ein bisschen aus ihrer eigenen Kindheit. Sie hoffte, damit ein paar schöne Erinnerungen in Sven wachrufen zu können, aber der Funke sprang nicht über.

So kam es, dass Claudia sich bald verabschiedete. Sven begleitete sie noch bis zum S-Bahnhof, aber er war dabei ziemlich wortkarg. Nur als Claudia ihm mitgeteilt hatte, dass sie seinen Vorschlag eines Jura-studiums für Anna gut fand, hatte er etwas gelächelt...

Bei der nächsten S-Bahn-Station schreckt Claudia aus ihren Nach-Gedanken zu diesem Tag auf, denn viele Menschen steigen ein. Offenbar wollen sie sich in das Berliner Nachtleben stürzen. Eine junge Frau blickt sich suchend nach einem Sitzplatz um. Sie trägt einen weißen Angora-Pullover und eine gut sitzende weiße Hose. Eine ebenfalls weiße Handtasche hängt an einem dünnen Riemen über ihrer Schulter. Dunkle, glatte Haare rahmen ihr sorgfältig geschminktes Gesicht ein. Als die S-Bahn wieder anfährt, hält sie sich krampfhaft mit der linken Hand an einer Stange fest. Jetzt fällt Claudia auf, dass ihr die rechte Hand fehlt. Freundlich lächelnd weist sie auf den leeren Platz rechts neben sich. Sogleich nimmt die junge Dame Platz – direkt gegenüber dem ungepflegten jungen Mann. Der hat inzwischen aufgehört zu dösen und schaut die Frau halb überrascht, halb amüsiert an.

Als die Weißgekleidete richtig sitzt, beginnt sie, etwas unbeholfen in ihrer Handtasche zu kramen. Dabei fällt eine Puderdose heraus und rollt am Boden entlang. Bevor die Dose unter einer Sitzbank verschwindet, hat sich der junge Mann schnell vorgebeugt und das silberne Döschen mit der rechten Hand eingefangen. Dabei ist sein linker Arm vorgeschneilt, und Claudia merkt nun, dass auch ihm eine Hand fehlt. Die junge Dame starrt irritiert auf seinen Armstumpf.

„Bitte!“, sagt der Jüngling grinsend und überreicht der Frau ihre Puderdose.

„Danke“, sagt sie geistesabwesend und starrt weiter auf den linken Arm ihres Gegenübers.

„Wat glotzt du denn so?“, fragt der junge Mann.

Die Angeredete nimmt die Puderdose entgegen, verstaubt sie wieder in ihrer Handtasche und sagt dann: „Wir beide haben offenbar dasselbe Problem.“

„Wat denn fürn Problem?“, fragt der junge Mann zurück.

„Das ist doch offensichtlich!“, erwidert sie.

„Nö“, sagt er. „Wat denn?“

„Na, dass jedem von uns eine Hand fehlt.“

„Mir fehlt keene Hand. Ick komm mit eena Hand jut klar.“

„Ich würde ein Vermögen dafür geben, wenn ich meine zweite Hand wieder hätte“, sagt sie.

„Ick nich“, erwidert er. „Ick krieg ne jute Rente von der Unfallversicherung. Ick brauch nich mehr zu malochen und kann det Leben jenießen.“

„Das glaube ich nicht“, widerspricht sie. „Ich wette, du vermisst deine Hand manchmal auch. Kein Geld der Welt kann ein wichtiges Körperteil ersetzen.“ Und mit einem Seitenblick auf Claudia fügt sie hinzu: „Nicht wahr?“

Claudia hat interessiert zugehört. Offenbar sieht man ihr das an. Sie fühlt sich etwas unwohl dabei, von der jungen Frau neben sich in eine Art Schiedsrichterrolle gedrängt zu werden. Sie muss daran denken, dass sie heute vormittag schon einmal leichtfertig ihre professionelle Neutralität aufgegeben hat. Andererseits ist sie jetzt ja nicht im Dienst.

„Das kommt darauf an, welche Einstellung man zum Leben hat, und zu seinem Körper“, antwortet sie diplomatisch.

„Wat heißt hier Einstellung?“, lässt sich der Ungekämmte wieder vernemen. „Wenn man nur eene Hand hat, muss man mit eena Hand leben, det is eben so. Da könnt ja ooch eena mit zwee Händen meckern, dat er nich drei hat. – Wie isset denn?“, wendet nun auch er sich direkt an Claudia. *„Vamissen Sie etwa ne dritte Hand?“*

„Manchmal schon“, erwidert Claudia.

Da müssen alle drei lachen. Dann verabschiedet sich Claudia, denn an der nächsten Station wird sie aussteigen.

Mittwoch

3.1

Christian Pinchowski sitzt auf seinem Stammplatz vor dem Café Lattke. Die Sonne scheint wieder. Das Thermometer an der Apotheke meldet 17 Grad Lufttemperatur. Allerdings weht heute ein frischer Wind, sodass sich die Luft kühler anfühlt, als sie ist.

Christian hat leichte Kopfschmerzen. Er weiß nicht recht, was er dafür verantwortlich machen soll: den Wein gestern Abend, die anregenden Gespräche, die nur kurze Nachtruhe oder eine bevorstehende Wetteränderung.

Christian legt seine Hände an die Kaffeetasse, die ihm der Lattke-Wirt soeben zusammen mit dem trockenen Brötchen serviert hat. Er wundert sich, dass der Alte gleich noch einmal erscheint. Aber diesmal kommt er nicht an Christians Tisch, sondern bleibt in der Tür stehen und winkt Christian herein. Was soll das denn?

Christian erhebt sich und geht zu dem Mann mit der obligatorischen weinroten Schürze. „Was gibts?“

„Telefon“, meint der Lattke-Wirt. „Ne Dame will Se sprechen.“

„Ach“, sagt Christian und trabt hinter dem Wirt ins Café. Herrlicher Kaffeeduft empfängt ihn, und herrlicher Glenn-Miller-Swing.

Der Wirt dreht sich so weit zu Christian um, wie es sein dicker Hals zulässt, und fragt: „Ham Se denn keen Handy, dat Se sich hier anrufen lassen?“

„Nein“, antwortet Christian. „Ein Handy brauche ich nicht.“

„Anscheinend doch“, knurrt der Lattke-Wirt und führt Christian hinter den Tresen. Dort spült eine junge Chinesin Gläser. Christian hat sie

hier noch nie gesehen. Der Wirt übergibt ihm einen altmodischen Telefonhörer, der über ein gelocktes Kabel mit einem ebenso altmodischen Wandapparat verbunden ist. „Aba fassen Se sich kurz!“

Christian ist gespannt, wer ihn hier anruft. „Hier Christian Pinchowski.“

„Sind Sie der M-Mann, der mich vorgestern im Krankenhaus besucht hat?“

„Ja, der bin ich“, sagt Christian. „Dann sind Sie Frau Ravonia, äh,...“

„Ja, Ravonia Dreyer, das bin ich. Aber sagen Sie ruhig Ravonia. Wir können uns gern d-duzen, das fällt mir leichter.“

Richtig, erinnert sich Christian nun, sie heißt Dreyer mit Nachnamen. „Gern“, erwidert er. „Ich heiße Christian.“

„Ja, ich w-wollte dir nur sagen, dass ich jetzt wieder aus dem Krankenhaus raus bin.“

„Woher wissen Sie... äh, woher weißt du denn, dass du mich hier anrufen kannst?“

„Das habe ich eigentlich nicht gewusst“, erklärt die Stimme im Telefonhörer. „Ich habe es nur vermutet, w-weil du doch auch vorgestern in dem Café warst. Ich habe gestern Nachmittag angerufen und mich erkundigt, ob der g-grau gekleidete Herr öfters kommt. Da hat mir der Wirt gesagt, dass du jeden Morgen da bist.“

„Ja, ich frühstücke hier immer“, erklärt Christian und stellt im selben Moment fest, dass diese Erklärung beinahe überflüssig ist.

„Du wunderst dich vielleicht, dass ich mich m-melde“, fährt Ravonia fort. „Aber ich wollte einfach sagen, d-dass ich mich über deinen Besuch gefreut habe. Ich war vorgestern nur zu überrascht, um das zu sagen. Ich finde es sehr anständig und m-mutig von dir, dass du gekom-

men bist und dich entschuldigt hast. Ja, das w-wollte ich einfach loswerden.“

Es entsteht eine Gesprächspause. Christian weiß nicht recht, was er sagen soll. Aber er möchte auf keinen Fall, dass das Gespräch damit beendet ist. Da hat er eine Idee. „Hast du nicht Lust, hier auch mal zu frühstücken? Vielleicht morgen um neun? Oder auch um zehn, wenn dir das lieber ist?“

„Morgen?“, überlegt Ravonia. „Ja – ach nein, das geht nicht. D-da muss ich am Vormittag unterrichten.“

In diesem Moment erscheint eine vorgewölbte weinrote Schürze in Christians Blickfeld. Er schaut auf und sieht einen stirnrunzelnden Lattke-Wirt, der mit dem Zeigefinger auf seine Armbanduhr tippt. Christian weiß, er muss sich jetzt beeilen. „Wie wärs denn übermorgen?“, fragt er in den Hörer.

„Am Freitag? Ja, das geht! Freitag um halb zehn würde gut p-passen.“

„Sehr schön! Dann also Freitag zum Frühstück hier im Café Lattke. Danke für den Anruf – Ravonia. Und auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen K-Christian“, kommt es aus dem Hörer, den dieser jetzt mit einem zufriedenen Lächeln am Wandtelefon einhängt. Er hat sich doch wirklich sehr kurz gefasst!

Unter den Blicken des Lattke-Wirts greift er sich im Hinausgehen die aktuelle Tageszeitung und nimmt wieder vor seinem Abo-Frühstück Platz. Dass der Kaffee nur noch lauwarm ist, stört ihn nicht. Die Kopfschmerzen haben sich weitgehend verzogen. Christian fühlt sich behaglich entspannt, geradezu glücklich. In zwei Tagen wird er hier mit Ravonia sitzen. Sie werden gemütlich frühstücken und sich über alles Mögliche unterhalten.

Christian beißt mit gutem Appetit in sein trockenes Brötchen. Da schiebt sich auf einmal eine dunkle Wolke vor seinen Gute-Laune-Himmel: Was soll er Ravonia sagen, wenn sie ihn nach seinem Beruf fragt?

Diese Frage wird bestimmt irgendwann kommen. Und wenn nicht, dann wäre er doch im Interesse eines besseren Kennenlernens verpflichtet, von sich aus seinen Beruf zu nennen. Wenn er denn einen hätte. Aber er wird zugeben müssen, dass er arbeitslos ist – besser: arbeitssuchend. Das wäre wohl keine erfreuliche Information für Ravonia.

Christian nimmt sich vor, heute besonders eifrig und ohne Trödeln die Stellenanzeigen durchzuarbeiten. Vielleicht hat er Glück, und es ergibt sich bereits heute oder morgen die Aussicht auf eine Anstellung. Dann brauchte er Ravonia nicht zu sagen: „Ich bin arbeitslos“, sondern dann könnte er zum Beispiel sagen: „Nächste Woche fange ich als Sachbearbeiter an.“ Oder: „Ich bin gerade dabei, mich beruflich zu verändern, und werde jetzt Mitarbeiter in einem demoskopischen Institut.“ Oder: „Ich habe eine Stelle bei einer Buchhandelskette und strebe die Position eines Filialleiters an.“

Aber das ist natürlich Quatsch. Christian ist schnell fertig mit solchen Träumereien und auch mit seinem Brötchen. Entschlossen greift er zur Zeitung und blättert, ohne den Rest eines Blickes zu würdigen, gleich zu den Stellenanzeigen. Christian spürt, dass jetzt ein Einschnitt in seinem Leben bevorsteht. Er wird künftig organisierter und zielstrebig die Schritte tun, die nötig sind, um ein normales Leben mit bescheidenem Wohlstand führen zu können.

Die heutigen Anzeigen sind allerdings eher dazu geeignet, ihn wieder zu entmutigen. Es werden zwar viele offene Stellen angeboten, aber fast alle sind an Bedingungen geknüpft, die er nicht annähernd erfüllt. Als Fachkraft mit abgeschlossener Berufsausbildung hätte er leicht etwas gefunden, aber für Fälle wie ihn ist einfach nichts im Angebot.

Doch – da steht etwas: „Quereinsteiger willkommen!“ Eine Versicherung sucht Mitarbeiter für den Außendienst. Festes Grundgehalt, lukrative Provisionen. Christian notiert sich die Telefonnummer. Er

will nicht noch einmal den Fehler machen und unangemeldet irgendwo auftauchen.

Und dann ist da noch eine winzig kleine Anzeige. Christian hätte sie fast übersehen. Sie besteht nur aus zwei Wörtern: „Privatsekretär(in) gesucht.“ Es folgt eine Telefonnummer. Wer braucht denn heute noch einen Privatsekretär? Und wer kann sich einen leisten? Egal. Christian notiert sich auch diese Nummer, trinkt seinen Kaffee aus, bringt die Zeitung ins Café zurück, zahlt und geht nach Hause. Er hat heute viel vor.

3.2

Claudia Papenburg denkt an Christian. Sie beabsichtigt noch immer, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Sie wundert sich über ihre eigene Hartnäckigkeit. Das heißt, eigentlich wundert sie sich nicht: Sie kennt sich selbst gut genug um zu wissen, dass das Thema Christian nie ganz abgeschlossen war für sie. Sie will noch einmal über Ansgar probieren, Christians Telefonnummer zu bekommen – aber nicht jetzt, denn jetzt steht das nächste Klientengespräch an.

Es handelt sich um ein Erstgespräch. Das findet Claudia immer besonders spannend. Was für ein Mensch wird da zu ihr kommen? Wie wird er sich verhalten? Was für Probleme bringt er mit? Welche davon spricht er offen aus, welche sind ihm vielleicht nicht einmal selbst bewusst? Meistens hat Claudia gleich nach dem ersten Kontakt das richtige Gefühl, ob sie helfen kann oder nicht.

Zum bevorstehenden Gespräch erwartet Claudia eine Dame, von der sie außer dem Namen so gut wie nichts weiß. Es muss eine sehr korrekte Dame sein, denn sie hat den telefonisch vereinbarten Termin mit einem Brief bestätigt. Im Briefkopf steht hinter ihrem Namen „MdB“,

„Mitglied des Bundestages“. Dieses Kürzel hat Claudias erwartungsvolles Interesse noch gesteigert.

Pünktlich auf die Minute klingelt es. Claudia öffnet die Wohnungstür. Vor ihr steht eine sportlich gekleidete Dame mit kurzen grauen Haaren, wohl Mitte sechzig. Ihr Mund erwidert Claudias freundliche Begrüßung mit einem Lächeln, aber ihre Augen verraten, dass sie ein ganzes Bündel von Problemen mitbringt.

Claudia bittet die Abgeordnete in ihren „Beichtstuhl“ und nimmt ihr gegenüber Platz. Die Sonne scheint durchs Fenster und malt helle Flecken auf den Teppich. Die Dame weiß offenbar nicht recht, wie sie anfangen soll. Claudia bietet ihr ein Glas Wasser an, das sie dankend annimmt.

„Was kann ich für sie tun?“, fragt Claudia.

„Ja, wenn ich das so genau wüsste“, druckst die Grauhaarige herum. „Ich bin seit einiger Zeit nicht mehr im Reinen mit mir. Ich fühle mich unzufrieden und niedergeschlagen. Ich kann aber nicht genau sagen, warum. Vielleicht können Sie mir helfen, es herauszufinden.“

„Dann erzählen Sie doch einfach mal was über sich, damit wir uns besser kennenlernen“, schlägt Claudia vor.

„Ich war verheiratet. Mein Mann und ich, wir haben längere Zeit für die Entwicklungshilfe gearbeitet, in Tansania. Ich war im Gesundheitswesen tätig. Kurz nach unserer Rückkehr ist mein Mann gestorben. Das ist jetzt schon über zehn Jahre her.“

„Haben Sie Kinder?“

„Ja. Mein Mann und ich, wir haben in Tansania eine Tochter bekommen. Aber die ist schon lange erwachsen und lebt ihr eigenes Leben. Ich habe mich in Deutschland dann politisch engagiert. Da ist man wenigstens unter Leuten, und es sind nicht die langweiligsten. Die Ortsgruppe meiner Partei ist praktisch mein zweites Zuhause ge-

worden. Ich bin nicht mit allem einverstanden, was meine Partei macht, aber mit der großen Linie natürlich schon. Im Lauf der Zeit haben sich gute Kontakte zu vielen interessanten Menschen entwickelt. So kam es, dass ich für die letzte Bundestagswahl auf die Liste der Mandatsbewerber gerutscht bin. Ich stand ziemlich weit unten, mein Name ist gewissermaßen nur zum Auffüllen benutzt worden – dachte ich. Und dann hat meine Partei überraschend viele Stimmen bekommen, und plötzlich war ich Abgeordnete. Das hätte ich mir nie träumen lassen, und ganz geheuer war es mir auch nicht. Aber da ich mich nun mal hatte aufstellen lassen, fühlte ich mich verpflichtet, diese Aufgabe anzunehmen.“

„Das klingt ja so, als ob Sie eine Abgeordnete wider Willen sind“, meint Claudia.

„Nein nein, so ist es nicht. Ich übe dieses Amt wirklich gern aus, und mit Überzeugung. Ich halte es für ein Privileg, bei der Gestaltung unserer Gesellschaft an vorderster Front mitwirken zu dürfen. Allerdings bin ich enttäuscht darüber, dass manche anderen Mitglieder des Bundestages sich anscheinend nicht uneingeschränkt dieser Verantwortung bewusst sind. Immer wieder erlebe ich, dass einzelne Abgeordnete die Interessen bestimmter Lobbys über das Wohl des Volkes stellen, oder auch ihre persönlichen Karriere-Interessen. Ich habe in vielen privaten Gesprächen versucht, ein Problembewusstsein dafür zu wecken.“

„Und? Ist Ihnen das gelungen?“

„Oberflächlich schon. Es wird immer schnell verständnisvoll mit dem Kopf genickt. Aber bei den Debatten im Plenum und in den Ausschüssen merkt man wenig davon. Da gibt es oft nur das übliche Parteiengezänk und Imponiergehabe. Das macht mich traurig, das macht mich teilweise richtig fertig.“

Die Abgeordnete seufzt und blickt Claudia ratlos an. Die bemerkt: „In diesem Zustand können Sie selbst natürlich auch nicht viel bewegen.“

„Eben. Und das macht mich dann noch trauriger. Es ist eine richtige Abwärts-Spirale. Hinzu kommt, dass mir in der parlamentarischen Arbeit eins immer klarer wird: Mit dem Ändern und Verabschieden von Gesetzen ist unserm Land oft nicht geholfen. Manchmal wird dadurch sogar alles noch schlimmer. Nehmen wir zum Beispiel unser Gesundheitswesen...“

„Sie gehören wahrscheinlich dem Gesundheitsausschuss des Bundestags an?“, vermutet Claudia. „Sie sagten ja, dass Sie in Tansania medizinisch tätig waren.“

„So ist es“, bestätigt die Abgeordnete. „Also nehmen wir zum Beispiel unser deutsches Gesundheitswesen. Es ist ein altes System, das unzählige Male vom Parlament geändert, verfeinert und angepasst wurde. Trotzdem ist es für alle Seiten unbefriedigend: für die Krankenhäuser, für die Ärzte, für die anderen medizinischen Berufe, für die Krankenkassen, für die Apotheken, möglicherweise auch für die Pharma-Industrie – und ganz bestimmt für die Patienten. Es ist ein Monstrum. Es kommt mir vor wie eine alte Hose, hundertmal geflickt, die hässlich aussieht und demnächst wieder irgendwo einreißt.“

„Gibt es denn keine Alternativen?“

„Die gibt es schon, aber die sind politisch nicht durchsetzbar. Außerdem haben alle Angst vor der Herkules-Arbeit einer radikalen Neugestaltung. Ja, es gibt viele gute Ideen. Auch ich hatte eine Menge davon mitgebracht, als ich mich politisch zu engagieren begann. Aber bald merkte ich: Mit guten Ideen kann man keine Politik machen. Wenn man eine einzige kleine Idee unter vielfältigen Widerständen beharrlich weiterverfolgt und wenn man bereit ist, sie mit Kompromissen verbiegen und verwässern zu lassen, dann hat man am Ende vielleicht Glück, und sie fließt in ein Gesetz ein. So ist das in der Politik. Ich finde es sehr frustrierend.“

Die grauhaarige Abgeordnete nimmt einen Schluck Wasser. Dann fährt sie fort: „Wenn so ein Gesetz schließlich verabschiedet ist, heißt das noch lange nicht, dass es die erhoffte Verbesserung dann auch bewirkt. Leider ist das vielen meiner Kollegen überhaupt nicht klar, auch vielen Fraktionskollegen nicht. Das Gesetz muss ja erst praktisch umgesetzt werden. Es muss durchgesetzt werden, muss auch überwacht und notfalls eingeklagt werden.“

„Funktioniert das denn nicht ziemlich gut in unserm Staat?“, fragt Claudia.

Die Abgeordnete lacht unfroh. „Es funktioniert nur allzu gut! Alle Behörden und offiziellen Stellen werden über jedes Detail der Gesetzesänderung informiert, und sie bemühen sich in der Regel peinlich genau, alles richtig zu machen. In diesem Perfektionismus-Wahn übersehen dann viele allerdings den Sinn des Gesetzes, seine Zielrichtung. Andere sind überfordert von den ständigen Änderungen und kommen trotz allem Bemühen nicht mehr mit. Es passiert auch immer wieder, dass mehrfach geflickte Gesetze irgendwann einander widersprechen oder zu sinnlosen Verwaltungskreisläufen führen. Hinzu kommt noch das EU-Recht, das immer berücksichtigt werden muss. Kurz: Wer wirklich alle Vorschriften zu hundert Prozent beachten will, macht sich großen Stress, begegnet unzähligen Problemen und erreicht am Ende nicht wirklich das, was dem Gesetzgeber vorschwebte. Und außerdem macht er sich unbeliebt. Beliebt sind dagegen die Menschen, die immer locker-lustig auftreten und sich gar nicht erst Mühe geben, alles richtig zu machen.“

Claudia unterbricht. „Ich bin mir nicht sicher, ob ich Sie richtig verstehe. Sie haben jetzt sehr allgemein geredet. Bitte geben Sie mir doch ein Beispiel.“

„Ein Beispiel? Moment, da muss ich überlegen... Ja, nehmen wir zum Beispiel den Bereich der Patientenrechte. Keiner wird bestreiten, dass mündige Patienten in ihrer Privatsphäre und ihren Persönlichkeits-

rechten geschützt werden müssen. Und ebenso wird keiner bestreiten, dass sie ein Recht haben, über ihre Krankheit, deren Behandlung und die damit verbundenen Risiken informiert zu werden. So weit, so gut. Das Ganze hat aber nun zu einem riesigen Wust von gesetzlichen Verordnungen geführt. Packungsbeilagen für bestimmte Medikamente sind manchmal einen halben Meter lang. Da müssen auch die entlegensten Risiken aufgelistet sein, was den meisten Patienten einfach nur Angst macht. Ebenso ist das mit vielen Aufklärungsgesprächen, etwa vor Operationen. Wer heute in ein Krankenhaus eingewiesen wird, muss das alles über sich ergehen lassen und danach auf vielen Papieren unterschreiben, dass man ihn informiert hat. Viele haben dann ebenso wenig verstanden wie der Normalbürger von den Allgemeinen Geschäftsbedingungen, denen man bei Onlineshops ständig zustimmen muss. Formal kann man natürlich sagen: Wir nehmen die Patientenrechte ernst, aber in der Praxis stresst das die meisten Patienten nur, und das ist ihrer Heilung nicht gerade zuträglich.“

Die Sonnenflecken auf dem Teppich verschwinden. Es wird zusehends dunkler im Raum. Claudia denkt: Die Schönwettertage sind wohl erstmal vorbei. Dann sagt sie: „Ich verstehe immer noch nicht ganz. Einerseits klagen Sie darüber, dass die Gesetze wenig bewirken, weil sie nicht richtig eingehalten werden. Aber andererseits ist es Ihnen auch nicht recht, wenn sie zu genau eingehalten werden.“

Die Grauhaarige runzelt die Stirn und nimmt erneut einen Schluck Wasser. Ihre Augen schweifen im Zimmer umher. Dann sagt sie: „Ja ja, wenn Sie das jetzt so sagen, das klingt wirklich ein bisschen widersprüchlich...“

„Haben Sie das Gefühl, dass dieser Widerspruch mit Ihnen persönlich zu tun hat?“

„Hm, das ist gut möglich. Ich habe mir das allerdings noch nie bewusst gemacht. Wissen Sie, da fällt mir meine Zeit in Tansania ein. Wenn man länger im Ausland lebt, dann wird einem klar, dass man als Deut-

sche doch irgendwie anders ist, sehr korrekt, fast pedantisch. Das ist mir im Kontrast zur tansanischen Bevölkerung deutlich geworden. Ich konnte es nicht gutheißen, wenn die Einheimischen sich immer wieder über Anweisungen hinweggesetzt haben, wenn sie alles so gemacht haben, wie es ihnen gerade in den Kram passte.“

„Da ist dann wohl immer viel schiefgelaufen?“, erkundigt sich Claudia. „Vielleicht haben Sie sogar tragische Folgen erlebt?“

„Weniger, als man denken könnte“, erwidert die Grauhaarige. „Erstaunlicherweise hatten meine einheimischen Mitarbeiter durchaus etwas vom Sinn der Verordnungen begriffen. Sie haben auch nie dagegen gemosert oder irgendwelche Reformen gefordert, wie man es in Deutschland ständig erlebt. Aber sie sind sehr pragmatisch damit umgegangen. Wichtiger als abstrakte Regeln waren ihnen immer die Menschen, mit denen sie gerade zu tun hatten. Konsens im Team wurde dabei ganz groß geschrieben, und Augenmaß war gefragt. Zudem waren sie Meister im Improvisieren, denn dauernd gab es irgendwelche Pannen oder Engpässe. Ich habe mich oft gewundert, wie sie sich unter scheinbar unmöglichen Bedingungen irgendwie durchgekämpft haben.“

„Das klingt ja so, als ob sie diese Menschen für ihren lockeren Umgang mit den Vorschriften bewundern.“

„Ja, in gewisser Hinsicht schon. Vielleicht hätte ich gern etwas von ihrer Lebenseinstellung übernommen, aber ich kann nun mal nicht über meinen Schatten springen. Und vielleicht wäre es auch zynisch, sie zu beneiden. Man macht sich in Europa normalerweise keinen Begriff davon, unter welch schwierigen Bedingungen die Menschen in vielen afrikanischen Staaten leben. Verglichen damit ist unser Sozialstaat trotz aller Macken fast ein Paradies.“

„Deshalb möchten wohl auch so viele Afrikaner in Europa leben“, wirft Claudia ein.

„So ist es. Und oftmals wollen gerade diejenigen Afrikaner nach Europa, die mit guter Ausbildung ihrem Heimatland wichtige Dienste leisten könnten. Manche von ihnen haben dort sogar einen gut bezahlten Beruf. Aber es hängen Dutzende von Verwandten wirtschaftlich von ihnen ab, und sie sind verpflichtet, alles mit ihnen zu teilen. Sie merken: Hier in Afrika kann ich es niemals zu einem gewissen Wohlstand bringen.“

Die Grauhaarige verstummt. Claudia hütet sich, das Schweigen zu unterbrechen. Die beiden Frauen sitzen still da, vielleicht eine halbe Minute lang. Es wird dunkler im Raum, denn draußen ziehen sich graue Wolken zusammen.

„Ja, Sie haben Recht“, beginnt die Abgeordnete wieder. „Der Widerspruch, den Sie in meinen Worten entdeckt haben, steckt tief in mir selbst drin: einerseits das sorgsame, pedantische, womöglich ängstliche Festklammern an Regeln und Ordnungen, andererseits die Sehnsucht nach freierem Umgang damit zugunsten eines gemeinschaftsfreundlichen, pragmatischen Handelns. Dabei verantwortlich das Ganze im Blick haben, den ganzen Menschen, die ganze Gesellschaft – das wäre mein Ideal.“

Claudia beschränkt sich darauf, diese Worte mit einem verständnisvollen Nicken zu bekräftigen. Wieder entsteht eine Pause.

„Diese Analyse hilft mir freilich nicht über meine Ratlosigkeit hinweg“, fährt die Grauhaarige fort. „Ich habe mich bereit erklärt, eine Volksvertreterin zu sein, und der Wählerwille hat mich dann dazu gemacht. Nun habe ich die Pflicht, zu liefern – mindestens einen kleinen Beitrag zu leisten, dass unsere Gesellschaft im Sinne des Mehrheitswillens geführt und gebessert wird. Aber ich fühle mich dabei überfordert. Ja, genau das ist mein Problem: Ich soll etwas leisten, wozu ich mich nicht im Stande sehe.“

„Sie kennen sich da natürlich besser aus als ich“, meldet sich Claudia wieder zu Wort, „aber ist es nicht so, dass Abgeordnete letztlich nur ihrem Gewissen verpflichtet sind? Wenn Sie also nach bestem Wissen und Gewissen Politik machen, haben Sie sich nichts vorzuwerfen. Schließlich sind Sie doch als mündige Person gewählt, nicht als Vollstreckerin eines wie auch immer gearteten Wählerwillens.“

„Da haben Sie natürlich recht. Es liegt mir auch fern, mich zum Sklaven irgendwelcher Mehrheitsmeinungen zu machen. Ich habe tatsächlich den Anspruch, in erster Linie auf mein eigenes Gewissen zu hören, zum Wohl des ganzen Volkes. Zumal ja der sogenannte Wählerwille eine sehr unscharfe Sache ist. Das zeigt sich heute in unserer pluralistischen Gesellschaft besonders deutlich, wo manchmal kaum noch eine gemeinsame Wertebasis zu erkennen ist. Den einen sind immer noch die Zehn Gebote wichtig, anderen die Menschenrechte, anderen ein elitäres Verständnis des Nationalstaats, anderen ein gleichmacherischer Internationalismus und wiederum vielen anderen einfach nur der eigene materielle Vorteil. Im Wahlverhalten erscheinen diese verschiedenen, teilweise gegensätzlichen Werte wie Karten in einem gut gemischten Spiel. Hinzu kommt, dass eine große Zahl von Wählenden auch noch äußerst wankelmütig ist. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich bin eine hundertprozentige Demokratin. Aber es ist doch wohl kein Geheimnis, dass sich die öffentliche Meinung mit List und Geld leicht manipulieren lässt. Wer sich gut in Szene setzen kann oder wer die Medien auf seine Seite bringt, der kann damit viele Wählerstimmen gewinnen. Böswillig könnte man behaupten: In der Demokratie herrscht nur scheinbar das Volk, in Wahrheit herrschen die listigsten Volksverführer! Aber das ist natürlich eine extreme und hoffentlich auch falsche Sicht von Demokratie.“

„Sie sagen ‚hoffentlich‘. Aber so ganz abwegig scheint Ihnen diese Sicht nicht zu sein, oder?“

„Da haben Sie leider recht. Ich kann nicht verdrängen, dass in der Vergangenheit Völker auf demokratischem Weg immer wieder den falschen Parteien und Personen zur Macht verholfen haben, die sich danach als schlechte Führer erwiesen, ja, die sogar die Demokratie abschafften und dann großes Leid über ihre Völker brachten. Darum befürchte ich, dass nach demokratischen Wahlen nicht immer die Besten an die Macht kommen, sondern oft nur diejenigen, die die Mehrheit am geschicktesten glauben machen, sie seien die Besten. Andererseits gibt es wohl keine Alternative zur Demokratie, also keine Staatsform, die von ihrer Struktur her besser funktioniert. Wie gesagt: Ich bin eine hundertprozentige Demokratin.“

Claudia wirft ein: „Ich höre da wieder eine gewisse Spannung heraus, mit der Sie sich abmühen.“

„Meinen Sie die Spannung zwischen dem Bejahen der Demokratie einerseits und einer gewissen Skepsis ihr gegenüber andererseits?“

„Ja, aber so schön wie Sie hätte ich das jetzt nicht formulieren können.“

„Ja, komisch, hier bei Ihnen wird mir manches klar. Ich habe bisher noch gar nicht gemerkt, dass ich ein innerlich zerrissener Mensch bin.“

„So extrem würde ich das nicht ausdrücken“, beschwichtigt Claudia. „Jeder Mensch steckt voller Widersprüche, das ist ganz normal. Nur dass einige Menschen stärker darunter leiden als andere.“

Die Abgeordnete nimmt wieder einen Schluck Wasser und schaut dann ihrer Beraterin nachdenklich in die Augen. „Sie meinen, ich sollte mir deswegen keine großen Sorgen machen, nicht wahr? Ich sollte einfach meinem Gewissen folgen und schauen, wo ich realistisch etwas zum Guten verändern kann, und sei es auch nur mit kleinen Drehungen an gewissen Stellschrauben? Ich sollte mich wirklich einfach auf das Machbare konzentrieren? Ach ja, das wäre schon was. Es geht ja in

der Politik letztlich nicht darum, große Träume zu verwirklichen oder irgendwelche Ideale durchzusetzen. Wenn die Menschen das Nötige zum Leben haben, wenn sie Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bildung und medizinische Versorgung haben, dann ist ja eigentlich schon ganz viel erreicht. Und dann ist es letztlich auch gar nicht so wichtig, welche Parteien gerade die Regierung bilden oder welche Fahne über dem Rathaus weht. Das Wohl und Wehe einer Gesellschaft hängt ja nur davon ab, in welchem Maße die Vernünftigen unter den Gewählten ihre Verantwortung erkennen und stark genug sind, um entsprechend zu handeln.“

Die Grauhaarige sieht jetzt viel entspannter aus als zu Beginn des Gesprächs. Sie atmet tief und sieht ihre Beraterin erwartungsvoll an.

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, dass Sie so offen mit mir gesprochen haben“, sagt Claudia. „Aber sagen Sie mir doch bitte, wie ich Ihnen nun weiterhelfen kann und was Sie von mir erwarten.“

„Sie brauchen mir nicht mehr weiterzuhelfen, Sie haben mir schon geholfen. Es hat einfach gut getan, mal mit jemandem zu reden, der selbst nicht im Politik-Betrieb drinsteckt und bei dem man sicher sein kann, dass alles vertraulich behandelt wird. Und mir ist dabei einiges klar geworden. Vielen Dank.“

„Sie wollen also nicht wiederkommen?“, vergewissert sich Claudia.

„Ich glaube nicht, dass das nötig ist. Falls ich doch das Bedürfnis habe, melde ich mich wieder bei Ihnen. Wir brauchen jetzt erstmal keinen neuen Termin auszumachen. Schicken Sie mir einfach Ihre Rechnung zu.“

Mit diesen Worten erhebt sich die Abgeordnete. Claudia steht ebenfalls auf, begleitet sie zur Wohnungstür und verabschiedet sie freundlich. „Sorgen Sie sich nicht um das Unvermeidliche und konzentrieren Sie sich auf das Machbare“, rät sie zum Schluss.

Bis zum nächsten Beratungsgespräch hat Claudia eine knappe Stunde Zeit. Sie versucht noch einmal, Ansgar anzurufen – wieder vergeblich. Er muss ein vielbeschäftigter Mann sein, dieser Ansgar. Spontan entschließt sich Claudia zu einer kleinen Jogging-Runde.

3.3

Christian Pinchowski hat bei der Versicherungsagentur angerufen und darf sofort zu einem Bewerbungsgespräch kommen. Ausnahmsweise hat er vor dem Verlassen der Wohnung noch einen Blick in den Spiegel geworfen und geprüft, ob er einigermaßen werbewirksam aussieht. Nun steht er vor einem kleinen Ladengeschäft, die Bewerbungsmappe in der Hand. Dass jetzt der Wind noch stärker bläst als am Morgen, stört ihn nicht, sondern beflügelt ihn eher. Christian fühlt sich voller Energie.

Ein Aufsteller vor der Ladentür zeigt ein entspannt lächelndes Ehepaar mittleren Alters. Darunter steht mit großen Buchstaben: „Gut drauf, gut dran, gut versichert!“

Christian tritt ein.

An einem Schreibtisch sitzt ein kleiner dicker Mann, etwa so alt wie Christian selbst. Mit der linken Hand hält er ein Smartphone ans Ohr. In der Rechten hat er einen imposanten Messing-Kugelschreiber und malt damit große Kreise in die Luft. Als Christian eintritt, weist ihm der Kugelschreiber einen bequemen Stuhl vor dem Schreibtisch zu. Dabei telefoniert der Dicke weiter.

„Ja ja, alles easy. – Ja, wird erledigt, schneller als Sie denken. – Nö nö, machen Sie sich mal keinen Kopp. – Okay, okay, ich kümmere mich drum. –“

Der Mann hinter dem Schreibtisch hat eine Stoppelfrisur. Er trägt ein langärmeliges weißes Hemd mit kunterbunter Krawatte. Der Bauch im Hemd wölbt sich so weit vor, dass man keinen Gürtel sieht.

„Na Sie wissen ja, im Moment ist die Personaldecke etwas dünn. – No problem, no problem. – Das kriegen wir hin, das garantiere ich Ihnen. Bleiben Sie entspannt! –“

In dem kleinen Laden gibt es außer dem Schreibtisch und ein paar Stühlen noch ein Tischchen mit Zeitschriften, ein wandfüllendes Regal voller Akten, eine mickerige Zimmerpalme und mehrere Werbeposter an den Wänden. Sie zeigen alle fröhliche Menschen. Die Texte bringen ihre Fröhlichkeit mit ihrem Versichertsein in Verbindung. Die junge Frau auf einem Bild sieht Ravonia ähnlich. Aber nein, Ravonia ist viel schöner, findet Christian.

Nachdem er sich gründlich umgesehen hat, legt Christian seine Bewerbungsmappe auf den Schreibtisch. Der Mann mit dem bunten Schlips legt den Kugelschreiber beiseite, zieht die Mappe zu sich heran und blättert flüchtig darin. Dann schließt er die Mappe wieder, nimmt erneut den Kugelschreiber und schwingt ihn mit großen Gesten in der Luft. Dabei telefoniert er immer weiter.

„Wie schon gesagt: Dont worry! – Ja ja ja ja, das wird ganz schnell vorgestern erledigt, ha! – Na dann tschüss.“

Der Dicke legt sein Smartphone auf den Tisch, nimmt den Kugelschreiber in die linke Hand und tippt mit der rechten noch ein bisschen auf dem Gerät herum. Dann wendet er sich Christian zu. „Sie sind der Mann, der hier bei mir tätig werden will?“

„Ja, ich bin Christian Pinchowski. Wir hatten vorhin telefoniert. Sind Sie Herr Hummel?“

„Der bin ich: Hummel wie die dicke Biene, ha! Sie interessieren sich also für die Versicherungsbranche?“

„Ich interessiere mich in erster Linie für einen Job“, antwortet Christian diplomatisch. „Ich traue mir aber zu, dass ich mich ins Versicherungswesen einarbeiten kann.“

„Ja klar, das kriegen Sie bestimmt hin“, ermutigt ihn Herr Hummel. „Wie sind Sie denn selbst so versichert?“

„Öm, ich wüsste jetzt nicht...“ stottert Christian verlegen herum. Beim Versicherungsmann plingt unterdessen das Smartphone.

Er bedient es mit ein paar routinierten Handgriffen und hakt gleichzeitig nach: „Na, Sie haben doch bestimmt irgendwelche Versicherungen, die Fahrzeughaftpflicht zum Beispiel.“

„Ich habe kein Fahrzeug“, erklärt Christian.

„Aber krankenversichert sind Sie?“

„Ja, natürlich.“

„Und sonst nichts?“

„Es ist mir in dieser Situation fast etwas peinlich, aber ich muss eingestehen, dass ich, abgesehen von der Krankenversicherung, nicht versichert bin“, gibt Christian zu. „Ich habe einfach noch nicht die Notwendigkeit gesehen und will außerdem sparsam sein.“

„Okay, okay, das kann man so machen“, geht Herr Hummel auf Christian ein und blickt dabei wieder etwas zerstreut auf sein Mobilfunkgerät. „Ich selbst habe auch nicht viele Versicherungen, ha!“

„Sie auch nicht?“, staunt Christian. „Als Versicherungsmann?“

„Nö“, bestätigt der Dicke. „So what? Sie haben ja im Prinzip recht, man kann auch ganz gut ohne Versicherungen leben. Aber eine Privathaftpflicht sollten Sie abschließen, die ist wichtig! Da können Sie sonst in Teufels Küche kommen. Ich kann Ihnen da ein interessantes Angebot machen...“

„Jetzt lieber nicht“, wehrt Christian ab, „jetzt brauche ich erstmal einen Job.“

„Ja ja, natürlich, natürlich. Ich gebe Ihnen mal kurz 'ne Job-Description: Als Außendienstmitarbeiter besuchen Sie potentielle Kunden, machen ihnen den Mund wässrig auf passende Versicherungen und schließen, wenn alles gut läuft, gleich die entsprechenden Verträge ab. Als Grundgehalt zahlen wir den Mindestlohn, aber Sie kriegen natürlich für jeden Abschluss noch eine fette Provision. Bei guter Performance können Sie sich bald einen coolen Wagen leisten, ha!“

Christian geht darauf nicht ein, sondern beteuert: „Wie gesagt, ich kann mich da einarbeiten, auch wenn ich bisher noch nicht so viel mit Versicherungen am Hut hatte. Ich habe unter anderem Mathematik studiert und kann gut mit Zahlen...“

„Glaub ich, glaub ich“, unterbricht Herr Hummel, „aber vergessen Sie die Mathematik. Die brauchen Sie hier nicht. Viel wichtiger ist die Psychologie, oder besser: das richtige Knowhow fürs Marketing. Unsere Produkte nennen sich zwar einfach Versicherungen, aber in Wirklichkeit verkaufen wir den Kunden das gute Gefühl, rundherum abgesichert zu sein.“

„Ich dachte, sie verkaufen Versicherungen, damit Menschen in Notlagen finanzielle Hilfe bekommen.“

Herrn Hummels Smartphone jingelt eine triviale Melodie, und er beginnt wieder, auf dem Display zu wischen und zu tippen. Dabei sagt er: „Natürlich, natürlich. Aber wissen Sie, im Schadensfall verhalten sich alle Versicherer ungefähr gleich, nämlich zögerlich und knauserig, ha! Bei uns ist das nicht anders. Das müssen wir auch so machen, sonst würden uns die Leute nach Strich und Faden betrügen. Aber der Schadensfall ist ja die Ausnahme, so wie beim Glücksspiel, wie bei einem Sechser im Lotto, verstehen Sie? Der alltägliche und dauerhafte Wert einer Versicherung zeigt sich nicht im Schadensfall, sondern im ent-

spannten Feeling, im Gefühl der Sorglosigkeit. Dont worry, be happy – das wollen wir den Leuten verkaufen, das ist die besondere Stärke unseres Unternehmens.“

Der Mann mit der Stoppelfrisur tippt eifrig weiter.

„Na ja, Glücksspiel“, überlegt Christian. „Es ist doch wohl eher ein Pechspiel. Wenn jemand von der Versicherung eine Gewinnsumme kriegte, dann hat er doch meistens Pech gehabt.“

„Pechspiel ist gut, ha! Aber vergessen Sie das einfach. Mit der Schadensregulierung werden Sie nichts zu tun haben, das macht alles die Schadensabteilung. Sie sollen Versicherungen verkaufen, Sie sollen sie den Leuten schmackhaft machen. Dazu brauchen Sie keine genaue Kenntnis der Schadensregulierung und auch keine Mathematik, dazu brauchen Sie nur ein gewinnendes Auftreten und ein bisschen Menschenkenntnis.“

„Aber wenn ich Verträge abschließen soll, muss ich doch Tarife ausrechnen und so.“

„Das macht alles der Computer.“ Während Herrn Hummels Rechte noch immer auf dem Smartphone tippt, legt die Linke den Kugelschreiber fort, fischt einen Tablet-PC aus der Schublade, legt ihn auf die Tischplatte und schaltet ihn ein. „Hier! Sie kriegen ein Firmen-Tablet gestellt, da ist alles drin. Die Daten kommen übers Internet. Sie brauchen sich nur durchs Eingabe-Menü zu klicken, und das Ding spuckt Ihnen Tarife und Geschäftsbedingungen aus, überhaupt alles, was Sie brauchen und was der Kunde wissen will. Für die Abschlüsse kriegen Sie dann noch einen kleinen Drucker ‚to go‘, der bereitet ihnen über Bluetooth die Dokumente vor. Der Kunde braucht nur noch zu unterschreiben. So what? Sie kümmern sich ums Verkaufen, den Rest macht die Software.“

„Aber ich muss doch über die verschiedenen Arten von Versicherungen Bescheid wissen.“

„No problem!“, sagt Herr Hummel, legt das Smartphone beiseite, tippt ein bisschen auf dem Tablet herum und dreht ihn dann zu Christian herüber. „Da haben Sie alle Sparten im Überblick: Auto, Gebäude, Gesundheit, Hausrat, Haftpflicht, Leben, Rechtsschutz, Reise, Rente und was es sonst noch so alles gibt.“

Christian betrachtet die bunten Quadrate mit den Symbolen für die jeweilige Versicherungsart.

„Und hier:“ – der Versicherungsmann tippt auf das grüne Haus-Symbol und öffnet damit ein Mosaik weiterer grüner Quadrate – „Da haben Sie alle Module von einer Sparte.“

Christian liest auf den Kacheln: „Feuer, Glasbruch, Leitungswasser, Schädlingsbefall, Sturm, Überschwemmung, Vandalismus...“

Der Dicke greift sich wieder seinen Kugelschreiber und spießt damit Löcher in die Luft, während er fortfährt: „Dieses Baukasten-Prinzip, das ist wie bei einem großen Buffet, da sind all die verschiedenen Module aufgetischt wie leckere Speisen – sozusagen Shrimps, Kroketten, Russische Eier, Ananas, Artischockenböden, Roastbeef, Lachs, Hühnerkeulen, Partybrötchen, Baumkuchen, Grießpudding und überhaupt alles, was das Herz begehrt. Sie müssen das dem Kunden nur schmackhaft machen, dann greift er gern zu und häuft sich hoffentlich recht viel auf seinen Teller. Und das macht er noch lieber, wenn Sie ihn auf unsre attraktiven Kombi-Rabatte hinweisen. Unsre Versicherungsmodule lassen sich nämlich frei kombinieren, da kann man allerlei sparen. Sie sollen mal sehen: Wenn die Leute dann abschließen, sind sie super zufrieden mit ihrem Teller, den sie eigenhändig vom Buffet gefüllt haben. Die Kunden bekommen von uns das gute Gefühl verkauft, für alle Bereiche ihres Lebens abgesichert zu sein, wie maßgeschneidert. Das macht gute Laune, das macht Spaß, ha!“

Das Handy jingelt wieder, und der Versicherungsverkäufer muss sich erneut seinem Gerät zuwenden. Nach einer halben Minute ist das Fern-

gespräch beendet, aber im Nachgang gibt es für Herrn Hummels Rechte noch allerlei zu tippen und zu wischen.

Christian fasst sich ein Herz und sagt: „Na ja, ich weiß nicht. Ich glaube nicht, dass ich irgendwem was aufschwätzen kann.“

„Von Aufschwätzen kann keine Rede sein. Sie sollen den Leuten zu ihrem Glück verhelfen! Was meinen Sie, wie viele Rückmeldungen ich von zufriedenen Kunden kriege. Diese Dankbarkeit! Die brauchen alle keinen Psychiater mehr, die werden mit Ihrer Hilfe auf einen Schlag alle Ängste los.“

Christian erwidert: „Trotzdem. Das muss ich mir alles erst nochmal gründlich durch den Kopf gehen lassen. Tut mir leid, aber ich kann meine Bewerbung im Moment nicht aufrecht erhalten.“

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Der Ball liegt jetzt bei Ihnen. Sie wissen ja nun ungefähr, was auf Sie zukommt in diesem Job. Wenn Sie sich entschließen – an mir solls nicht scheitern.“

Christian erhebt sich, nimmt die Bewerbungsmappe wieder an sich und verlässt nach kurzer Verabschiedung den Laden.

Draußen hat es angefangen zu regnen. Trotzdem beschließt Christian, zu Fuß nach Hause zu gehen, denn er braucht jetzt frische Luft. Er zieht sich die Kapuze über einen Kopf, in dem viele Nachgedanken zum soeben geführten Gespräch kreisen.

Irgendetwas ist faul mit diesem Geschäftsmodell, denkt er. Man kann den Leuten doch nicht mit einem Versicherungsvertrag ihre Sorgen abnehmen! Wenn jemand Zahnschmerzen kriegt, dann hat er die auch trotz einer Zahnersatz-Zusatzversicherung. Und ob diese Versicherung etwas taugt, stellt sich dann wirklich erst im sogenannten Schadensfall heraus. Nein, es ist nicht ehrlich, den Leuten auf diese Weise ein Rundum-Sorglos-Gefühl vermitteln zu wollen, das ist eine Illusion.

Andererseits: Auch wenn dieses Gefühl nur eine Illusion ist, so stellt es sich bei den Leuten doch offenbar wirklich ein, wenn es glaubwürdig rüberkommt. Warum sollte man das den Menschen nicht gönnen, wenn sie es denn haben wollen? Es wird ja niemand gezwungen. Wer sich dieses Rundum-versichert-Gefühl nicht kaufen möchte, braucht ja nichts zu unterschreiben.

Und geht es nicht auch in ganz vielen anderen Branchen um den Verkauf von Illusionen? Christian denkt an seine Zeit im Buchladen. Wenn da ein Kunde ein paar Stunden heitere, unbeschwerte Unterhaltung wünschte, empfahl er diesem einen entsprechenden Roman. Was ist so eine frei erfundene Geschichte anderes als eine Illusion? Mit Filmen ist es ebenso. Kauft man nicht mit jeder Kinokarte ein Stück Illusion und erhofft sich große Gefühle davon? Und erst die Musik! Manche Leute geben bestimmt mehr Geld für Konzertkarten aus als für Versicherungen.

Christian kommt an einem Sportplatz vorbei und hört den fröhlichen Lärm von Schülern, die da gerade trainieren und sich vom Regen nicht stören lassen. In gewisser Weise geht es auch beim Sport um schöne Gefühle, denkt Christian, und um Illusionen. Denn die Freude am Sport wird doch bei den meisten genährt von der Hoffnung auf Erfolg und Sieg. Der Sieg aber bleibt den Siegern vorbehalten. Für alle anderen ist der Sieg nur eine Illusion, ein zerplatzter Wunschtraum, bestenfalls verbunden mit einer Zukunftshoffnung. In gewisser Weise leben sogar die Sieger mit einer Illusion – zum Beispiel bei einer Fußball-WM: Eine Nationalmannschaft – eine einzige nur! – kämpft sich durchs Turnier und darf sich am Ende „Weltmeister“ nennen. So fühlen sie sich denn nicht nur wie Sieger in einem sportlichen Wettkampf, sondern wie „Meister der Welt“. Dabei haben sie bloß mit Beharrlichkeit, Können und viel Glück mehr Tore erzielt als die anderen Mannschaften, die nicht unbedingt schlechter Fußball spielen. Trotzdem fühlen sich die Weltmeister ihnen total überlegen. Und bei den Fans aus dem Weltmeisterland ist es ebenso: Auch sie sind ganz aus dem Häuschen und

fühlen sich mit ihrer gesamten Nation als „Meister der Welt“. Es ist ein nationales Überlegenheitsgefühl, das sich auch dann einstellt, wenn das Weltmeisterland im internationalen Vergleich ansonsten schlecht abschneidet – etwa im Hinblick auf Wirtschaftsleistung, Rechtsstaatlichkeit, kulturelle Errungenschaften, Bildung oder Sozialfürsorge.

Christian kommt an einer Litfasssäule vorbei. Da springt ihm ein Plakat ins Auge, das er eben bereits in Herrn Hummels Laden gesehen hat: eine Versicherungsreklame. Christian will weder der Versicherung im allgemeinen noch Herrn Hummel im besonderen unterstellen, dass sie die Leute betrügen wollen. Immerhin kann man doch davon ausgehen, dass die Versicherung im Schadensfall zahlt. Und dass das Glücksgefühl des Rundum-versichert-Seins nur ein Werbetrick ist, weiß der kritische Kunde ohnehin. Er weiß, dass Werbung üblicherweise mit Illusionen arbeitet. Insofern, denkt Christian, ist das Geschäftsmodell von Herrn Hummel nicht direkt unmoralisch.

Obwohl: Eine gewisse Unehrllichkeit steckt dennoch drin. Es geht Herrn Hummel ja wohl nicht in erster Linie darum, dass seine Kunden glücklichere Menschen werden. Es geht ihm letztlich darum, dass die Kunden möglichst viel Geld bei der Versicherung lassen und dass bei ihm persönlich auch recht viel davon hängen bleibt. Herrn Hummels Hauptinteresse ist wie bei jedem Geschäftsmann ein Beute-Interesse. Konkurrierende Unternehmen sind wie Raubtiere, die von verschiedenen Seiten demselben Rudel Beutetiere auflauern, ihrem „Markt“. Jeder möchte einen möglichst großen Marktanteil Beute für sich bekommen, wobei es dann später in der „Familie“ des Raubtiers (also unter den Teilhabern und Angestellten der Firma) noch weitere Verteilungskämpfe geben kann.

Christian kommt an einer Konditorei vorbei. Im Schaufenster locken Torten, Pralinen, Petit Fours und andere leckere Süßwaren. Christian muss an Herrn Hummels Vergleich mit dem Buffet denken. Ja, genau so ist das mit der Werbung: verführerisch leckere Köder bringen Kun-

den zu einer Kaufentscheidung, die sie sonst wohl nicht fällen würden. Und er, Christian, soll dem Raubtier Hummel helfen, auf Beutefang zu gehen....

Nö, denkt Christian, das ist nicht mein Ding. Sicher kann man sich das moralisch irgendwie zurechtbiegen, aber ein gutes Gewissen hätte er dabei trotzdem nicht. Er will lieber nach einer anderen Stelle Ausschau halten.

Die Konditorei und ihre leckeren Auslagen bringen Christian auf den Gedanken, dass er Ravonia übermorgen ein richtig gutes Frühstück spendieren möchte: Lattkes großes Schlemmerfrühstück. Der einzige Haken: Seine finanziellen Möglichkeiten geben das nicht her. Seine Bar-Reserven reichen gerade einmal für den Rest des Monats. Ein Schlemmerfrühstück für zwei Personen würde ihn insolvent machen, bevor neues Geld auf sein Konto käme. Und selbst wenn er heute oder morgen einen Job kriegte – einen Gehaltsvorschuss würde man ihm sicher nicht gleich geben.

Aber vielleicht könnte er irgendwie zusätzliches Geld auftreiben. Er wüsste da schon eine Möglichkeit: Er hat bereits vor Jahren ein System fürs Roulettespiel erdacht, bei dem man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gewinnt. Ausprobiert hat er es freilich nie, denn Glücksspiele sind ihm suspekt. Was wäre aber, wenn er mal eine Ausnahme machte, in die Spielbank ginge und mit seinem System die finanziellen Mittel für das Schlemmerfrühstück gewönne?

Natürlich könnte er auch versuchen, sich etwas Geld zu borgen. Aber an wen sollte er sich da wenden? Ihm fällt nur Frank ein, und den wollte er ja grundsätzlich nicht um Geld bitten. Andererseits: Wenn er jetzt zu ihm ginge und ihm einfach von seiner Situation erzählte, würde Frank vielleicht von sich aus ein Darlehen anbieten...

Christian will den kleinen Umweg in Kauf nehmen und steuert die Wohnung seines ehemaligen Pflegevaters an. Diesmal ist die Haustür

verschlossen, darum klingelt Christian bei „Bodenstein“ und wird gleich darauf mithilfe eines Türöffners eingelassen.

„Na, da lässt du dich ja schnell wieder blicken“, freut sich Frank. „Darf ich dir einen Kaffee anbieten? Ich habe mir gerade einen frischen gemacht.“

Christian nickt. Frank führt ihn in die Küche und zeigt dort stolz sein fertiges Müll-Karussell. Die drei verschiedenfarbigen Müllbehälter haben jeweils einen Viertelkreis als Grundriss und befinden sich normalerweise unter dem Eck-Segment der Arbeitsplatte, aber man kann die ganze Konstruktion so drehen, dass der gerade benötigte Behälter aus der Ecke herausragt. Es gibt dabei sogar eine Rastung und einen automatischen Deckel-Mechanismus. Christian ist beeindruckt.

Frank drückt Christian eine Thermoskanne in die Hand und nimmt selbst zwei Kaffeebottiche. Dann gehen sie ins Wohnzimmer und nehmen am Couchtisch in zwei alten Sesseln Platz. Christian muss daran denken, wie oft er hier früher mit Frank und Ilse saß – als das noch sein Zuhause war.

„Nun erzähl mal, Christian, wie ist es denn vorgestern gelaufen?“, fragt Frank, während er Kaffee einschenkt.

„Meinst du mit der Entschuldigung?“, vergewissert sich Christian.

„Genau das meine ich“, bestätigt Frank.

Christian nimmt einen Schluck aus seinem Bottich und berichtet dann von seinem Krankenbesuch. Er schließt mit den Worten: „Ich bin dir sehr dankbar, Frank, dass du mir den Tipp mit der Entschuldigung gegeben hast. So bin ich mein schlechtes Gewissen losgeworden und habe außerdem noch eine sehr nette Frau kennengelernt. Sie ist übrigens gestern schon wieder aus dem Krankenhaus entlassen worden. Wir wollen uns übermorgen bei Lattke zum Frühstück treffen.“

Frank bemerkt ein Strahlen, das bei den letzten Worten über Christians Gesicht geht, kommentiert es aber nicht.

„Ich möchte Ravonia gern zum großen Schlemmerfrühstück einladen“, ergänzt Christian.

„Bist du denn so gut bei Kasse?“, wundert sich Frank.

„Eigentlich nicht“, gibt Christian zu, nimmt einen Schluck Kaffee und schaut aus dem Fenster. Aber wieder sagt Frank nichts und wendet sich ebenfalls seinem Bottich zu.

„Warst Du eigentlich schon mal in einer Spielbank?“, fragt Christian.

„Nein, nie. Da würde ich auch nicht hingehen.“

„Warum nicht?“

Der Pflegevater erklärt: „Als Ilse noch lebte, hatte sie einen klaren Standpunkt: Glücksspiel geschieht aus Habgier, und Habgier ist eines der Hauptprobleme in der Welt.“

„Geschäftsleute handeln doch auch oft aus Habgier“, wendet Christian ein. „Trotzdem würde deswegen wohl niemand behaupten, am Geschäftsleben teilzunehmen wäre unmoralisch. Vielleicht sind viele Glücksspieler gar nicht habgierig, sondern spielen nur aus Spaß.“

„Mag sein“, gibt Frank zu. „Aber bedenke, dass das Glücksspiel ein großes Suchtpotenzial hat. Unzählige Menschen haben sich damit in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten gebracht. Und überhaupt: Anders als im Geschäftsleben will der Spieler ohne Gegenleistung das Geld fremder Leute bekommen, die ihm das eigentlich gar nicht geben wollen. Das ist doch fast Diebstahl.“

Christian ist nicht einverstanden: „Niemand ist gezwungen, an einem Glücksspiel teilzunehmen. Wenn er es trotzdem tut, dann ist er doch grundsätzlich damit einverstanden, dass möglicherweise andere Leute sein Geld bekommen.“

Frank sieht seinen ehemaligen Pflegesohn durchdringend an und fragt dann: „Gehst du denn manchmal zur Spielbank?“

„Nein“, antwortet Christian, „ich war noch nie in einer. Aber ich würde es gern mal ausprobieren, nur so, aus Neugier. Ich habe mir nämlich ein System fürs Roulettespiel überlegt, bei dem man immer gewinnt, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Da würde ich gern mal testen, ob es funktioniert.“

„Da bin ich aber skeptisch“, meint Frank. „Solche Systeme haben meistens einen Haken. Wenn es wirklich eins mit Gewinn-Garantie gäbe, dann hätten das schon längst einige Leute als Einnahmequelle entdeckt, und das Roulettespiel würde sich für die Spielbank nicht mehr lohnen.“

„Na ja“, wendet Christian ein, „garantieren kann mein System einen Gewinn auch nicht, aber es kann ihn sehr wahrscheinlich machen. Nehmen wir an, jemand setzt beim Roulette auf eine der 36 Zahlen, dann ist seine Gewinnchance nur 1 zu 36.“

„1 zu 37“, verbessert Frank. „Du darfst die Null nicht vergessen.“

„Schön, 1 zu 37. Da ist es ziemlich unwahrscheinlich, dass genau diese Zahl kommt und er etwas gewinnt. Bei meinem System dagegen wird die Wahrscheinlichkeit, nicht zu gewinnen, auf ein Minimum reduziert. Der Gewinn ist dabei zwar nicht groß, aber er ist so gut wie sicher.“

„Und wie soll das gehen?“

Jetzt ist Christian in seinem Element. Er erklärt: „Ich setze auf das mittlere und das obere Dutzend je einen Euro. Wenn eine Zahl über 12 kommt, kriege ich in jedem Fall drei Euro als Gewinn für einen der beiden gesetzten Euros. Ich habe dann per Saldo einen Euro gewonnen, mit einer Gewinnchance von 24 zu 36 beziehungsweise von zwei zu drei.“

„Nicht ganz“, korrigiert Frank. „Du hast wieder die Null vergessen. Deine Gewinnchance ist nur 24 zu 37, also nicht ganz zwei zu drei, und deine Chance zu verlieren ist größer als ein Drittel.“

„Das macht nichts“, fährt Christian fort. „Sollte wirklich eine Zahl zwischen 0 und 12 kommen, dann setze ich beim nächsten Spiel den dreifachen Einsatz, also je drei Euro auf die oberen beiden Dutzend. Wenn eine entsprechende Zahl kommt, erhalte ich neun Euro Gewinn. Eingesetzt habe ich zweimal drei plus zweimal ein Euro, insgesamt acht Euro, also habe ich immer noch einen Euro gewonnen.“

„Und wenn zweimal hintereinander eine Zahl zwischen 0 und 12 kommt?“

„Das Risiko ist ziemlich klein, nur eins zu drei hoch zwei, also eins zu neun – abgesehen von der Null. Aber selbst wenn das geschieht, habe ich noch nicht verloren. Ich kann nämlich wieder meinen Einsatz verdreifachen und jetzt zweimal neun Euro setzen – oder vielleicht besser gleich zweimal zehn Euro, das lässt sich leichter handhaben. Wenn jetzt endlich eine Zahl über 12 kommt, dann kriege ich dreißig Euro ausgezahlt, mein bisheriger Gesamt-Einsatz war aber nur 28 Euro. Ich habe dann sogar zwei Euro gewonnen.“

„Hm, das ist gar nicht dumm“, gibt Frank zu. „Das Risiko, dass es dreimal nicht klappt, ist ziemlich klein: eins zu drei hoch drei oder eins zu 27. Aber trotzdem kann es durchaus passieren, dass dreimal hintereinander eine Zahl aus dem unteren Dutzend kommt.“

„Ich kann immer weitermachen“, erläutert Christian eifrig. „Ich kann dann wieder verdreifachen und zweimal dreißig Euro setzen, und dann wieder zweimal – sagen wir hundert Euro. Wenn dann beim fünften Mal eine Zahl über zwölf kommt, dann kriege ich 300 Euro ausgezahlt, habe aber vorher nur insgesamt 288 Euro eingesetzt. Mein Netto-Gewinn beträgt dann nach dem fünften Spiel 12 Euro. Und falls wieder keine Zahl über 12 kommt, kann ich mit dem System theoretisch

beliebig lange fortfahren und jedesmal meinen Einsatz verdreifachen – so lange, bis eine Zahl zwischen 13 und 36 kommt. Ich habe dann in jedem Fall etwas gewonnen und kann danach wieder von vorn anfangen, mit zweimal einem Euro als Einsatz.“

„Du sagst ‚theoretisch‘“, nimmt Frank den Gedankengang auf. „In der Praxis werden dann aber bald riesige Einsätze nötig, um eine längere Serie niedriger Zahlen zu überstehen – so riesig, dass du dann nicht mehr genug Chips zur Verfügung hast. Abgesehen davon bin ich mir ziemlich sicher, dass die Spielbank auch ein Limit für die Höhe der Einsätze hat.“

„Da hast du wahrscheinlich recht“, gibt Christian zu. „Deshalb habe ich auch nur gesagt, dass mein System mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit funktioniert. Wenn natürlich sechs-, sieben- oder achtmal hintereinander keine Zahl zwischen 13 und 36 kommt, dann hat man den gesamten Einsatz verloren.“

„Und du willst das wirklich mal ausprobieren?“, fragt Frank.

„Schon möglich“, erwidert Christian ausweichend.

„Na ja, du bist ein erwachsener Mensch und musst wissen, was du tust. Ich jedenfalls würde nie in eine Spielbank gehen.“

Die beiden reden noch eine Weile über dies und das. Als Christians Kaffeebottich leer ist, verabschiedet er sich. Frank schaut ihm noch eine Weile aus dem Fenster nach, wie er sich im Nieselregen entfernt. Nach ein paar Minuten nähert sich von der anderen Seite eine Joggerin.

3.4

Claudia Papenburg joggt im Regen. Sie wählt heute eine etwas andere Route, die dort vorbeiführt, wo Christian früher wohnte. Vielleicht wohnt er ja immer noch da.

Claudia erkennt das Mehrfamilienhaus gleich wieder. Ein Fenster im Erdgeschoss steht offen. Ein Mann schaut heraus. Claudia nähert sich der Haustür und liest die Namen auf den Klingelschildern: Herms, Grünberg-Achtan, Hoffmann, Schröder, Bodenstein – nein, Pinchowski ist da nicht zu finden, also wohnt Christian nicht mehr hier. Claudia joggt weiter. Der Mann am Fenster schaut ihr nach. Die Joggerin kommt ihm irgendwie bekannt vor.

Zu Hause zieht Claudia ihren durchnässten Sportanzug aus, geht kurz unter die Dusche und macht sich dann für das nächste Klientengespräch fertig. Helene Schnippkoweit steht auf dem Plan. Die kommt immer mindestens fünf Minuten zu spät. Helene ist eine depressive Germanistik-Studentin mit Tendenz zur Magersucht. Claudia weiß, dass ein anstrengendes Gespräch bevorsteht.

Es klingelt, und Claudia öffnet mit ihrem bewährten Lächeln. „Kommen Sie rein, Sie wissen ja, wo es lang geht.“ Eine unscheinbare junge Frau mit hängenden Schultern betritt die Wohnung, murmelt einen Gruß und begibt sich sogleich ins Sprechzimmer. Sie hat mittellanges blondes Haar, trägt eine Hornbrille und ist in gedeckte Grüntöne gekleidet. Ihre Backenknochen treten hervor, und ihre wässrig-blauen Augen liegen tief in den Höhlen.

Claudia stellt der Studentin ein Glas Wasser hin und nimmt ihr gegenüber Platz. „Wie fühlen Sie sich heute?“, fragt sie.

„Schlecht“, antwortet Helene Schnippkoweit. Claudia hat das gleich beim Öffnen der Tür von ihrem Gesicht abgelesen, aber sie will es von der Klientin selbst hören.

Nach einer längeren Pause fährt Helene fort: „Der Regen zieht mich seelisch runter. Das Studium macht keinen Spaß mehr. Früher habe ich gern viel gelesen, aber dazu habe ich jetzt auch keine Lust.“

„Vielleicht sollten Sie mal was Schönes unternehmen“, schlägt Claudia vor, „am besten mit ein paar Freundinnen.“

„Ach, ich habe gar keine richtigen Freundinnen“, erwidert die Studentin. „Natürlich kenne ich ein paar Mitstudierende, aber das sind nur oberflächliche Bekanntschaften. Eigentlich habe ich zu niemandem ein so enges Verhältnis, dass man es eine Freundschaft nennen kann.“

„Mh. Dann schlage ich vor, dass wir jetzt mal ein kleines Gedankenexperiment machen, verbunden mit einer praktischen Übung.“

„Ein Gedankenexperiment?“

„Jawohl. Kommen Sie doch bitte mal mit in den Flur.“

Claudia geht voraus, stellt sich im Flur der Studentin gegenüber auf und sagt: „Schauen Sie mir in die Augen. Ja – aber nicht gleich wieder ausweichen! So. Und nun stellen Sie sich vor, Sie hätten eine beste Freundin, mit der Sie gern zusammen sind und alles besprechen können, was Sie auf dem Herzen haben. Und mit der Sie auch mal laut lachen können, und shoppen gehen. Stellen Sie sich das mal ganz intensiv vor!“

Helene Schnippkoweit blickt verwundert, erhebt aber keine Einwände.

Claudia spricht weiter: „Jetzt stellen Sie sich vor, dass Sie sich mit dieser Freundin irgendwo treffen. Sie haben sich verabredet, um gemeinsam irgendwas Schönes zu unternehmen. Sie freuen sich auf das Treffen. Und da sehen Sie auch schon Ihre beste Freundin kommen und

gehen auf sie zu. Stellen Sie sich das alles ganz intensiv vor! Ihre Haltung strafft sich, Ihre Augen strahlen, Sie lächeln. Und nun wenden Sie sich bitte nach links und gehen den Flur entlang, so als ob Sie Ihrer Freundin entgegengehen.“

Helene tut es und ist überrascht. Da kommt tatsächlich eine strahlende junge Frau auf sie zu. Erst einen Augenblick später merkt sie, dass am Ende des Flurs ein großer Spiegel angebracht ist und dass sie sich gerade selbst entgegenkommt.

„Ach“, ruft sie überrascht aus, „das bin ja ich! So habe ich mich noch nie im Spiegel gesehen.“

„Das kann schon sein“, bestätigt Claudia. „Wenn Sie sonst in einen Spiegel blicken, dann wahrscheinlich immer sorgenvoll mit der Frage: Wie sehe ich heute aus? Dann ist es kein Wunder, wenn Sie mit sich nicht zufrieden sind. Das ändert sich in dem Augenblick, wo Sie sich selbst nicht mehr sorgenvoll begegnen, sondern freundlich lächelnd.“

Claudia führt Helene wieder ins Sprechzimmer und rät ihr: „Versuchen Sie, ihre eigene Freundin zu werden. Wenn es Ihnen gelingt, sich selbst wie eine beste Freundin zu mögen, dann werden Sie auch auf andere Leute einen besseren Eindruck machen und Freundinnen gewinnen – vielleicht auch einen guten Freund.“

Claudia scheint der Moment günstig zu sein, dieses heikle Thema anzusprechen. Sie weiß, dass Helene keinen festen Partner hat, obwohl sie sich danach sehnt. Das „Gedankenexperiment“ scheint ihrer Klientin gut getan zu haben, da ist sie jetzt vielleicht bereit, über ihre diesbezüglichen Gefühle zu sprechen.

„Einen guten Freund –“, echot Helene. „Aber mich mag ja keiner. Ich bin nun mal unattraktiv, da kann man nichts machen.“

„Da kann man sehr wohl was machen“, widerspricht Claudia. „Haben Sie denn schon wieder vergessen, wie Sie sich eben selbst als Spiegel-

bild entgegengekommen sind? Das war doch schon mal ein guter Anfang. Stellen Sie sich vor, dass Sie dazu noch eine schöne Frisur haben, etwas Makeup, schicke Kleidung – “

„Ach, das ist doch alles teuer, das kann ich mir nicht leisten“, unterbricht die Studentin.

„Nicht unbedingt. Gehen Sie doch mal in einen Second-Hand-Laden, da werden Sie staunen, wie günstig Sie an wirklich hochwertige und attraktive Kleidung kommen. Es muss ja nicht immer die neuste Mode sein.“

„Ich weiß nicht“, erwidert Helene. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass man plötzlich jemanden beeindruckt, nur weil man sich ein bisschen aufbrezelt. Jedenfalls nicht die Art von Männern, die einen wirklich interessieren.“

„Sie sind da zu pessimistisch. Alle Männer werden auf Frauen aufmerksam, die lächeln, attraktiv aussehen und gut riechen. Lächeln kostet nix, attraktiv aussehen und gut riechen kostet auch nicht die Welt, das kann sich auch eine Studentin leisten.“

Claudia hält sich innerlich ein Warnschild hoch: Achtung! Pass auf, dass du nicht wieder deine professionelle Neutralität verlässt! Du bist Therapeutin, keine Stilberaterin! So beschränkt sie sich in den nächsten Minuten auf aktives Zuhören.

Helene Schnippkoweit hat sich Claudias Rat interessiert angehört, äußert aber wieder eine ganze Reihe von Bedenken. Überhaupt gerät sie erneut in das Fahrwasser negativer Gedanken: Nichts mache ihr Freude, niemand interessiere sich für sie, und das Studium der Germanistik, das sie einmal mit großem Interesse begonnen hatte, bringe ihr auch nichts mehr.

Claudia fragt, ob es denn nicht irgendetwas gäbe, was sie doch ein wenig interessiert. Helene zögert einen Moment und sagt dann: „Na ja,

ich mach da gerade so ein Seminar in Mediävistik über höfische Lyrik...“

„Was ist denn das?“

„Da geht es um Gedichte, die im Mittelalter von Adligen gemacht wurden.“

„Und das ist besonders interessant für Sie?“

„Ja, der Dozent ist einfach fantastisch“, sagt die Studentin, und dabei strahlt ihr Gesicht kurz auf. Claudia bemerkt es, und sofort wird ihr einiges klar: Natürlich, Helene ist in diesen Dozenten verliebt, fühlt sich aber nicht beachtet von ihm.

„Ich kann Ihnen ein Bild von ihm zeigen“, meint die Studentin eifrig und zieht ihr Smartphone aus der Tasche.

„Nein, lassen sie das Ding nur stecken“, greift Claudia ein. „Ich möchte kein Bild von ihm sehen. Ich möchte lieber, dass Sie mir von ihm erzählen, und dabei möchte ich Ihr Gesicht anschauen, weil ihre Augen dabei strahlen.“

Durch behutsame Fragen bringt die Therapeutin Helene Schnippkoweit dazu, ihren Dozenten zu beschreiben und dabei ihre Gefühle in Worte zu kleiden. Aber immer wieder schlägt dabei der Pessimismus durch.

„Wissen Sie“, erklärt Helene, „da nützen all ihre Ratschläge für ein attraktives Äußeres nichts. Dieser Mann lässt sich nicht von äußerer Schönheit blenden, sondern ist ganz auf geistige Schönheit fixiert, auf den Wohlklang der Sprache, auf die Klarheit der Gedanken, auf die Originalität von Metaphern und so weiter.“

„Dann zeigen Sie ihm doch Ihre innere Schönheit“, schlägt Claudia vor. „Zeigen sie nicht nur ihre äußere Attraktivität, sondern die innere, dann wird er sich für Sie interessieren.“

„Und wie soll das gehen?“, fragt Helene skeptisch.

„Es ist doch so mit den Männern“, erklärt Claudia. „Durch das Äußere werden sie auf eine Frau aufmerksam, aber wenn sie sich dann noch bei einer Unterhaltung von ihrer inneren Attraktivität angesprochen fühlen, dann sind sie total begeistert.“

„Und wie soll das gehen?“, fragt Helene noch einmal.

„Das kommt natürlich darauf an, was für ein Mensch er ist. Da gibt es die Erfolgs-Männer wie zum Beispiel Geschäftsleute oder Sportler. Die wollen bewundert werden für ihre Erfolge. Die innere Attraktivität besteht dann nicht darin, dass die Frau sich selbst in einem möglichst günstigen Licht darstellt, sondern dass sie ihre Bewunderung für den Mann zum Ausdruck bringt.“

„Das würde mein Dozent sofort als billige Anmache durchschauen“, wendet die Studentin ein.

„Da haben Sie wahrscheinlich Recht“, gibt Claudia zu. „Ihr Dozent ist wohl nicht der typische Erfolgs-Mann. Er ist wohl eher ein Intellektueller. Für einen Intellektuellen ist jemand attraktiv, der sich für sein Lieblings-Wissensgebiet interessiert. Wenn eine attraktive Frau ihm dazu verständnisvolle Fragen stellt, dann wird er glücklich sein, darauf ausführlich antworten zu können. Die Fragen dürfen allerdings nicht zu hochtrabend sein, denn der Intellektuelle ist immer ein bisschen stolz auf seinen Wissensvorsprung.“

„Aber wenn ich nun selbst auch viel von dem Wissensgebiet verstehe?“

„Dann stellen Sie sich eben ein wenig dümmer, als Sie sind“, rät Claudia. „Sie können das, Sie sind doch intelligent. Sehen Sie, es ist doch so: Ein dummer Mensch kann nicht so tun, als ob er klug ist, das würde ihm niemand glauben. Aber ein kluger Mensch kann so tun, als ob er dumm ist, oder jedenfalls nicht ganz so schlau. Manchmal ist das hilfreich im Leben.“

Als die Gesprächszeit abgelaufen und die Studentin wieder fort ist, sagt Claudia zu sich selbst: Du hast es gerade nötig, jungen Frauen Tipps zum Anbaggern zu geben, du als eingefleischte Junggesellin! Dann wird ihr bewusst, dass Helene Schnippkoweit es in gewisser Hinsicht leichter hat als sie: Die Studentin sieht ihren Dozenten jede Woche im Seminar, Claudia selbst aber hat im Moment überhaupt nicht die Chance, Christian irgendwelche „innere Attraktivität“ zu zeigen, weil sie nicht einmal weiß, wie sie ihn erreichen kann.

Claudia versucht es noch einmal mit einem Anruf bei Ansgar. Für eine Weile meldet sich niemand, und sie denkt: Wieder vergeblich! Aber dann ist eine Angestellte der Möbelfirma am Apparat und teilt Claudia mit, dass der Juniorchef jetzt zu sprechen sei. Claudia wird verbunden und erkennt sofort Ansgars Stimme wieder.

„Hallo“, sagt sie, „hier ist Claudia Papenburg. Wir haben zusammen Abitur gemacht, vielleicht Erinnerst du dich an mich.“

„Ja, natürlich“, antwortet Ansgar. „Aber das ist ja nun schon lange her. Worum gehts denn?“

„Ja, das ist so: Damals war doch der Christian auf unserer Schule, den kennst du doch auch. Ich bräuchte von ihm eine Telefonnummer oder E-Mail-Adresse oder Wohnanschrift. Vielleicht hast Du ja noch Kontakt zu ihm und kannst mir weiterhelfen?“

„Zu Christian? Ach so, ja, Christian! Nein, von dem habe ich schon lange nichts mehr gehört und habe auch keine Kontaktdaten. Aber warte – vielleicht weiß Carmen was, mit der war er mal zusammen und ist es vielleicht immer noch.“

„Wer ist denn Carmen?“, fragt Claudia mit einer Spur von Enttäuschung in der Stimme.

„Ach so“, antwortet Ansgar, „die kannst du ja nicht kennen, die war nicht auf unserer Schule.“

„Hast du denn von der eine Telefonnummer oder so, dass ich mich da erkundigen kann?“

„Nein. Aber ich weiß, wo du sie finden kannst: Sie arbeitet im Club ‚Trick 17‘ an der Bar, das ist diese Spielekneipe, weißt du?“

„Trick 17?“, überlegt Claudia. „Nie gehört. Wo ist denn das?“

Ansgar beschreibt ihr, wo dieses Lokal liegt. Dann hängt er noch ein paar Sätze Smalltalk an, und dann verabschieden sie sich.

Seltsam, denkt Claudia, der Christian und eine Bardame? Das kann sie sich überhaupt nicht vorstellen.

3.5

Christian kommt durchnässt nach Hause. Er hätte sich wasserdichte Schuhe anziehen sollen, dann hätte er jetzt keine nassen Füße. Außerdem tut sein Kopf wieder weh.

Christians äußerer Zustand passt zu seinem inneren Befinden. Er ist enttäuscht. Er ärgert sich, dass es wieder nichts geworden ist mit einer Anstellung. Und er findet es schade, dass Frank ihm kein Darlehen angeboten hat. Außerdem hat Frank ihm Zweifel in den Kopf gesetzt, ob das mit der Spielbank eine gute Idee ist.

Christian nimmt eine Kopfschmerztablette und legt sich ins Bett, kann aber lange nicht einschlafen. Ruhelos wälzt er sich hin und her. Merkwürdige Gedanken wabern in seinem Gehirn herum. Er kommt sich vor wie jemand, der fortwährend über seine eigenen Füße stolpert und auf die Nase fällt. Ja, da liegt er nun – und hat Angst, dass seine vagen Hoffnungen im Blick auf Ravonia schnell zerplatzen könnten. Enttäuscht ist er auch über seine Einblicke ins Versicherungswesen: Das ursprünglich gute Solidaritätsprinzip von Versicherungsgesellschaften

hat sich offenbar in ein rein profitorientiertes Geschäftsmodell verwandelt, bei dem mit fragwürdigen Illusionen gehandelt wird. Handelt es sich nicht bei ganz vielen Dingen in der Welt um gute Ideen, die irgendwann zu Bruch gehen? Und überhaupt: zu Bruch gegangen wie eine kostbare Vase ist die ganze Welt. Jawohl, sie ist ein Scherbenhaufen. Böses findet sich zuhauf, weil es sich immer wieder gegen das Gute durchsetzt, ohne Sinn und Verstand. Den Sinn des Lebens können nicht einmal Christen verstehen: Sie wissen zwar, dass Gott handelt, begreifen aber oft nicht, warum er gerade so handelt, wie er handelt. Handelt Herr Hummel von der Versicherungsagentur nicht unredlich, ja geradezu unmoralisch, wenn er so tut, als sei er für seine Kunden ein Glücksbote, ein wahrer Freund? Einen Freund hat Ravonia wahrscheinlich schon, vielleicht ein Musiker, der regelmäßig mit ihr zusammen spielt. Spielt man wirklich mit minimalem Risiko Roulette, wenn man das System der oberen beiden Dutzend beherzt? Christian hat nicht genug Bargeld, um den Einsatz so oft hintereinander zu verdreifachen, wie er es Frank vorgerechnet hat. Er hat keine hundert Euro mehr, und das Geld benötigt er eigentlich dringend für die regulären Ausgaben bis zum Monatsende. Als Einsatz würde das gerade mal für drei Verdreifachungen reichen, also für vier Spiele. Reich ist Christian wirklich nicht, auch nicht an guten Worten und Taten. In seinem Herzen sieht es finster aus.

Schließlich schläft Christian ein. Als er wieder aufwacht, geht es ihm besser. Die Kopfschmerzen sind weg, und die trüben Gedanken auch.

Die Welt mag ein Scherbenhaufen sein, denkt er, aber die Scherben zeugen davon, dass ein großer Künstler das einstmals heile Gefäß gemacht hat. Für das Problem des Bösen findet der Mensch zwar keine Lösung, aber er findet *Erlösung* im Vertrauen auf Jesus Christus. Zwar kennt niemand den ultimativen Sinn des Lebens, aber Christen kennen einen, der ihn kennt, und damit kann man sich zufrieden geben. Sinn-suche ohne Jesus – das wäre freilich so, wie wenn jemand ohne Geld einkaufen wollte. Und wenn es im eigenen Herzen manchmal auch

finster aussieht, was macht das schon? Man braucht sich ja nicht darum zu sorgen, wie es im eigenen Herzen aussieht, wenn man weiß, wie es in Gottes Herzen aussieht, das bis zum Bersten gefüllt ist mit Liebe zu den Menschen. Und wenn man manchmal das Gefühl hat, am Boden zu liegen, was macht das schon? Wer am Boden liegt, kann wenigstens nicht mehr hinfallen – aber er kann wieder aufstehen!

Mit diesen erfrischenden Gedanken erhebt sich Christian und beginnt, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Wenn man sich angewöhnen könnte, nur Gutes zu denken, dann bräuchte man sich über andere Menschen eigentlich nicht zu ärgern, auch nicht über Herrn Hummel. Zwar verhalten sich manche Leute geradezu unerträglich, aber man kann sie ertragen, wenn man sie liebevoll durch Gottes Brille betrachtet. Bei manchen fällt einem das natürlich schwerer, bei anderen leichter – bei Ravonia zum Beispiel. Wahrscheinlich hat sie doch keinen Freund. Hätte sie Christian denn heute früh angerufen, wenn sie sich nicht wenigstens ein bisschen für ihn interessieren würde?

Aber da ist noch das Problem mit dem Schlemmerfrühstück. Christian ist jetzt zuversichtlich, dass er die nötigen finanziellen Mittel beim Roulettespiel gewinnen kann mit seinem genialen System. Bei einem ungefähren Durchschnittsgewinn von 60 Cent pro Spiel müssten dreißig bis vierzig Spiele reichen, um das Schlemmerfrühstück finanziell verkraften zu können. Das muss doch an einem Abend zu schaffen sein! Und auch wenn er nur den Einsatz für maximal vier Spiele zur Verfügung hat, so würde er doch erst bei einer Serie von vier Verlustspielen scheitern. Dass so eine Serie wirklich kommt, hat nur eine Wahrscheinlichkeit von eins zu drei hoch vier, also von 1 zu 81 (abgesehen von der Null). Das bedeutet: Von etwa 80 Spielen führt statistisch gesehen nur eins zu so einem Desaster. Mit einem bisschen Glück wird das ja nicht ausgerechnet heute abend eintreten. Christian beschließt: Er wird die Spielbank besuchen. Sein Gewissen hinsichtlich

Franks Bedenken beruhigt er damit, dass es sich dabei gewissermaßen um einen einmaligen mathematischen Feldversuch handelt.

Unter solchen Gedanken marschiert Christian in seinem Dachstübchen auf und ab. Plötzlich fällt sein Blick auf den Schreibtisch: Da liegt ja ein Zettel mit zwei Telefonnummern! Mit der ersten hat er heute Vormittag Herrn Hummel angerufen. Und die zweite? Ja, richtig, das ist dieses geheimnisvolle Stellenangebot für einen Privatsekretär. Da will er sich gleich mal melden.

Nachdem er die Nummer gewählt hat, hört er eine Damenstimme „Ja bitte“ sagen. Er räuspert sich. „Ich habe in der Zeitung ihr Stellenangebot gesehen. Ich möchte mich gern bewerben. Sie brauchen einen Privatsekretär?“

Die Dame lacht. „Ich? Ne, ich nicht. Ich bin nur die Haushälterin. Aber die gnädige Frau sucht jemand.“

„Die gnädige Frau?“

„Ja, die Gräfin von Beventhien, bei der ich angestellt bin.“

Eine Gräfin mit Haushälterin, so etwas gibt es also immer noch, denkt Christian. Dann sagt er: „Ich kann mich jederzeit vorstellen kommen oder auch eine schriftliche Bewerbung schicken.“

„Was soll die Gräfin mit ’nem Haufen Papier, wo sie noch keinen Privatsekretär hat? Ne, kommen Sie mal lieber persönlich vorbei.“

„Heute noch?“

„Meinetwegen heute noch, aber erst so in ein bis zwei Stunden, dann passt es.“

Christian sagt zu und erkundigt sich nach der Adresse. Die Gräfin wohnt in Dahlem, da wird er sowieso eine Weile mit U-Bahn und Bus unterwegs sein.

Christian ist wieder bester Laune. Er hat das Gefühl, dass es sich um eine angenehme Stelle handeln wird, abwechslungsreich, und vielleicht auch gut bezahlt. Privatsekretär bei einer Gräfin – das traut er sich zu, dazu hat er auch Lust.

Neunzig Minuten später steht Christian vor einer Jugendstil-Villa mit gepflegtem Vorgarten in einer Dahlemer Nebenstraße. Das zweigeschossige Haus sieht aus wie eine Kreuzung aus Ritterburg, Landhaus und Märchenschloss. Ein hoher schmiedeeiserner Zaun trennt Christian noch von dem Anwesen. An einem steinernen Pfeiler bei der Pforte befindet sich ein großer Klingelknopf, der in der Mitte einer lotrecht in das Mauerwerk eingelassenen Messingschale ruht. Christian bemerkt, dass es hier kein Namensschild gibt – echt vornehm! Hoffentlich irrt er sich nicht in der Hausnummer.

Christian drückt auf den Messingknopf, und gleich darauf ertönt ein Summer an der Pforte. Christian geht an kugel- und kegelförmig geschnittenen Büschen vorbei auf die Haustür zu. Die hat sich inzwischen geöffnet, und eine ältere Frau erwartet ihn mit breitem Grinsen. „Ich bin die Haushälterin, wir haben telefoniert!“, ruft sie ihm fröhlich entgegen. Christian grüßt höflich, und die Dame führt ihn ins Haus.

Drinnen nimmt er ein schwaches Lavendel-Aroma wahr. In der Diele grüßt eine stattliche chinesische Bodenvase mit einem kunstvoll arrangierten Trockenstrauß. Drei goldgerahmte Landschaften in Öl verströmen den Charme des 19. Jahrhunderts. Über ein gediegenes, aber schon etwas ausgetretenes Fischgrätparkett geht es in einen geräumigen Wohnraum.

„Hier kommt der Privatsekretär in spe“, ruft die Haushälterin in den etwas düsteren Raum, während sie vorgangeht und die Düsternis durch Einschalten eines imposanten Kronleuchters vertreibt.

Christian betritt einen weichen orientalischen Teppich und staunt: Ein solches Zimmer muss man wohl einen Salon nennen! Es ist mit dunklen

Eichenmöbeln ausgestattet: ein Bücherschrank, eine Anrichte, ein Esstisch mit acht hochlehnigen Polsterstühlen, ein geschnitzter Sekretär sowie eine schwere Ledergarnitur an einem ovalen Tischchen mit Klöppeldecke. An der Wand fällt Christian ein Kruzifix auf, außerdem hängen überall kunstvoll gerahmte Porträts, teils als Fotos, teils als Gemälde.

Neben dem Couchtisch steht ein Rollstuhl, und darin sitzt eine uralte, zierliche Dame. Ihr volles, gewelltes Haar strahlt weiß mit einem kleinen Stich ins Blauviolette. Die Dame trägt ein dunkelblaues Samtkleid und eine helle Häkeldecke um die Schultern. Ihr dezent geschminkter Mund lächelt Christian freundlich an.

„Willkommen“, sagt die Gräfin mit unerwartet frischer Stimme. „Ich bin Frau von Beventhien. Ich freue mich, dass Sie auf meine Anzeige reagiert haben.“

„Mein Name ist Christian Pinchowski“, stellt sich der Eintretende vor. „Ich freue mich, dass ich mich bei Ihnen vorstellen darf, Gräfin...“

„Nennen Sie mich einfach Frau von Beventhien“, unterbricht ihn die alte Dame. „Mögen Sie eine Tasse Tee mit mir trinken? Oder vielleicht lieber Kaffee, oder etwas anderes?“

„Gern Tee.“

Die Gräfin wendet sich an die Haushälterin. „Also Tee, bitte.“

Dann bietet sie Christian einen Platz im Ledersessel ihr gegenüber an. Als er sich gesetzt hat, legt er seine Bewerbungsmappe auf den Tisch und sagt: „Ich habe Ihnen hier meine Zeugnisse mitgebracht, Frau von Beventhien, auch meinen Lebenslauf und Unterlagen zu meinen bisherigen Arbeitsplätzen. Sie können es alles auch gern für eine Weile hier behalten, wenn Sie es sich genauer anschauen möchten.“

„Das ist leider nicht möglich“, erwidert die Gräfin, „denn ich kann nur noch sehr schlecht sehen. Dies ist übrigens auch der Hauptgrund, wa-

rum ich einen Privatsekretär brauche. Aber es ist gar nicht nötig, dass ich mir Ihre Dokumente anschau, denn ich bilde mir mein Urteil am liebsten beim persönlichen Gespräch. Erzählen Sie mir einfach ein bisschen was über sich, über Ihre Ausbildung, Ihren beruflichen Werdegang und darüber, was Sie gut können und gern machen.“

Christian gibt einen kurzen Überblick über seine abgebrochenen Studien und seine bisherigen Arbeitsstellen. Er beschönigt nichts, auch wenn er damit rechnen muss, auf diese Weise als eine wenig zielstrebige Person zu erscheinen, möglicherweise sogar als jemand Unzuverlässiges. Aber die alte Dame hört sich alles mit freundlicher Miene an und unterbricht ihn nur mit ein paar kleinen Zwischenfragen.

Unterdessen serviert die Haushälterin Tee in hauchdünnen Porzellantassen. Auch eine Schale Gebäck stellt sie auf den ovalen Tisch und bemerkt dazu: „Dann rutscht der Tee besser!“, Christian hat noch nie so schmackhaften Tee getrunken, und auch das Gebäck ist vom Feinsten.

Als Christian mit seiner Selbstvorstellung fertig ist, meint die Gräfin: „Nun wollen Sie sicher wissen, was ich von Ihnen als Privatsekretär erwarte, falls es zur Anstellung kommt. Und was ich als Gehalt anbiete. Dazu muss ich vorausschicken, dass es sich nur um eine halbe Stelle handelt, also um höchstens zwanzig Wochenstunden. Aber kriegen Sie keinen Schreck: Ich zahle einen guten Stundenlohn, sodass Sie von dem Gehalt leben können.“

„Ich habe keine großen Ansprüche, aber die Miete und andere feste Kosten lassen sich nun mal nicht reduzieren“, erwidert Christian.

„Nun zu den Aufgaben“, fährt die Gräfin fort. „Ich brauche vor allen Dingen jemanden zum Vorlesen – von Briefen, von Dokumenten, aus Zeitungen und vielleicht auch aus dem einen oder anderen Buch, wenn es die Zeit erlaubt. Mein Privatsekretär muss mir gewissermaßen seine Augen leihen. Und dann müssen natürlich auch Briefe geschrieben

werden. Sie mögen mich für altmodisch halten, aber ich lege Wert darauf, dass meine Privatkorrespondenz handschriftlich erledigt wird. Haben Sie eine schöne Handschrift?“

„Na ja“, erwidert Christian, „wenn ich mir Mühe gebe... Auf alle Fälle ist sie leserlich.“

„Nun gut“, meint die alte Dame. „Ich korrespondiere übrigens teilweise auch in Französisch und Englisch. Kommen Sie damit klar?“

„Das sollte kein Problem sein.“

„Es gibt auch noch allerhand anderes zu erledigen“, fährt Frau von Beventhien fort. „Telefonate zu Beispiel, vor allem mit Firmen und Behörden. Ich finde es nämlich scheußlich, wenn man da immerzu in automatischen Warteschleifen drinsteckt und keinen Menschen aus Fleisch und Blut an den Apparat bekommt. Solche Anrufe müsste mir also mein Privatsekretär abnehmen. Auch wären ab und zu Konzertkarten zu bestellen. Um die Vermögensverwaltung brauchen Sie sich nicht zu kümmern, dafür habe ich andere Leute. Ach ja, und dann kann es auch mal vorkommen, dass ich Sie um einen kleinen Botendienst bitte. Normalerweise macht das meine Haushälterin, aber in Ausnahmefällen müsste auch der Privatsekretär dazu bereit sein, selbst wenn das den Rahmen der Berufsbezeichnung etwas sprengt.“

„Das geht in Ordnung“, äußert sich Christian. „Ich gehe gern spazieren.“

„Das freut mich“, sagt die Gräfin. „Überhaupt: Ich habe einen guten Eindruck von Ihnen. Sie haben mir allerdings noch nicht verraten, was Ihr Familienstand ist. Darf ich Sie danach fragen?“

„Selbstverständlich. Ich bin Single.“

„Also ledig. Auch nicht verlobt oder sonst irgendwie in festen Händen?“

„Nein, eigentlich nicht“, antwortet Christian.

„Wieso ‚eigentlich‘? – Entschuldigen Sie meine Neugier.“

Christian beschließt spontan, der Gräfin von Ravonia zu erzählen. „Ich lebe nicht aus Prinzip als Single“, beginnt er. „Also ich meine: ich bin kein eingefleischter Junggeselle, wie man früher sagte. Wenn die Richtige kommt, würde ich nicht lange zögern und sie heiraten. Und nun habe ich tatsächlich vor ein paar Tagen eine Frau kennengelernt, die könnte die Richtige sein. Aber ich weiß noch gar nicht viel von ihr und kann deshalb überhaupt nicht sagen, wie sich diese Bekanntschaft weiter entwickeln wird.“

Frau von Beventhien lächelt. „Na, da wünsche ich Ihnen jedenfalls viel Glück. Ich für meinen Teil möchte gern insofern dazu beitragen, dass Sie wieder eine Anstellung finden. Aber unabhängig von dem, was Sie mir da eben gesagt haben: Ich würde Sie sehr gern zu meinem Privatsekretär machen, denn ich habe ein sehr gutes Gefühl bei Ihnen.“

„Aber?“, fragt Christian skeptisch nach.

„Sie haben recht, es gibt ein Aber. Ich habe zwei weiteren Personen zugesagt, ein Bewerbungsgespräch mit ihnen zu führen. Das wird in den nächsten Tagen geschehen. So gern ich Sie sofort fest anstellen würde – die Fairness gebietet es, dass ich meine Zusage den anderen gegenüber einhalte. Trotzdem: Sie können bereits jetzt schon sehr zuversichtlich sein, dass es mit dieser Stelle etwas wird. Ich glaube nämlich nicht, dass die anderen besser geeignet sind.“

Christian weiß nicht, was er erwidern soll. Er blickt kurz zum Kruzifix. Obwohl die Gräfin schlecht sieht, hat sie es irgendwie gemerkt.

„Bedeutet er Ihnen etwas, der Heiland am Kreuz?“, fragt sie.

„Alles“, antwortet Christian.

„Mir auch“, sagt die alte Dame leise, „mir auch. Gott segne Sie. Sie werden bald von mir hören.“

Für einen kurzen Moment überlegt Christian, ob er die Gräfin um ein kleines Darlehen bitten könnte für das Frühstück mit Ravonia. Aber er verwirft diesen Gedanken gleich wieder als völlig unangemessen. Dann verabschiedet er sich. Die Haushälterin bringt ihn unter lustigem Geplapper zur Haustür. Froh und zuversichtlich tritt Christian den Heimweg an.

3.6

„Als die blöde Gans das gesagt hat, bin ich ausgerastet.“ Der Mann mit der roten Stoppelfrisur und dem leicht angegrauten Kinnbart sitzt knapp auf der Stuhlkante in Claudia Papenburgs „Beichtstuhl“. Auch sein Gesicht ist jetzt rot. Er ist Chemielehrer und hat gerade erzählt, wie eine Religionslehrerin im Lehrerzimmer behauptete, die Schulumisere in Deutschland liege vor allem an fehlender Gottesfurcht bei Schülern, Lehrern und Eltern. Es war dann zu einem Streitgespräch gekommen, in dessen Verlauf der Pädagoge seine Kollegin offenbar grob beleidigte.

Claudia weiß nicht recht, was sie von diesem Mann halten soll. Er ist nun bereits das dritte Mal hier. Gleich zu Anfang hatte er betont, dass er nur komme, weil seine Partnerin ihn dazu genötigt habe. Er werde immer so schnell erregt, habe sie gemeint, dagegen solle man doch etwas unternehmen. „Ich bin aber nicht bekloppt!“, hatte er energisch hinzugefügt. Da hatte Claudia zurückgefragt: „Wer behauptet das denn?“ Darauf er, sehr erregt: „Das soll bloß keiner wagen, das zu behaupten!“ Immerhin brachte Claudia ihn zu der Einsicht, dass ein paar Gespräche mit ihr „nicht schaden können“.

Claudia fragt: „Meinen Sie, dass ‚blöde Gans‘ eine angemessene Bezeichnung ist, auch wenn Sie sich über Ihre Kollegin geärgert haben?“

„Das ist mir egal“, entgegnet der Rothaarige. „Ich erwarte, dass ich hier bei Ihnen mal Dampf ablassen kann und nicht auf irgendwelche sprachpolitischen Korrektheiten Rücksicht nehmen muss.“

„Hat sich denn das Verhältnis zu Ihrer Kollegin inzwischen wieder etwas normalisiert?“

„Nein. Ich habe sie seit der Auseinandersetzung nicht mehr gesehen.“

„Sind Sie ihr aus dem Weg gegangen?“

„Nein. Ich war seitdem überhaupt nicht mehr in der Schule.“

„Nanu?“

„Nachdem ich mich mit der blöden... mit der Kollegin gezoft hatte, hat mich der Direktor erstmal für eine Woche vom Dienst suspendiert. ‚Damit Sie zur Ruhe kommen und Ihre Nerven sich etwas erholen‘, hat er gesagt.“

„Und?“ hakt Claudia nach, „Sind Ihre Nerven zur Ruhe gekommen?“

„Zunächst nicht“, berichtet der Chemielehrer. „Im Gegenteil: Ich habe mich auf dem Nachhauseweg von der Schule noch mehr aufgeregt.“

„Wieso denn?“

„Ich habe einen kleinen Umweg gemacht und bin dabei aus Versehen an einer Kirche vorbeigekommen, mit widerlich frommen Sprüchen im Schaukasten. Da habe ich gleich wieder eine Wut bekommen.“

„Geht Ihnen das öfter so?“

„Immerzu! Immer, wenn ich an einer Kirche vorbeikomme, läuft mir die Galle über. Und weil es in Berlin gefühlt an jeder Ecke eine Kirche gibt, kann ich überhaupt nicht gemütlich spazierengehen. Im Urlaub

ist es nicht besser: Wenn man mal in einer schönen Landschaft wandern will, dann stößt man überall auf Kruzifixe am Wegrand, oder auf kleine Kapellen, besonders in katholischen Gegenden. Und wenn man auf Berggipfel kraxelt und die schöne Aussicht genießen will, was steht da dick und fett am höchsten Punkt des Berges? Ein großes Kreuz! Das verdirbt mir dann jedesmal die Urlaubslaune. Überhaupt, diese Kreuze: Überall sieht man sie, diese Folterinstrumente der Römer. Viele tragen sie sogar als Schmuck. Man muss sich das mal vorstellen: Ein Folterinstrument als Schmuckstück! Diese Kollegin trägt auch immer ein Kreuz an einem goldenen Halskettchen, und viele Schülerinnen machen es ihr nach. So kann es mir im Chemieraum passieren, dass mich gleich drei oder vier Goldkreuze von den Hälsen der Schülerinnen anblinken. Furchtbar! Aber es sind nicht nur die Kirchen und die Kreuze. Man sieht auch ganz viele Autos mit Fisch-Aufklebern oder mit frommen Sprüchen hinten drauf. Da geht dann jedesmal mein Puls schneller vor Wut.“

Claudia denkt: Bloß gut, dass der Mann nicht weiß, wie ich für mich das Sprechzimmer nenne, in dem er gerade sitzt!

Der „Beichtende“ schnauft, und Claudia fragt: „Haben Sie sich schon mal überlegt, woher das kommt?“

„Keine Ahnung. Aber ich bin nicht bekloppt!“

„Ich glaube, Sie leiden unter einer Ecclesiophobie“, diagnostiziert die Therapeutin.

„Eine was? Ich kenne nur Klaustrophobie. Aber die habe ich nicht, ich kann ohne Probleme in die kleinsten Winkel kriechen.“

„Es gibt viele verschiedene Phobien“, erklärt Claudia. „Ihre Gemeinsamkeit ist: Wenn jemand in bestimmte Situationen gerät, die für die meisten Menschen völlig harmlos sind, dann fühlt er sich extrem unwohl. Manchmal ekelt er sich, manchmal kriegt er sogar Panikattacken. Bei der Klaustrophobie sind es kleine Räume, und bei der

Ecclesiophobie sind es Kirchen und kirchliche Symbole. Diese Phobie ist allerdings sehr selten.“

Der Pädagoge ist skeptisch. „Und ausgerechnet ich soll sie haben?“

„Es könnte sein. Was sie eben gesagt haben, deutet darauf hin.“

„Na ja, vielleicht ist da ein bisschen was dran. Mh, dann bin ich in Ihren Augen wohl ein ziemlich hoffnungsloser Fall?“

„Keineswegs“, meint Claudia zuversichtlich. „Gegen Phobien kann man was unternehmen, viel besser als bei anderen Störungen.“

„Ach ja? Und das wollen Sie wohl jetzt an mir ausprobieren.“

„Ich will gar nichts. Sie dürfen gern mit ihrer Ecclesiophobie weiterleben, wenn Sie das möchten. Aber falls ihnen das lästig ist, kann ich ihnen möglicherweise dabei helfen, sie loszuwerden.“

„Und wie soll das gehen?“

„Wissen Sie, was man bei einer Klaustrophobie macht?“, fragt Claudia den Chemiker.

„Nö. Bin ich denn der Fachmann oder Sie?“

„Also“, doziert Claudia, „bei einer Phobie hilft am besten eine Verhaltenstherapie. Da geht es gewissermaßen um ein Umlernen. Wer zum Beispiel unter Klaustrophobie leidet, der gewöhnt sich nach und nach an immer kleinere Räume, am besten mit therapeutischer Begleitung. Bald merkt er: Es ist ja gar nicht so schlimm, sich in kleinen Räumen aufzuhalten, es passiert nichts Schlimmes. Und schließlich macht es ihm überhaupt nichts mehr aus.“

Der Klient fragt: „Und was bedeutet das für diese Ecclo..., na Sie wissen schon, für diese Phobie, die Sie mir da anhängen wollen?“

„Sie würden bewusst in der Nähe von Kirchen spazierengehen, auch mal um eine Kirche herumgehen und sie sich genau anschauen. Am

besten, wenn die Sonne scheint und die Vögel zwitschern. Ist doch ganz friedlich, so eine Kirche! Na, und wenn Sie sich daran gewöhnt haben, können Sie auch mal in eine Kirche hineinschauen. Meistens sind die sehr hübsch eingerichtet, manchmal sogar mit atemberaubend schönen Kunstwerken. Und wenn auch das gut geht, wagen Sie einfach mal, einen Gottesdienst...“

„Wollen Sie mich etwa bekehren?“, schreit der Ecclesiophobiker und springt auf.

„Beruhigen Sie sich“, besänftigt Claudia. „Wie gesagt: Ich will gar nichts. Es ist nicht die Aufgabe eines Therapeuten, seine Klienten zu bekehren. Im Gegenteil: Es wäre absolut unprofessionell.“

Der Klient setzt sich wieder und fährt etwas ruhiger fort: „Außerdem habe ich am Sonntagvormittag keine Zeit, in die Kirche zu rennen. Was meinen Sie, was da im Bäckerladen los ist! Da muss ich immer ganz lange warten, wenn ich meine Brötchen holen will.“

Claudia geht darauf nicht ein, sondern meint: „Was ich eben vorgeschlagen habe, das halte ich für die beste Methode, um eine Ecclesiophobie zu behandeln.“

Der Lehrer denkt einen Moment nach und sagt dann: „Der Vergleich mit der Klaustrophobie hinkt übrigens. Von engen Räumen geht ja tatsächlich keine Gefahr aus, infolgedessen ist die Angst vor ihnen unbegründet und krankhaft. Aber was hat das Christentum nicht schon alles für schreckliche Dinge getan! Ich erinnere nur an die Kreuzzüge und andere Glaubenskriege. Überhaupt: Die Geschichte lehrt, dass Religionen todgefährlich sind. Auch der Islam hat ja Millionen von Menschenleben auf dem Gewissen. Na, und die Israelis fühlen sich mit ihrem Zionismus auch heute noch dazu berechtigt, militärisch kräftig zuzuschlagen, wenn ihr Nationalismus in Frage gestellt wird. Da merkt man doch: Das Christentum und überhaupt die Religionen vernebeln

den gesunden Menschenverstand und verhindern damit den Weltfrieden!“

„Sind denn nicht auch von Atheisten viele Kriege geführt und Gräueltaten verübt worden?“, wirft Claudia ein.

„Ja, natürlich, aber nur, wenn sie ihre egoistischen Machtinteressen über eine vernünftige Politik gestellt haben“, gibt der Pädagoge zu.

„Das könnte doch bei Religionskriegen auch der Fall gewesen sein“, stellt Claudia fest.

Der Rothaarige denkt wieder einen Augenblick nach und meint dann: „Gefährlich ist es immer dann, wenn Leute fanatisch werden, sei es, dass sie einer traditionellen Religion anhängen, oder sei es, dass sie ihre Lieblings-Ideologie zur Religion machen. Das ist ja das Problem mit den ganzen ‚Ismen‘: Fanatischer Sozialismus übernimmt keine echte soziale Verantwortung, fanatischer Nationalismus ist übertriebene Heimatverbundenheit, fanatischer Kapitalismus pervertiert die Marktwirtschaft in Raubrittertum und fanatischer Feminismus schießt weit über das Ziel der Gleichberechtigung hinaus. Wenn die Vernunft aussetzt und der Fanatismus die Oberhand gewinnt, dann ist Schluss mit lustig.“

„Dann trauen sie der Vernunft ja eine Menge zu.“

„Natürlich! Wenn alle Menschen vernünftig leben würden, dann würden neunzig Prozent aller Probleme wegfallen. Es gäbe keinen Hunger und keine Kriege mehr, alle kämen zu ihrem Recht, und in allen Ländern würde man die Menschenrechte respektieren. Die Vernunft ist das A und O!“

„Auch ein Tyrann handelt gemäß seiner eigenen Logik vernünftig, oder ein Bankräuber“, wendet Claudia ein.

„Na ja, aber was ist das für eine perverse Logik! Eigentlich ist das ebenso unvernünftig wie die Religionen und der Fanatismus.“

„Dann glauben Sie also an gar nichts Übervernünftiges?“

„Richtig. Ich glaube nur an das, was ich sehen kann oder was sich mithilfe der Vernunft nachweisen lässt.“

„Können Sie denn mit der Vernunft auch feststellen, was grundlegend gut und böse ist?“

Der Mann zupft an seinem grauroten Bart und legt seine Stirn in Falten. Dann sagt er: „Natürlich gebe ich zu, dass die Vernunft von den richtigen Grundwerten ausgehen muss, vom Schutz allen Lebens, von der Gleichberechtigung aller Menschen und von der Demokratie. Wenn man diese Grundwerte nicht anerkennt, dann könnte man ja gleich alles in Frage stellen. Warum sollte dann das Leben eines Menschen wertvoller sein als das Leben einer Ameise? Und warum sollte man dann die Existenz eines Lebewesens wichtiger nehmen als die Existenz eines Sandkorns? Warum sollte man dann Raumfahrt betreiben und dabei erwägen, dass zukünftige Generationen Kolonien auf dem Mond besiedeln oder in Raumstationen leben, weil die Erde für die Menschheit zu klein wird? Wenn die Grundwerte nicht wären, könnte man die Menschheit ganz in Frage stellen. Warum sollte dann das Überleben des homo sapiens irgendeinen Vorrang haben vor anderen Lebewesen?“

„Tierrechtler würden das vielleicht so sehen“, wirft Claudia ein.

„Ach was“, fährt der Chemielehrer fort. „Das ist auch wieder so eine fanatische Ideologie: Tierrechte und Menschenrechte auf eine Stufe stellen! Das ist Unsinn, das kann doch jeder mit einem bisschen gesunden Menschenverstand erkennen. Ich bleibe dabei: Man braucht keine Religionen und Ideologien, um Grundwerte zu erkennen und sich daran zu orientieren.“

„Ich sehe, sie machen sich viele Gedanken über solche Dinge“, meint Claudia.

„Selbstverständlich! Jeder sollte das tun. Wozu sind wir denn ,homo sapiens‘!“ Der Chemiker lacht. „Andererseits: Auch unsere Vernunft ist nur eine Laune der Natur, eine komplizierte Funktionalität unserer Gehirne. Im kosmischen Maßstab ist das natürlich belanglos. Unter den Milliarden von Galaxien ist unsere Galaxis gänzlich unbedeutend, und unter den Milliarden von Sternen in unserer Galaxis ist unsere Sonne mit ihren Planeten kaum der Rede wert. Die Erdkugel ist nur ein winziges Staubkorn im Weltall, und das Leben befindet sich lediglich in einer hauchdünnen Schicht am Erdball, die nur wenige Kilometer dick ist. Man könnte sagen: Unsere ganze Biosphäre ist nichts weiter als ein mehr oder weniger zufälliger Schimmelbefall eines Planeten. Aber trotzdem: Wir sind nun mal Menschen und wollen hier leben, und das geht am besten mit der Vernunft.“

Der Lehrer verstummt, und auch Claudia schweigt eine Weile. Dann sagt sie: „Wenn Sie die Welt mit so einem galaktischen Abstand betrachten, dann müssten Sie doch eigentlich auch die Religionen ziemlich gelassen sehen können. Bei dieser Sichtweise machen Kirchen nur einen winzigen Teil der Biosphäre aus, und Weltanschauungen wären dann nur eine Funktion des zentralen Nervensystems.“

„Ja, aber eine Fehlfunktion!“ Das Gesicht des Ecclesiophobikers rötet sich wieder. „Eine Fehlfunktion, die Fanatiker hervorbringt und jede Menge Unheil anrichtet. Und für viele andere bewirkt sie ein metaphysisches Grundrauschen, das die Vernunft vernebelt.“

„Hatten Sie diese Einstellung eigentlich schon immer?“ ,fragt Claudia. „Sind Sie so erzogen worden?“

„Nein, ganz im Gegenteil. Meine Eltern waren total religiöse Menschen und haben versucht, mich streng christlich zu erziehen. Das ist ihnen aber nicht gelungen, weil ich als Jugendlicher schnell gemerkt habe: Die spinnen ja.“

„Wie verstehen Sie sich denn heute mit Ihren Eltern?“, will Claudia wissen.

„Überhaupt nicht“, erwidert ihr Klient. „Sie sind auch schon eine Weile tot, ich weiß gar nicht genau, wie lange schon. Jedenfalls habe ich mich nach der Schule bald von ihnen distanziert, und das ist dann so geblieben. Sie sind mir einfach auf den Wecker gefallen, und da wollte ich dann nichts mehr mit ihnen zu tun haben.“

Claudia ist erschrocken. Dass jemand so geringschätzig über seine Eltern redet, erlebt sie selten, zumal, wenn diese schon tot sind. Sie weiß im Moment nicht, wie sie darauf reagieren soll, und beschließt, das Gespräch zu beenden. Die Zeit ist ohnehin gleich abgelaufen. Sie verabschiedet den rothaarigen Mann mit der Aufforderung: „Lassen Sie sich das mit der Verhaltenstherapie mal durch den Kopf gehen!“

Als der Lehrer weg ist, denkt Claudia noch eine Weile über ihn nach. Hinter seiner Persönlichkeitsstörung muss mehr stecken als eine einfache Ecclesiophobie – möglicherweise irgendein frühkindliches Trauma. Vielleicht ist sie als schlichte Lebensberaterin hier überfordert. Vielleicht sollte der Mann lieber einen Facharzt aufsuchen.

Claudia sehnt sich nach Gesprächen mit unproblematischen Menschen. Aber gibt es die überhaupt? Sie muss auch wieder an Christian denken. Es wird wohl in der Tat so sein, dass die erste Liebe besonders tiefe Spuren in der menschlichen Seele hinterlässt. Ob Christian das auch so empfindet? Aber vielleicht ist es nur eine fixe Idee von ihr, dass sie wieder Kontakt mit ihm aufnehmen will. Vielleicht sollte sie das einfach vergessen. Sie müsste sonst ja mit dieser geheimnisvollen Carmen in der Bar „Trick 17“ in Verbindung treten.

3.7

Christian hat sich eine grün-braun gestreifte Krawatte umgebunden und seinen grauen Sakko angezogen. In einer Spielbank muss man ja angemessen gekleidet sein. Er steht im Foyer des Casinos und stellt fest, dass er hier Eintritt zahlen muss – glücklicherweise nur wenige Euro, sodass der Rest seines Barvermögens gerade noch für das geplante Spielsystem ausreicht. Außerdem muss er seinen Personalausweis vorlegen, den eine freundliche Dame sogleich einscannt.

„Warum denn das?“, fragt Christian.

„Das geschieht zum Schutz der Spieler“, erklärt die junge Frau. „Wir können damit feststellen, ob jemand kommt, der gesperrt ist. Spielsüchtige dürfen wir nämlich nicht hereinlassen, sonst würden die sich ruinieren. Das Glücksspiel soll ja ein Freizeitvergnügen bleiben und darf nicht zum Problem werden.“

Aha, denkt Christian, da passt also die Spielbank selbst schon auf, dass niemand hier seiner Spielsucht zum Opfer fällt. Dann begibt er sich in den Roulette-Saal. Hier gibt es etwa zehn Spieltische und eine Bar. Von der Decke hängen Leuchter mit unzähligen Glasprismen. Es herrscht reger Betrieb bei gedämpftem Stimmengewirr. Auf dem weichen Teppichboden läuft Christian wie auf Moos. Er schaut sich erst einmal genau um.

Christian hätte nicht gedacht, dass sich so viele alte Leute in einem Spielcasino aufhalten, auch viele alte Frauen. Die Männer tragen zwar alle einen Sakko, aber kaum jemand eine Krawatte. Lediglich die Croupiers fallen durch ihre dezent vornehme Kleidung etwas aus dem Rahmen. Sie tragen alle eine schwarze Fliege. Christian fühlt sich mit seinem grün-braunen Schlips und seinem grauen Sakko etwas unpas-

send gekleidet. Außerdem muss er feststellen, dass sich auf der Jacke ein Fleck befindet, den er zu Hause gar nicht bemerkt hat. Aber egal, er will ja nur ein bisschen spielen und dann wieder verschwinden.

An einem der Roulette-Tische entdeckt Christian einen freien Platz neben einem etwa gleichaltrigen Mann. Dorthin begibt er sich und will erst einmal ein wenig zuschauen. Er wundert sich, dass die Tischkanten dick abgepolstert sind. Wahrscheinlich möchte man verhindern, dass ein Verlierer zuviel Lärm macht oder sich gar verletzt, wenn er vor Wut mit seinen Fäusten auf den Tisch trommelt.

Die Spieler am Tisch haben alle ein paar mehr oder weniger hohe Türme von Spielmünzen vor sich aufgebaut. Einige haben sich auch ein Getränk mitgebracht. Die Leute sind keineswegs verbissen konzentriert bei der Sache, sondern plaudern munter miteinander und auch mit dem Croupier. Der erhebt zwischendurch immer mal wieder seine Stimme zu offiziellen Ansagen wie „Bitte das Spiel machen!“ und „Nichts geht mehr.“ Im Hintergrund klappert die Kugel im Roulette-Kessel.

Christians Nebenmann fragt: „Sie haben noch keine Jetons?“

Christian fragt zurück: „Meinen Sie Spielchips?“

„Chips sagt man hier nicht, das sagt man nur beim Poker“, korrigiert der Spieler. „Hier spricht man von Jetons.“

„Entschuldigen Sie“, erwidert Christian. „Ich habe noch nie an so einem Wettspiel teilgenommen.“

„Wieso Wettspiel? Wetten werden hier im Casino überhaupt nicht angenommen, hier gibt es nur Glücksspiele.“

„Ich dachte, Roulette ist ein Wettspiel“, rechtfertigt Christian sich. „Man wettet darauf, dass bestimmte Zahlen kommen, und wenn diese Zahlen dann wirklich kommen, kriegt man einen Gewinn.“

„Wenn Sie das so sehen!“, murmelt der Nebenmann und wendet dann seine Aufmerksamkeit dem Croupier zu, der verkündet: „Achtzehn – rot – gerade!“ Der Nebenmann sieht bekümmert aus.

Der Croupier zieht mit einem Edelstahl-Rechen alle falsch gesetzten Jetons ein und belohnt die verbleibenden mit den jeweiligen Gewinnen. Dann sagt er wieder: „Bitte das Spiel machen!“, und betätigt das Drehkreuz im Roulettekessel. Christians Nebenmann setzt eine Spielmünze auf die Drei.

„Entschuldigen Sie, dass ich so dumm frage, aber warum legen sie Ihren – äh – Jeton ausgerechnet auf die Drei auf dem Spielfeld?“

„Das Spielfeld nennt man Tableau“, erklärt der Nebenmann. „Und die Drei ist meine Glückszahl. Damit gewinne ich oft.“

„Da bin ich aber skeptisch“, erwidert Christian. „Die Gewinnchancen sind doch für alle Zahlen gleich groß, wenn die Maschine einwandfrei läuft: eins zu sechsunddreißig! Nein, eigentlich eins zu siebenunddreißig, man darf ja die Null nicht vergessen. Wieso soll da die Drei häufiger kommen als andere Zahlen?“

Der Spieler zuckt mit den Schultern und sieht genau hin, wie der Croupier die Kugel gegen die Drehrichtung in den Kessel wirft. Viele Spieler haben bereits gesetzt, andere treffen erst jetzt ihre Entscheidung. Die Kugel klappert, und eine gewisse Spannung liegt in der Luft.

„Nichts geht mehr“, ruft der Croupier, als die Drehzahl spürbar abgenommen hat. Noch ein paar Sekunden, noch ein bisschen Geklapper, und die Kugel entscheidet sich tatsächlich für das Fach bei der Drei.

„Sehen Sie!“, triumphiert Christians Nebenmann.

„Drei – rot – ungerade“ meldet der Croupier und stellt eine Art gläserne Halmafigur auf die Drei des Tableaus. Dann fegt er wieder geschickt alle falsch gesetzten Jetons vom Tisch und zahlt die Gewinne aus. Dem Spieler neben Christian gratuliert er zum 35-fachen Gewinn, immerhin

350 Euro, zusätzlich zu seinem Einsatz von 10 Euro, den er zurück-erhält.

„Ein Stück fürs Haus!“, sagt dieser glückstrahlend, und der Croupier befördert lächelnd einen der Gewinn-Jetons in eine silberne Büchse, die vor ihm im Tisch eingelassen ist.

„Das ist der sogenannte Tronc, die Trinkgeldkasse“, erklärt Christians Nebenmann.

Christian sagt anerkennend: „Na, da haben Sie ja wirklich Glück gehabt, dass diese Glasfigur jetzt tatsächlich auf der Drei steht.“

„Diese Figur heißt Dolly“, wird er belehrt.

„Da können Sie ja jetzt ganz froh nach Hause gehen mit so viel Geld.“

„Ich denke gar nicht daran – wo ich doch gerade eine Glückssträhne habe. Ich werde selbstverständlich weiterspielen.“ Der Nebenmann baut mit dem Gewinn einen stattlichen Turm vor sich auf.

Christian wundert sich. So selbstverständlich findet er das Weiterspielen nicht. Er seinerseits wäre riesig froh, wenn er plötzlich um 350 Euro reicher wäre. Dann könnte er nicht nur locker das Schlemmerfrühstück mit Ravonia finanzieren, sondern sich auch noch manchen Wunsch erfüllen.

Aber nun will er ja selbst spielen, und dazu braucht er Jetons. Er geht im Geist noch einmal seine Strategie durch: zweimal ein Euro auf die beiden oberen Dutzend, im Verlustfall dann zweimal drei Euro, im weiteren Verlustfall zweimal zehn Euro und schließlich als ultima ratio zweimal dreißig Euro. Er lässt sich vom Croupier acht Ein-Euro-Jetons sowie acht Zehn-Euro-Jetons geben und bezahlt. In seinem Portmonee befindet sich jetzt nur noch ein bisschen Kleingeld. Aber er kann nun zwei Türmchen vor sich aufbauen, jeweils acht Jetons hoch.

Das nächste Spiel will er erst noch einmal abwarten.

„Bitte das Spiel machen!“

Die anderen Spieler setzen zielstrebig ihre Jetons auf das Tableau. Woher nehmen sie bloß diese Sicherheit? Sie wissen doch ebensowenig wie Christian, was kommt. Sie entscheiden sich hier wie selbstverständlich für Wege, deren Ziel sie nicht kennen können. Gewinn oder Verlust – nicht einmal der Croupier weiß das, bevor die Kugel in einem bestimmten Fach zur Ruhe kommt. Noch klappert sie unentschlossen im Kessel herum.

Christian fällt ein Sprichwort ein: „Der Mensch wirft das Los, aber es fällt, wie der Herr will.“ Wo hat er das bloß gelesen? Richtig, in der Bibel, in den Sprüchen Salomos! Der Mensch setzt auf ein paar Zahlen, aber Gott stellt die Weichen... Vielleicht sollte er heimlich darum beten, dass keine Serie von mehr als vier Zahlen unter 13 kommt. Aber es wäre ihm nicht geheuer, Gott um seinen Beistand zu bitten in einer so zweifelhaften Angelegenheit wie dem Glücksspiel.

„Nichts geht mehr.“ Die Kugel kommt zur Ruhe. „Dreißig – rot – gerade.“ Wenn Christian gesetzt hätte, dann hätte er jetzt einen Euro gewonnen.

„Bitte das Spiel machen!“

Beherrscht legt Christian einen Euro-Jeton für die Zahlen 13 bis 24 auf das Tableau und einen weiteren für die Zahlen 25 bis 36. Nun heißt es abwarten.

„Nichts geht mehr.“

Christian kriegt feuchte Hände. Obwohl noch kaum ein Risiko besteht.

„31 – schwarz – ungerade.“ Der Croupier fegt die falsch gesetzten Jetons vom Tableau, darunter auch denjenigen, den Christian auf das mittlere Dutzend gesetzt hat. Die Spielmünze auf dem Feld für die Zahlen 25 bis 36 lässt er liegen und legt zwei entsprechende Gewinn-

münzen daneben. Wunderbar! Christian hat seinen ersten Euro gewonnen.

„Glückwunsch!“, sagt sein Nebenmann mit einem ironischen Lächeln.

Christian kann es nun kaum erwarten, dass es weitergeht. Sobald er „Bitte das Spiel machen!“, hört, setzt er wieder auf die oberen beiden Dutzend. Die Kugel rollt, klappert, zappelt... „Nichts geht mehr“... und bleibt bei der 20 liegen. Wieder gewonnen!

In der nächsten Runde kommt die 24, danach die 29. Christians Turm aus Ein-Euro-Jetons ist nun schon um vier Münzen gewachsen. Aus dem Augenwinkel nimmt er wahr, dass der Turm bei seinem Nebenpieler an Höhe eingebüßt hat. Aber schon heißt es wieder: „Bitte das Spiel machen!“ Christian spürt bereits eine gewisse Routine, wie er da seine zwei Jetons auf den Feldern „13 – 24“ und „25 – 36“ platziert.

„Nichts geht mehr.“ – „Sieben – rot – ungerade.“ Diesmal also kein Gewinn. Jetzt heißt es aufpassen.

„Bitte das Spiel machen!“

Christian setzt nun je zwei Ein-Euro-Jetons auf die oberen beiden Dutzend. Die Kugel setzt sich in Bewegung. Da merkt er, dass er etwas falsch gemacht hat: Er muss ja jeweils *drei* Jetons auf die Felder legen, sonst kann der Gewinn den Verlust nicht ausgleichen. Schnell legt er noch je einen Jeton nach und schaut zum Croupier. Der verzieht keine Miene, sagt aber sofort: „Nichts geht mehr.“ Und nach einer Weile: „Dreißig – rot – gerade.“ So bekommt Christian für sein oberes Dutzend diesmal sechs Gewinn-Jetons zum Einsatz hinzu. Er hat nun bereits fünf Euro mehr als zu Beginn.

Beim nächsten Spiel gewinnt die Sechs. Christian sagt zu seinem Nebenmann: „Das ist immer ein trauriger Anblick, wenn der ganze Einsatz der Harke zum Opfer fällt.“

„Das Ding heißt Rateau“, berichtet dieser, „und außerdem ist es ganz normal, dass man ab und zu verliert.“ Sein stolzer Gewinn-Turm von vorhin ist nur noch halb so hoch.

Christian konzentriert sich diesmal besser und setzt gleich nach der Einladung des Croupiers je drei Jetons auf die oberen beiden Dutzend.

„Sie spielen wohl eine Martingale-Variante“, meint sein Nebenmann.

„Wie bitte?“, fragt Christian.

„Das Martingale-Spiel ist ein altes Roulette-System, bei dem im Verlustfall der Einsatz immer erhöht wird“, doziert der Spieler. Dann widmet er sich seinen eigenen Einsätzen.

„Nichts geht mehr.“ – „35 – schwarz – ungerade.“ Christian kann einen weiteren Euro für sein Gewinn-Saldo verbuchen.

Die nächsten drei Spiele bringen ihn alle auf Anhieb weiter: 28, 30, 25. Fröhlich streicht Christian einen Gewinn-Euro nach dem anderen ein. Sein Nebenmann ist ziemlich schweigsam geworden. Dafür ermuntert eine Dame mit dreifacher Perlenkette Christian: „Sie müssen mehr Einsatz wagen, junger Mann, bei dem Glück, das sie haben. Sie kommen sonst nie auf einen grünen Zweig.“ Christian lässt sich nicht beirren und setzt wieder je einen Euro auf seine beiden Stammfelder.

„Elf – schwarz – ungerade“ verkündet der Croupier. Das erfordert fürs nächste Spiel wieder den dreifachen Einsatz. Es hat erneut die Drei als Ergebnis. Christians Nebenspieler freut sich wieder über seine Glückszahl. Für Christian aber heißt es jetzt gut aufpassen. Er muss nun seine Zehn-Euro-Jetons ins Spiel bringen und setzt je einen auf die beiden oberen Dutzend. Dabei schwitzt er etwas. Hoffentlich geht alles gut, und es kommt keine Serie mit niedrigen Zahlen!

„34 – rot – gerade.“

Fein! Jetzt gesellen sich zwei weitere Zehn-Euro-Münzen zu dem Jeton auf dem 25-bis-36-Feld. Christian rechnet kurz nach: zwei Euro gesetzt und verloren, dann sechs Euro gesetzt und verloren, dann zwanzig Euro gesetzt, davon zehn verloren, macht 18 verlorene Euro, dafür aber 20 gewonnen, macht zwei Euro Gewinn in drei Spielen. Gar nicht schlecht! Das System funktioniert.

Christian beginnt wieder mit zweimal einem Euro. Der Croupier schaut ihn merkwürdig an. Ob er inzwischen Christians System durchschaut hat und sauer ist, dass die Bank per Saldo an ihm verliert?

Als nächstes kommt die Neun, aber Christian verdreifacht wieder ganz cool und macht mit der 35 einen Gewinn. Die folgenden beiden Spiele verlaufen nach demselben Muster: verloren mit 6, gewonnen mit 29. Danach kommt die 30 und gleich noch einmal die 29, was direkt zwei weitere Euro einbringt. Christian blickt sehr zufrieden auf seine wachsenden Türmchen: Er hat nun 13 Ein-Euro-Jetons und neun Zehn-Euro Jetons – ein Zuwachs von 15 Euro seit Spielbeginn!

Wieder beginnt er mit zwei Euro, und wieder guckt der Croupier komisch. „Nichts geht mehr.“ – „Sieben – rot – ungerade.“ Da heißt es den Einsatz verdreifachen. „Bitte das Spiel machen!“ – „Nichts geht mehr.“ – „Zehn – schwarz – gerade.“ Schade, wieder nichts. Die Zehn-Euro-Jetons müssen wieder in Aktion treten. „23 – rot – ungerade.“ Demnach gewinnt das mittlere Dutzend, und Christian hat abermals zwei Euro dazugewonnen. Die folgenden beiden Spiele gewinnt er wieder auf Anhieb mit den Zahlen 18 und 17.

„Bitte das Spiel machen!“

Ob sich der Croupier wohl heimlich darüber ärgert, dass Christian mit seinem System so erfolgreich ist? Immerhin beträgt sein Plus jetzt schon 19 Euro.

„Zehn – schwarz – gerade.“ Schade! Also zweimal drei Euro setzen... Aber halt, er hat ja nur noch fünf Ein-Euro-Jetons! Christian wird

nervös. Macht nichts, beruhigt er sich, dann setze ich eben drei Euro auf das mittlere Dutzend und nur zwei Euro auf das obere. „Sechs – schwarz – gerade.“ Die Ein-Euro-Jetons sind jetzt zwar verbraucht, aber es müssen sowieso zwei Zehn-Euro-Jetons ran. „Neun – rot – gerade.“ Christian bekommt jetzt einen trockenen Mund. Gern hätte er ein kaltes Getränk zur Hand wie einige andere Spieler. Er muss nun aufpassen, es ist die letzte Chance. Wenn erneut eine Zahl aus dem unteren Dutzend kommt, ist er fast alles Geld los.

Der Croupier guckt wieder komisch. Vielleicht will er Christian jetzt reinlegen. Vielleicht hat er einen geheimen Knopf, mit dem er den Spielverlauf beeinflussen kann. Ja, das wird es wohl sein, sonst wäre doch kaum dreimal hintereinander eine Zahl aus dem unteren Dutzend gekommen.

„Bitte das Spiel machen!“ Der Croupier kurbelt den Kessel an und wirft die Kugel hinein. Sechzig Euro aufs Spiel setzen oder nicht setzen, das ist hier die Frage. Und wenn setzen, dann worauf? Falls der Croupier wirklich heimlich den Spielverlauf beeinflusst, sollte Christian jetzt lieber das untere Dutzend mit einbeziehen. Christian beschließt, genau das zu tun und dafür das obere Dutzend frei zu lassen. Er setzt also drei Zehn-Euro-Jetons auf die Zahlen 1 bis 12 und drei weitere auf 13 bis 24.

„Nichts geht mehr.“

Christian ist jetzt sehr aufgeregt. Die Kugel klappert und zappelt, sie will überhaupt nicht zur Ruhe kommen.

Da, endlich! „27 – rot – ungerade.“ Gnadenlos räumt der Rateau Christians sechs wertvolle Jetons mit den anderen Verlierer-Münzen vom Tableau.

Das darf doch nicht wahr sein! Christian atmet schwer. Wäre er doch bloß bei seinem System geblieben mit den oberen beiden Dutzend, dann könnte er jetzt neunzig Euro vom Gewinn-Feld abräumen! So

aber steht nur noch ein Türmchen von zwei Zehn-Euro-Jetons vor ihm, das ist eigentlich gar kein Turm mehr. Was soll er nun machen? Vielleicht, denkt er, habe ich mal Glück und mache einen großen Gewinn, dann wäre die Scharte ausgewetzt.

„Bitte das Spiel machen!“

In seiner Verzweiflung setzt Christian einen der beiden Zehn-Euro-Jeton auf die Drei. Wenn die jetzt noch einmal käme, hätte er dreihundertfünfzig Euro gewonnen und wäre für eine Weile alle Geldsorgen los.

„Nichts geht mehr.“

Die Kugel kommt bei der 21 zur Ruhe. Jetzt ist alles aus! Christian gibt auf. Er tauscht seinen verbliebenen Jeton in zehn Euro zurück und verlässt die Spielbank. Nie wieder, verspricht er sich, wird er hierher kommen oder überhaupt an einem Glücksspiel teilnehmen. Nein, er wird ganz bestimmt nicht spielsüchtig werden.

Auf dem Heimweg beschimpft Christian sich. Was ist er doch für ein Idiot gewesen! Wäre er doch bloß bei seinem System geblieben! Was für ein schwachsinniger Gedanke, der Croupier könne den Spielverlauf beeinflussen! Schon gar nicht, um so läppische Gewinne zu verhindern, wie Christian sie gemacht hat! Das waren doch Peanuts im Vergleich zu dem, was andere gewonnen (und dann allerdings auch oft wieder verloren) haben. Und zum Schluss noch diese Eselei mit der Zehn-Euro-Wette auf eine einzige Zahl! Er hätte sich doch daran erinnern müssen, dass die Chancen da nur 1 zu 37 stehen.

Am besten, er wäre gar nicht erst in die Spielbank gegangen. Dann hätte er mit seinem kleinen Bargeldbestand das Schlemmerfrühstück finanzieren können, und für den Rest des Monats wäre ihm schon was eingefallen. Nun aber hat er für nichts und wieder nichts fast sein ganzes Geld verplempert. Er könnte sich ohrfeigen!

Christian steigt die fünf Etagen zu seiner Dachwohnung hinauf, legt den Sakko und den Schlips ab, wirft sich aufs Bett, dreht sich zur Wand und rollt sich ein wie ein Embryo.

Donnerstag

4.1

Als Christian Pinchowski am nächsten Morgen aufwacht, sieht die Welt schon wieder etwas freundlicher aus. Sein Ärger vom vergangenen Abend ist verflogen. Sonnenschein blinzelt durch einen Spalt am Vorhang. Christian beschließt, den Tag wie immer mit einem Frühstück im Café Lattke zu beginnen. Das bisschen Geld, das er gestern Abend aus der Spielbank herausretten konnte, reicht ja immerhin für sein Abo-Frühstück. So gestärkt, kann er sich dann darum kümmern, frisches Geld zu besorgen für das Schlemmerfrühstück mit Ravonia und für die verbleibenden Tage des Monats. Es wird ihm schon etwas einfallen. Er hat ja noch 24 Stunden Zeit.

Der Sonnenschein hat viele Menschen ermuntert, an den Tischen draußen vor dem Café Platz zu nehmen und ein Freiluft-Frühstück zu genießen. Die Temperaturanzeige an der Apotheke verkündet bereits 18 Grad. Zum Glück findet Christian noch einen freien Tisch, als er mit der aktuellen Zeitung aus der gedrechselten Tür tritt. Kaum hat er sich gesetzt und das Blatt zur Hand genommen, kommt der Lattke-Wirt mit einem Tablett voller Frühstück heraus und serviert an den umliegenden Tischen. Sein Gesicht ist grau, er sieht irgendwie krank aus. Ihm folgt die junge Chinesin, die Christian bereits gestern aufgefallen war. Der Wirt gibt ihr mit dem Kopf einen Wink zu Christian hinüber, daraufhin stellt sie ihm sein Abo-Frühstück auf den Tisch. „Gute Appetite!“, wünscht sie mit einem bezaubernden Lächeln. Sie hat lange, orange Fingernägel mit grün-blauen Ornamenten.

Christian nimmt einen kleinen Schluck Kaffee und vertieft sich in die Zeitung. Er kann sich heute in Ruhe dem redaktionellen Teil widmen, denn er hat ja im Moment keine Stellenanzeigen nötig.

Christian liest vom Neubau einer riesigen Logistikhalle am Berliner Autobahnring. Sie habe die Größe von fünf Fußballfeldern, heißt es in der Meldung. Anscheinend erfreut sich das Fußballfeld großer Beliebtheit als Flächenmaß. Aber wie groß ist eigentlich ein Fußballfeld? Vielleicht 100 Meter lang? Und vielleicht 60 Meter breit? Das wären 6000 Quadratmeter, und die fünf Fußballfelder große Halle hätte 30000 Quadratmeter. Aber wer weiß das schon so genau? Warum schreiben die denn nicht gleich... Ach ja, hier kommt es, im hinteren Teil der Meldung: „Die 42000 Quadratmeter Lagerfläche...“ 42000 durch fünf, das wären 8400 Quadratmeter, so groß muss dann also ungefähr ein Fußballfeld sein. Es könnte 100 Meter Länge und 84 Meter Breite haben. Oder es könnte 105 Meter lang und 80 Meter breit sein. Oder noch länger und noch schmaler. Aber wer weiß das schon so genau?

Christian kommt in den Sinn, dass seine Mansardenwohnung gut zwanzig Quadratmeter misst. Dann ist ein Fußballfeld also 400-mal so groß wie eine kleine Dachwohnung, und die Logistikhalle hat eine Fläche von 2000 Dachwohnungen.

Eigentlich ist es ja unpraktisch, Fußballfelder oder Dachwohnungen als Flächenmaß zu verwenden. Sie sind nicht genau definiert, und sie passen auch nicht zum Dezimalsystem. Es verhält sich mit ihnen ebenso wie mit dem alten Flächenmaß Morgen. Christian erinnert sich: Ein Morgen ist die Fläche Ackerland, die ein Bauer an einem Vormittag mit einem Pferd umpflügen konnte, rund 2500 Quadratmeter. Ebenso gut wie von fünf Fußballfeldern hätte die Zeitung auch schreiben können, dass die Halle knapp 17 Morgen groß ist.

Christian regt sich immer gern darüber auf, wenn das wunderbare Dezimalsystem verschmäht wird. Es ist doch so präzise und einfach, dass es alle nicht-metrischen Maße in den Schatten stellt – wie zum Beispiel Zoll, Fuß, Meile, Pfund, Zentner, Unze, Gallone, Dutzend und so weiter, ganz zu schweigen von Morgen, Fußballfeldern und Mansardenwohnungen. Auch bei der Flächenberechnung funktioniert das Dezi-

malsystem ausgezeichnet: ein Meter mal ein Meter ist ein Quadratmeter, zehn Meter mal zehn Meter ist ein Ar oder hundert Quadratmeter, 100 Meter mal 100 Meter ist ein Hektar oder hundert Ar oder zehntausend Quadratmeter, 1000 Meter mal 1000 Meter ist ein Quadratkilometer oder hundert Hektar oder zehntausend Ar oder eine Million Quadratmeter. Das kann doch jedes größere Kind verstehen! Wenn den Zeitungsleuten eine Quadratmeterzahl von 42000 zu groß und unanschaulich erscheint, hätten sie doch einfach schreiben können: „Die Halle hat eine Fläche von 420 Ar“, oder: „Die Hallenfläche umfasst mehr als vier Hektar.“

Ein junges Paar mit großen Rucksäcken kommt und blickt sich suchend um. Der Mann fällt durch eine Irokesen-Frisur auf und durch einen Bart, der in einen Zopf ausläuft. Die Frau hat eine pink und grün gefärbte Stoppelfrisur und trägt einen Nasenring. In der Hand hält sie ein zusammengerolltes Banner aus weißem Leinen. Als die beiden feststellen, dass alle Tische besetzt sind, wendet sich der Irokese an Christian: „Moin, is hier noch frei?“

Christian lässt die Zeitung sinken, nickt und macht eine einladende Handbewegung zu den leeren Stühlen an seinem Tisch.

„Kann man hier gut frühs-tücken?“, fragt die Bannerträgerin, während beide ihre Rucksäcke ablegen und es sich Christian gegenüber bequem machen.

„Das will ich meinen“, erwidert Christian. „Hier auf der Karte finden Sie eine große Auswahl.“ Dann vertieft er sich wieder in seine Zeitung.

Das Paar nimmt sich die Frühstückskarte vom Tisch und steckt die Köpfe zusammen. Nach einer Weile sagt der junge Mann: „Ich glaub, ich nehm das S-portler-Frühs-tück, nöch?“

„Das nehm ich auch“, sagt die junge Frau, und dann zu Christian gewandt: „Kann man hier am Tisch bes-tellen?“

„Ja“, sagt Christian, ohne von der Zeitung aufzublicken.

Wieder erscheint der halbkranke Lattke-Wirt und gibt seiner chinesischen Gehilfin einige Anweisungen. Sie nickt eifrig und setzt dann schnell alles Aufgetragene in die Tat um. Kurz darauf steht sie an Christians Tisch und fragt das junge Paar nach seinen Wünschen.

„Zweimal S-portler-Frühs-tück, bitte!“

„Tlinke Sie liebe Tee ode Kaffee?“

„Ich nehme Kaffee, nöch?“, sagt der Mann mit dem Zopfbart.

„Für mich Tee, bitte“, ergänzt seine Gefährtin.

Die Chinesin quittiert die Bestellung mit einem bezaubernden Lächeln und eilt davon. Wie der Lattke-Wirt scheint sie sich alles ohne Notizen und elektronische Hilfsmittel merken zu können.

„Entschuldige nochmal die S-törung“, wendet sich die Frau mit den bunten Stoppelhaaren an Christian. „Weißt du vielleicht, wo die Demonstration s-tartet?“

Christian lässt die Zeitung sinken und fragt zurück: „Welche Demonstration? In Berlin wird ständig demonstriert, für und gegen alles Mögliche.“

„Wir wollen zu der Abtreibungs-Demonstration“, erklärt der Mann mit dem Zopfbart. „Wir sind grade mit dem Zuch aus Hamburch gekommen.“

„Pro oder contra?“, fragt Christian.

„Das kommt auf den S-standpunkt an“, antwortet der junge Mann. „Wir sind *für* die totale Freigabe von Abtreibungen und darum *gegen* den Paragraphen 218. Der muss endlich ges-trichen werden, das ist längst überfällig, nöch?“

„Wir sind für das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht der Frau“, ergänzt seine Begleiterin. Nach einer kleinen Pause fragt sie: „Willst du nicht mitdemonstrieren?“

Christian schüttelt den Kopf. „Auf keinen Fall! Wenn ich zu einer Demonstration gehen würde, dann zum ‚Marsch für das Leben‘, wo man sich für das Lebensrecht ungeborener Kinder einsetzt. Die haben das nötig, denn die sind die Schwächsten von allen und können nicht für sich selbst sprechen.“

Die Frau mit dem Nasenring runzelt die Stirn. „Heißt das, du mutest einer Frau zu, ein ungewolltes Kind zur Welt zu bringen?“

„Ja.“

„Das ist ja voll reaktionär! Wo bleibt da unser Selbstbestimmungsrecht? Schließlich gehört mein Bauch mir. Ich will selber entscheiden, ob ich das Kind da drin haben will oder nicht.“

„Das sehen Sie ganz falsch“, hält Christian dagegen. „Mit derselben Begründung könnte mich dann auch der Eigentümer meiner Mietwohnung ermorden.“

„Wieso das denn?“

„Na, Sie wollen doch, dass eine Frau ihr Baby im Mutterleib töten darf, wenn sie das will. Dann könnte ja auch jemand einen Mieter in seinem Haus töten, wenn ihm der nicht passt. ‚Mein Haus gehört mir‘, könnte er dabei sagen.“

„Das ist doch was ganz anderes!“, erregt sich die Frau mit den bunten Haarstopkeln. „Es ist doch kein Mord, wenn man einen Fötus weg-machen lässt.“

„Abtreibungen helfen sogar, Leben zu retten“, unterstützt der Kinn-bezopfte seine Partnerin. „Wo sie verboten sind, da gehen die Frauen

nämlich zu Kurpfuschern oder greifen sogar zur Selbsthilfe, und das kann dann tödlich enden, nöch?“

„Das ist natürlich sehr traurig, wenn das geschieht“, geht Christian darauf ein, „aber damit kann man doch nicht die Tötung eines wehrlosen kleinen Menschen rechtfertigen. Das ist eine völlig schiefe Argumentation. Mit derselben Logik könnte man auch fordern, dass alle Verkehrsregeln abgeschafft werden sollten, weil viele schwere Unfälle auf die Missachtung von Verkehrsregeln zurückgehen. Jemand könnte auf die Idee kommen zu sagen: Wenn es keine Verkehrsregeln gäbe, könnte niemand sie mehr missachten. Ebenso absurd ist es zu sagen: Wenn es keinen Abtreibungsparagrafen mehr gäbe, dann bräuchte niemand mehr ihn heimlich zu übertreten. Was für ein Unsinn!“

„Nein, was du sagst, ist Unsinn“, kontert die junge Frau. „Der Embryo ist ja noch gar kein richtiger Mensch, sondern besteht eigentlich nur aus einem Zellklumpen.“

„Da sind Sie nicht richtig informiert“, regt Christian sich auf. „Schon von der ersten befruchteten Zelle an hat jeder Mensch sein unverwechselbares Genom, und damit beginnt eine kontinuierliche Entwicklung, die das ganze Leben lang andauert. Schon im zweiten Monat bildet sich der menschliche Körper voll aus, und das Herz beginnt zu schlagen. Im vierten Monat ist dann im wesentlichen alles fertig, und das Kind muss nur noch wachsen. Wer abtreibt, der tötet also in jedem Fall einen einzigartigen...“

„Das ist deine Meinung“, fällt ihm der Irokese ins Wort. „Die Mehrheit sieht das heute anders, und in der Demokratie bestimmt die Mehrheit.“

„Genau“, echot seine Partnerin. „Für die Mehrheit beginnt das menschliche Leben erst mit der Geburt.“

Christian überlegt. Dann erwidert er: „Bei den Menschenrechten hört die demokratische Entscheidungsfreiheit auf. ‚Die Würde des Menschen ist unantastbar‘, heißt es im ersten Artikel des Grundgesetzes,

und der darf nicht geändert werden. Das Bundesverfassungsgericht hat mehrfach bestätigt, dass das auch für Menschen gilt, die noch im Mutterleib....“

„Quatsch!“, fährt die Frau mit den rot-grünen Haaren ihm über den Mund. „Das sind gar keine richtigen Menschen, sondern nur Zellklumpen.“

„...dass das auch für Menschen gilt, die noch im Mutterleib sind“, fährt Christian fort. „Wo kämen wir hin, wenn Mehrheiten darüber entscheiden dürften, welche Menschen ‚richtige‘ Menschen sind und welche nicht! Mit solchen Mehrheitsmeinungen hat man früher auch Juden und Schwarze verfolgt. Diese Zeiten sind hoffentlich vorbei.“

„Vergleich uns bloß nicht mit Rassisten!“, empört sich die Frau mit dem Nasenring und droht mit ihrem zusammengerollten Transparent. Die Leute an den Nachbartischen sehen irritiert herüber.

„Ich vertrete nur den Standpunkt, dass das Leben von Menschen auch dann schon geschützt werden muss, wenn sie noch nicht zur Welt gekommen sind. Es ist doch eine absurde Annahme, dass vorher nur ein biologischer Zellhaufen vorhanden ist und dann mit der Geburt plötzlich ein Mensch draus wird! Noch einmal: Die Menschenrechte sind auch in diesem Punkt nicht verhandelbar und dürfen nicht einer Mehrheitsmeinung geopfert werden, die sich ohnehin laufend ändert. Als Christ vertrete ich darüber hinaus den Standpunkt, dass wir mit unserm Körper eben *nicht* machen dürfen, was wir wollen, sondern dass er gewissermaßen eine göttliche Leihgabe ist. Wir müssen verantwortlich mit ihm umgehen. Darum kann eine schwangere Frau nicht einfach sagen: ‚Mein Bauch gehört mir!‘, sondern sie sollte sich der Verantwortung stellen, die eine Mutterschaft nun mal mit sich bringt. Der Vater sollte sich übrigens auch seiner Verantwortung stellen. Verantwortung, das heißt doch eigentlich: Gott eine gute Antwort geben können, wenn er uns danach fragt, was wir mit unserm Leib und überhaupt mit un-

serm Leben gemacht haben – einschließlich einer Leibesfrucht, wenn er sie uns anvertraut hat.“

Der Mann mit dem Zopfbart macht ein finsternes Gesicht und sagt zu Christian: „Jetzt habe ich aber genug. Lass uns doch in Ruhe mit deinem S-tandpunkt und deiner Moralpredigt!“ Und dann zu seiner Begleiterin: „Da drüben wird gerade ein Tisch frei. Lass uns dahin gehen, da können wir unges-tört fröhs-tücken, nöch?“

Die beiden erheben sich und ziehen mit ihren Rucksäcken und mit ihrem Banner an den freien Tisch, wo ihnen die Chinesin wenig später mit strahlendem Lächeln das Sportler-Frühstück serviert. Christian ist froh darüber. So haben die beiden genug Platz auf dem Tisch, und er hat wieder seine Ruhe.

4.2

Claudia Papenburg blickt auf einen Zettel. Sie kann sich einfach nicht an digitale Notizen gewöhnen. Stattdessen benutzt sie kleinformatische Papiere, die sie mit Bleistift beschreibt. So hat sie es bereits in der Schule gemacht.

Die Aufzeichnungen, die sie gerade durchgeht, betreffen Olaf Erikson. Der Journalist im Ruhestand ist schon fast ein Jahr lang ihr Klient. Er gibt ihr immer wieder neue Rätsel auf. „Altersdepression“ steht da als Diagnose-Stichwort, aber das ist eigentlich zu undifferenziert. Überhaupt ist das ja so eine Sache mit den Diagnosen: Sie werden den Einzelpersönlichkeiten nie ganz gerecht. Man kann niemandem eine Diagnose zuordnen, so wie man Etiketten auf Marmeladengläser klebt. Andererseits: Ein vorsichtiges und vorläufiges Schubladen-Denken macht die Sache für den Therapeuten einfacher. Es kann ihm dabei helfen, seinen Klienten zu helfen. Der menschliche Geist hat nun mal

die Tendenz, bekannte Muster erkennen zu wollen und komplizierte Sachverhalte in grobe Raster einzusortieren.

Es klingelt an der Wohnungstür. Claudia bittet den alten Mann freundlich herein. „Da bin ich wieder“, stellt Olaf Erikson fest und kommt an einem antiquarischen Handstock mit Hirschhorngriff ins Sprechzimmer geschlurft. Dort macht er es sich in einem Sessel bequem, lehnt den Stock an das Nierentischchen und schlägt die Beine übereinander. Der ehemalige Journalist trägt trotz starker Glatzenbildung einen grauen Pferdeschwanz.

Beide sagen erst einmal eine Weile nichts. Claudia kennt solche Schweigepausen, die teilweise länger als eine Minute dauern können. Für manche Klienten sind sie peinlich und beklemmend, aber ihr selbst und auch Herrn Erikson tun sie gut. Er hat ja beruflich fast immer unter Zeitdruck gestanden und scheint es nun zu genießen, nicht mehr auf die Schnelle seine Gedanken in Worte kleiden zu müssen.

„Kurios!“, beginnt er dann. „Da gibt es nun ein paar Milliarden Menschen. Die machen viel Blödsinn. Und dann gibt es da einen einzigen Menschen, zu dem ich ‚ich‘ sage. Jawohl, nur zu diesem einen habe ich ein so intimes Verhältnis, dass ich ihn weder mit ‚Sie‘ noch mit ‚du‘ anrede, sondern mit ‚ich‘. Aber dieser eine Mensch macht auch viel Blödsinn. Der ist in seinem Leben immerzu herumgesaust, hat dabei aber nicht viel erreicht. Kurios!“

Wieder schweigen beide. Claudia denkt: Auf solch merkwürdige Gedanken könnte auch Christian kommen. Aber hier geht es ja nun um Olaf Erikson.

„Ich kenne unheimlich viele Leute“, fährt der Alte fort. „Aber ich kenne nur einen so gut, wie ich mich selbst kenne. Das macht mich irgendwie einsam.“

„Viele Menschen kennen nicht einmal sich selbst gut“, wirft Claudia ein.

„Mh“, meint der Klient. „Mag sein.“ Und nach einer Pause: „Sie tragen einen hellgrünen Pullover, sie stimmen mir da sicher zu. Die meisten würden das. Man kann sich einigen: Diese Farbe nennt man hellgrün. Aber vielleicht sehe nur ich dieses Hellgrün. Vielleicht sehen andere eine ganz andere Farbe. Nur eben, dass sie die ebenfalls hellgrün nennen. Kurios!“

Claudia fragt: „Glauben sie denn wirklich, dass alle anderen Menschen die Welt anders sehen als Sie?“

„Nicht pauschal“, antwortet der Mann mit dem Pferdeschwanz und breitet dabei seine Hände auseinander. „Vielleicht sieht ja jeder einzelne je etwas anderes, das wäre dann wieder eine Gemeinsamkeit. Ich denke aber schon, dass ich die Welt einzigartig ansehe, so wie kein anderer.“

„Können Sie mir dafür ein Beispiel geben?“

Der Mann schließt die Augen, legt den rechten Zeigefinger auf Nase und Lippen und denkt eine Weile nach. Dann sagt er: „Vor vielen Jahren gab es mal eine Untersuchung über Demonstrierende, da hat man herausgefunden: Etwa fünfzig Prozent aller Demonstranten können zu den sachlichen Zusammenhängen und Hintergründen ihres Demonstrationszwecks kaum etwas sagen. Sie gehen einfach nur so mit, vielleicht aus dem Bauch heraus, oder weil andere sie mitgenommen haben.“

„Na ja, die wollen eben auf irgendwelche Missstände hinweisen“, wirft Claudia ein.

„Darüber habe ich dann einen Kommentar geschrieben, also meine Meinung dazu“, fährt der Journalist fort. „Ich habe geschrieben: Es wäre besser, wenn solche Leute nicht mehr demonstrieren würden. Sie können nämlich leicht irgendwelchen Verführern auf den Leim gehen und sich vor einen falschen Karren spannen lassen. Wer demonstrieren geht, sollte sich vorher gründlich informieren und seiner Sache sicher sein. Wer auf Missstände hinweisen will, sollte gut prüfen, ob es sich

wirklich um Missstände handelt und ob sie wirklich so gravierend sind, dass sich das Demonstrieren dafür lohnt. Das war meine Sicht, und die habe ich in dem Kommentar ausgeführt. Und dann habe ich Rückmeldungen bekommen. Einige haben mich gelobt und gesagt: Der Kommentar hat mir die Augen geöffnet, so habe ich das noch nie gesehen. Andere haben gesagt: Na ja, das ist deine Sicht, ich habe eine andere. Aber kaum jemand hat gesagt: Das sehe ich ebenso.“

„Und?“, fragt Claudia.

„Nichts und. Das ist eben so. Kurios!“

„Sie haben mir öfter erzählt, dass Sie beruflich viel auf Reisen waren. Sie sind in der Welt herumgekommen und haben dabei viele verschiedene Menschen kennengelernt.“

„Tausende“, bestätigt der Journalist.

„Da haben Sie bestimmt Einblick in ganz verschiedene Weltsichten erhalten, also in ganz verschiedene Weisen, die Welt und die Mitmenschen zu betrachten.“

„Oh ja, das habe ich. Und ich habe dabei sehr viele ungewöhnliche, außergewöhnliche und auch befremdliche Leute kennengelernt. Nur normale Leute habe ich nicht kennengelernt. Normal nennt man wohl nur Leute, die man nicht näher kennt. Ich glaube, normale Leute gibt es eigentlich gar nicht. Vielleicht ist jeder Mensch ein Kosmos für sich.“

Claudia fragt: „Und Sie haben unter diesen ungewöhnlichen Leuten niemanden getroffen, den Sie – ja, wie soll ich das am besten ausdrücken? – mit dem Sie sich gewissermaßen seelenverwandt fühlen?“

„Ich habe bei anderen Leuten in seelische Abgründe geblickt, die ich teilweise auch bei mir selbst wahrnehme – teilweise aber auch in sehr fremde Abgründe, in schreckliche Abgründe, kann ich Ihnen sagen. Es bleibt wohl keinem erspart, im Lauf seines Lebens in irgendwelche Ab-

gründe zu blicken, aber berufsbedingt waren es bei mir wohl besonders viele. Wenn man in solche Abgründe blickt – gut, wenn man sich dann an was festhalten kann. Besser noch, wenn man von jemandem gehalten wird.“

Wieder folgt eine lange Schweigepause. Claudia hütet sich nachzuhören, an was er sich denn festhalten konnte oder von wem er gehalten wurde. Sie weiß aus früheren Gesprächen, dass er nicht bereit ist, darüber zu sprechen. Noch nicht. Sie vermutet, dass dieser Halt irgendwann weggebrochen ist, was eng mit den gegenwärtigen Problemen des Mannes zusammenhängt. Vielleicht wird er irgendwann von sich aus anfangen, darüber zu reden. Das wäre das Beste.

Der Alte ist jetzt tief in seinen Gedanken versunken. Nach einer Weile spricht Claudia ihn an: „Es wundert mich ein bisschen, dass Sie Ihre eigene Weltsicht so stark von anderen abgrenzen. Eigentlich müssten sie doch großes Verständnis haben, wenn Sie so viele kennengelernt haben. Sie müssten sich doch eigentlich gut in die verschiedensten Menschen hineinversetzen können.“

„Wie gesagt, teilweise stimmt das“, bestätigt Olaf Erikson.

„Na bitte!“, freut sich Claudia.

„Ich sage bewusst: teilweise. Eigentlich müsste ich sogar sagen: nur scheinbar. Ich habe ja trotz meiner vielen Reisen nur ganz wenig von der Welt gesehen und nur einen winzigen Bruchteil der acht Milliarden Menschen kennengelernt, die unsern Planeten bevölkern. Die meisten sind mir nach wie vor völlig unbekannt. Und ich habe auch immer nur meine persönlichen Eindrücke mitgenommen. Alles musste zwangsläufig erstmal durch den Filter meiner eigenen Wahrnehmung laufen, und so habe ich dann auch davon berichtet. Anders kann ich die Welt gar nicht in mich aufnehmen, auch jetzt noch nicht. Wahrscheinlich kann das überhaupt niemand. Alles in der Welt hängt miteinander zusammen – aber nur deswegen, weil mein Kopf diesen Zusammenhang

konstruiert. Die Gemeinsamkeit all der verschiedenen Dinge, die ich kenne, besteht letztlich nur darin, dass ich es bin, der von ihnen weiß. Sehen sie, wir können uns hier gut miteinander unterhalten und auch gut miteinander schweigen, und ich kann nicht behaupten, dass mir das nicht gut täte. Sie haben mich dabei ein bisschen kennengelernt, und ich habe Sie ein bisschen kennengelernt. Trotzdem habe ich keine Ahnung, was in Ihrem Kopf vorgeht, wenn wir jetzt gerade miteinander reden. Ich habe keine Ahnung, was Sie von mir denken und wie Sie das einordnen, was ich hier so zusammenquassele.“

„Na ja – “

„Nein, sagen Sie jetzt nichts, lassen Sie das einfach mal so stehen. Ich sage das nur, um deutlich zu machen: Ich kenne weder Sie noch irgendeinen anderen Menschen wirklich, schon gar nicht die Welt als solche. Ich kenne eigentlich nur die Welt in meinem Kopf – also meine eigene persönliche Sicht von der Welt. Und ich habe keine Ahnung, ob sie der Welt in anderen Köpfen oder der Welt an sich ähnelt oder nicht. Kurios ist das!“

In die nächste Schweigepause knattert ein Hubschrauber hinein. Vielleicht ein Rettungsflug, denkt Claudia, oder eine Organspende.

Als der Hubschrauber nicht mehr zu hören ist, redet der pensionierte Journalist weiter: „Ich habe viele Menschen gekannt, die heute nicht mehr leben. Ich habe über das Leben unzähliger Menschen berichtet und manchmal auch über ihren Tod. Ich musste mich mit Kriegen und Katastrophen auseinandersetzen, bei denen hunderte, ja tausende von Menschen umkamen. Es gehört beinahe zu unserm Alltag, dass Menschen sterben. Wenn die uns nahe gestanden haben, dann tut diese Erfahrung weh, ansonsten kann man sich daran gewöhnen. Es ist dann nur eine Information unter vielen: Dieser Politiker ist gestorben, oder jener Wissenschaftler. Da hat sich einer mit seinem Motorrad totgefahren, oder da hat es bei einem Erdbeben tausend Tote gegeben. Das alles geschieht letztlich in meinem Kopf, der mir den Eindruck

vermittelt, dass dies alles tatsächlich auch in der Welt geschieht. Was aber, wenn ich selbst sterbe? Wenn dieser eine einmalige Mensch, den ich ‚ich‘ nenne, nicht mehr leben wird? Ist das dann auch eine Information, die mein Kopf zur Kenntnis nehmen kann? Oder stirbt dann nicht eigentlich die ganze Welt – die einzige, die ich kenne? Das ist doch dann etwas völlig anderes als der Tod anderer Menschen. Kurios!“

„Denken Sie öfter an den Tod?“, fragt Claudia.

„Mh, was heißt öfter... Nicht so viel, wie ich als junger Mann an schöne Frauen gedacht habe! Aber natürlich, wenn man so alt ist wie ich – da drängt sich der Gedanke ans Sterben doch auf. – Glauben Sie, dass es ein Leben nach dem Tod gibt?“

„Halten Sie das denn für möglich?“, fragt Claudia zurück, weil sie gern ihre professionelle Neutralität bewahren möchte.

Der Mann mit dem grauen Zopf denkt ein paar Sekunden nach und sagt dann: „Es ist völlig egal, was ich für möglich halte. Ich würde einfach nur gern wissen, was dann mit mir und der Welt in meinem Kopf passiert. Also ob mein Tod der persönliche Weltuntergang ist oder der Transit in ein anderes Leben. Die Religionen lehren ja Verschiedenes über Letzteres, und in praktisch allen Kulturen der Menschheit gibt es eine Ahnung davon. Die Wissenschaft allerdings, die leugnet diese Möglichkeit.“

„Das kann man eigentlich nicht so pauschal sagen, dass die Wissenschaft das leugnet. Die Frage liegt lediglich außerhalb des Horizonts von dem, was Menschen entdecken und erforschen können.“

„Wohl wahr, wohl wahr“, bestätigt der Alte. „Und dann ist ja Wissenschaft auch nicht gleich Wissenschaft. Ein Astrophysiker hat dazu wahrscheinlich eine andere Meinung als ein Theologe. Kurios!“

„Dabei ist es durchaus möglich, dass ein Astrophysiker an ein Leben nach dem Tod glaubt, ein Theologe es aber bezweifelt“, gibt die Therapeutin zu bedenken.

Wieder sagen beide eine Weile nichts.

Dann setzt Olaf Erikson erneut an: „Neulich hatte ich einen komischen Traum. Ich fuhr einen alten amerikanischen Straßenkreuzer, wissen Sie, so ein herrlich riesiges Auto mit extra langer Motorhaube und Flossenheck. Das Fahrzeug war hellblau. Der Achtzylinder-Motor war kaum zu hören, die Federung butterweich. Ich schwebte gewissermaßen über die Straße dahin und kam auf eine sehr lange Brücke über einen Meeresarm. Plötzlich war die Straße zu Ende, offenbar war die Brücke weggebrochen. Ich konnte nicht schnell genug bremsen und sauste über den Rand ins Leere. Die Schnauze des Fahrzeugs senkte sich langsam nach unten, und ich stürzte auf die Wasseroberfläche zu. Das machte mir so große Angst, dass ich die Augen zukniff.“

„Und dann sind sie aufgewacht?“

„Nicht direkt. Aber ich merkte, dass ich nicht mehr fiel, sondern zu Hause in meinem Bett lag. Da spürte ich plötzlich etwas Hartes im Mund, wie einen Fremdkörper. Es handelte sich um zwei Backenzähne mit einer Brücke dazwischen, die mir offensichtlich gerade ausgefallen waren. Ich fühlte mit der Zunge nach und musste tatsächlich feststellen, dass da in meinem rechten Unterkiefer eine gewaltige Zahnlucke klaffte. Das bekümmerte mich ziemlich. Ich öffnete die Augen, die ich bis dahin immer noch fest zusammengekniffen hatte – und plötzlich waren meine Zähne wieder in Ordnung. Da war keine Zahnlucke mehr und auch kein Fremdkörper im Mund. Ich hatte das offensichtlich auch nur geträumt. Ich war sozusagen von einem Albtraum in einen anderen hinein aufgewacht. Kurios!“

„Ja, das gibt es, davon habe ich schon öfters gehört“, bestätigt Claudia. „Aber mich würde interessieren, warum Sie mir das jetzt erzählt haben.“

„Na ja, ich habe mir da so eine Theorie ausgedacht, so einen Gedanken...“, druckst der Mann mit dem grauen Zopf herum.

„Nur zu!“, ermuntert Claudia ihn.

„Weil ich aus einem Traum in einen anderen hinein aufgewacht bin, und ich dachte, ich bin schon richtig wach – aber erst danach bin ich richtig aufgewacht... Also, ich denke mir das so: Vielleicht ist mein ganzes Leben auch nur ein Traum, allerdings ein ziemlich realistischer, und wenn ich nachts träume, dann wache ich immer wieder in diesen Traum hinein auf.“

„Ein interessanter Gedanke“, wirft Claudia ein.

„Na ja, und dann denke ich auch... dann vermute ich manchmal... Also, vielleicht wache ich eines Tages ja auch aus diesem Lebenstraum auf, in die ganz richtige, echte Realität hinein. – Das finden Sie sicher Blödsinn, nicht wahr?“

„Niemand kann behaupten, dass es nicht so sein könnte.“

„Na gut. Dann erzähle ich Ihnen mal meine ganze Theorie. Die Erde kreist bekanntlich um die Sonne, und wir sitzen auf der Erde. Unser ganzes Leben lang tun wir das – wenn wir nicht gerade Astronauten sind. Wir fahren gewissermaßen Karussell auf diesem Planeten, auch wenn wir das nicht so direkt merken. Nun macht Karussellfahren ja eigentlich Spaß. Aber es kann passieren, dass einem irgendwann schwindlig wird, oder schlecht – so nach siebzig, achtzig oder neunzig Runden. Man würde sich dann freuen, wenn das Karussell anhielte und man nach Hause gehen könnte. So ist das wohl mit der Lebens-Karussellfahrt: eine Zeit lang macht sie Spaß, aber irgendwann hat man genug davon. Und da wäre es schön, wenn Sterben dann einfach so ist,

wie wenn das Karussell anhielte und man nach Hause gehen könnte. Oder anders ausgedrückt: Wenn man aus einem bedrückenden Traum aufwachen und über ihn schmunzeln könnte.“

Olaf Erikson schweigt wieder eine Weile. Dann sagt er lächelnd: „Egal ob es stimmt oder nicht – diese Theorie hat für mich etwas Tröstliches. Ein Traum ist leichter zu ertragen, wenn man dabei schon weiß, dass es sich nur um einen Traum handelt, dass man gleich aufwachen wird und dass dann der ganze Spuk vorbei ist.“

Claudia findet, dass das keine besonders gesunde Einstellung zum Leben ist, aber weil sie merkt, dass Herr Erikson mit dieser Theorie glücklich ist, beschließt sie, es so stehen zu lassen. Die Sprechstunde ist ohnehin gleich zu Ende.

Der Alte angelt sich seinen Handstock und steht auf. Auch Claudia erhebt sich, begleitet ihn mit ein paar freundlichen Worten zur Wohnungstür und sagt: „Auf Wiedersehen!“

„Na ja, wer weiß“, entgegnet Olaf Erikson, stützt sich beherzt auf seinen Hirschhornhandstock und verschwindet im Treppenhaus.

4.3

Christian Pinchowski geht in seiner Dachstube auf und ab. Hin und wieder blickt er hinunter auf den asphaltierten Hof. Er denkt darüber nach, wie er möglichst bald 200 Euro kriegen kann für das Schlemmerfrühstück und die weiteren Ausgaben im Restmonat. Mit dem Glücksspiel war es nichts, betteln oder stehlen kommt noch weniger in Frage. Christian hat auch keine Idee, wo er das Geld schnell verdienen könnte. Die einzige realistische Lösung scheint ein Darlehen zu sein. Aber welche Bank leiht einem fast mittellosen Menschen mal eben 200 Euro?

Christian bleibt stehen und denkt noch angestrengter nach. Dabei fasst er sich mit der linken Hand ans Kinn und schiebt die rechte in die Hosentasche. Seine Finger fühlen dort ein festes Stück Papier. Christian zieht ein Kärtchen heraus und liest: „Roger Schumacher, Finanzdienstleistungen“. Richtig, das war dieser Typ beim Männerabend von Horst Henker! Was hatte der doch gleich gesagt, als er Christian diese Karte überreichte? „Falls du mal Beratung brauchst, kannst du dich gern bei mir melden.“ Das wäre doch jetzt ein Fall für einen Finanzdienstleister, mit dem er obendrein seit vorgestern per Du ist! Der kann ihm sicher 200 Euro leihen – oder wenigstens eine Stelle nennen, wo er das Geld schnell und unkompliziert herkriegern kann.

Christian greift zum Telefon und wählt Rogers Nummer. Schon nach dem zweiten Ruftönen meldet der sich: „Hier Schumacher.“

„Und hier ist Christian – Christian Pinchowski!“

Schweigen.

„Wir haben uns vorgestern bei Hottes Männerabend kennengelernt, erinnerst du dich?“

„Ach ja, natürlich, Christian! Das war ja ein interessanter Abend, was?“, sagt Roger.

„Finde ich auch“, stimmt Christian zu. „Wie gehts dir denn so?“

„Mir gehts prima“, antwortet Roger, „und dir?“

„Mir gehts im Prinzip auch gut, aber ich habe da ein kleines Problem.“

„So?“

„Ja. Als du mir vorgestern deine Karte gegeben hast, da hast du gemeint, ich kann mich in Finanzfragen an dich wenden.“

„Was kann ich denn für dich tun?“

„Die Sache ist die“, erklärt Christian. „Ich war eine Zeit lang arbeitslos, habe aber jetzt wieder eine Stellung in Aussicht. Nur gibt es da im Moment einen finanziellen Engpass. Ich bräuchte möglichst schnell 200 Euro, die ich natürlich zurückzahlen werde, sobald mein neues Gehalt kommt. Vielleicht kannst du mir mit einem kleinen Darlehen helfen.“

Wieder bleibt das Telefon für ein paar Sekunden stumm. Dann sagt Roger: „Tja, das ist schwierig. Ich glaube, da liegt ein Missverständnis vor. Ich bin Anlagen-Berater, kein Schulden-Berater. Kredite vergebe ich grundsätzlich keine, das ist nicht mein Geschäftsmodell. Ich wüsste überhaupt nicht, wie ich das verbuchen sollte.“

Christian will noch nicht gleich aufgeben: „Vielleicht kennst du jemanden, der mir 200 Euro leihen kann?“

„Na ja, ich bin mit vielen Banken und Investoren vernetzt – aber so ein kleiner Betrag, und dann auch noch kurzfristig... Ehrlich gesagt, ich kenne niemanden, der Mikrokredite vergibt. Bei zweihunderttausend Euro und entsprechenden Sicherheiten, da würde ich schon Möglichkeiten sehen, aber nicht bei zweihundert. Vielleicht solltest du einfach versuchen, das Geld unter der Hand von einem Freund zu borgen.“

„Mal sehen“, meint Christian niedergeschlagen.

„Nicht den Kopf hängen lassen“, tröstet Roger. „Und wenn du in Zukunft einen Notgroschen haben möchtest oder auch etwas mehr, kann ich für dich einen sehr attraktiven Sparplan ausarbeiten, mit traumhafter Rendite!“

„Meine wirtschaftliche Situation ist nicht so, dass ich was sparen kann“, entgegnet Christian.

„Sag das nicht! Man kann auch schon mit ziemlich kleinen Beträgen zu einem Vermögen kommen, wenn man sie regelmäßig zurücklegt. Geld vermehrt sich stärker als du denkst, wenn du es richtig anlegst. Es ist

so wie bei dem Schachspieler, der mit einem einzigen Reiskorn ungeheuer reich wurde – kennst du die Geschichte?“

„Ich glaube ja. Er hat mit einem reichen Schachpartner ausgemacht, dass er, wenn er gewinnt, ein Reiskorn für das erste Feld auf dem Schachbrett bekommt, zwei Reiskörner für das zweite, vier Reiskörner für das dritte, acht Reiskörner...“

„Genau!“, ruft Roger dazwischen, „jedes Mal doppelt so viel, bis hin zum letzten Feld. Was meinst du, was er da für eine Riesenmenge Reis bekommen hat!“

„Hat er nicht“, erwidert Christian. „Zwei hoch 63 ist eine zu große Zahl...“

„64!“, ruft Roger dazwischen. „Ein Schachbrett hat 64 Felder.“

„Weiß ich“, geht Christian auf den Zwischenruf ein. „Aber auf dem ersten Feld liegt ja nur ein Reiskorn, das sind zwei hoch null Reiskörner, auf dem zweiten zwei, das sind zwei hoch eins, auf dem dritten zwei hoch zwei, und so weiter. Auf dem vierundsechzigsten Feld müssten also zwei hoch 63 Körner liegen, aber das sind so viele, dass man sie in der ganzen Welt nicht aufstreuen kann.“

„Wirklich?“

„Ja, das ist ja das Erstaunliche beim exponentiellen Wachstum. Ich habe mir auch mal so was in der Art ausgerechnet. Stell dir vor, du hast ein Blatt Papier, schneidest es in der Mitte durch und legst die beiden Hälften übereinander. Das Ganze schneidest du dann wieder mitten durch und legst beide Hälften übereinander. Das wiederholst du immer wieder – ich weiß, das ist dann technisch bald nicht mehr möglich, aber nehmen wir einfach mal an, dass sich der Stapel unbegrenzt weiter halbieren und übereinanderlegen lässt, nur so in Gedanken. Wenn man das 42-mal macht, was denkst du, wie hoch der Papierstapel dann ist?“

„Keine Ahnung“, meint Roger.

„Schätz mal!“, fordert Christian ihn auf.

„Na ja – vielleicht so hoch wie das Hochhaus in der Glockenturmstraße, wo Hotte wohnt?“

„Falsch!“, triumphiert Christian. „Er reicht von der Erde bis zum Mond – ich habe das tatsächlich mal ausgerechnet.“

„Donnerwetter!“

„Ja, das ist schon erstaunlich mit dem exponentiellen Wachstum.“

„Siehst du“, knüpft Roger an seine Kundenwerbung an, „und so könntest du auch mit wenig Einsatz reich werden, durch Zins und Zinseszins, nach dem Gesetz des natürlichen Wachstums.“

„Da muss ich dich leider enttäuschen“, widerspricht Christian. „Erstens habe ich im Moment nichts zum Investieren, sondern brauche dringend Geld. Und zweitens entspricht das, was die Banken da mit Zins und Zinseszins machen, keineswegs dem natürlichen Wachstum. Sie weisen einen Jahreszins aus und schummeln dann bei der Zins-Berechnung.“

„Wie soll ich das verstehen?“, fragt Roger misstrauisch.

„Beim natürlichen Wachstum findet eine ständige exponentielle Vermehrung statt, zum Beispiel bei einer wachsenden Bevölkerung, bei Seerosen im Teich oder bei einer Bakterien-Kultur. Die Bank berechnet für einen Sparer aber nur einmal im Jahr die Zinsen, die auf dem Konto bleiben sollen.“

„Ist doch klar“, meint Roger, „das vereinfacht den Betriebsablauf und macht die Sache transparenter. Es kann dem Sparer auch egal sein, denn er kriegt ja sein Geld.“

„Mir wäre das nicht egal“, sagt Christian, „denn durch diesen Trick wächst mein Vermögen langsamer – das heißt, es würde langsamer wachsen, wenn ich ein Vermögen hätte.“

„Das verstehe ich nicht. Wieso das denn?“

„Ich mache mal ein Beispiel. Nehmen wir an, ich lege eine Million Euro an. Und nehmen wir weiter an, die Bank verspricht mir einen effektiven Jahreszins von hundert Prozent.“

„Das gibt es überhaupt nicht“, unterbricht Roger, „so ein Zinssatz ist völlig utopisch!“

„Ich sage deshalb ja: Nehmen wir das mal an. Was ich mit diesem Beispiel zeigen will, funktioniert natürlich auch mit jedem anderen Zinssatz, aber mit hundert Prozent lässt es sich leichter rechnen. Also: Ich lege meine Million im Januar an, aber erst ein Jahr später werden mir die Zinsen gutgeschrieben und ihrerseits verzinst, im Januar des folgenden Jahres.“

Roger rechnet im Kopf mit: „Das wäre dann bei deinem unrealistischen Beispiel eine zweite Million.“

„Richtig. Aber wenn ich das Konto bereits nach einem halben Jahr auflösen würde, wieviel bekäme ich dann?“

„Na das Grundkapital plus die Hälfte der Jahreszinsen, also insgesamt 1,5 Millionen.“

„Genau. Und die lege ich jetzt wieder in einem neuen Konto an. Wieviel habe ich dann nach Ablauf der zweiten Jahreshälfte?“

Roger überlegt einen Augenblick. „1,5 Millionen plus 50 Prozent für die halbe Jahresverzinsung obendrauf, das sind also noch mal 750 Tausend, das macht dann, äh – insgesamt zwei Millionen 250 Tausend.“

„Siehst du, ich bekäme dann also 250 Tausend Euro mehr, als wenn ich das Geld ein ganzes Jahr lang auf dem Konto liegen lasse. Nach diesem Prinzip könnte ich auch bereits nach einem Vierteljahr das Geld abheben und 1,25 Millionen für das nächste Quartal neu anlegen. Danach könnte ich knapp 1,6 Millionen Euro abräumen und neu anlegen und

nach einem weiteren Vierteljahr fast zwei Millionen und schließlich, nach dem vierten Quartal runde zweieinhalb Millionen – also noch einmal mehr als bei halbjährlicher Verzinsung. Ich könnte auch monatlich, wöchentlich oder täglich neu anlegen, es würde nach einem Jahr stets etwas mehr sein. Vielleicht könnte ich sogar ein Computerprogramm fürs Onlinebanking entwickeln, das jede Sekunde...

„Halt, halt!“, greift Roger ein. „Das ist unfair. Dann müsste die Bank ja am Ende einen astronomisch hohen Betrag an dich auszahlen. Das wäre nie und nimmer wirtschaftlich.“

„Nein“, sagt Christian, „keineswegs. Bei einer kontinuierlichen Neuanlage meines Vermögens würde ich nach Ablauf eines Jahres ziemlich genau 2,718 Millionen Euro auf dem Konto haben.“

„Wieso das denn?“

„Das ist die sogenannte Eulersche Zahl, auch ‚e‘ genannt. Sie ist eine mathematische Konstante zum Berechnen von natürlichem Wachstum – ebenso wie es die Zahl Pi gibt, eine Konstante zum Berechnen von Kreisen und Kugeln. Zwar können beide Konstanten nicht ganz exakt beziffert werden, aber doch mit einer beliebig hohen Genauigkeit. Den Banken mit ihren Hochleistungs-Rechnern müsste es ein Leichtes sein, Zinsen kontinuierlich zu berechnen und dann den wirklichen Wertzuwachs auszuzahlen. In meinem Beispiel wären das immerhin 718 Tausend Euro mehr als nach dem herkömmlichen System.“

„Na ja“, meint Roger, „bei unrealistischen hundert Prozent Zinsen. Ich könnte dir Geldanlagen mit einem effektiven Jahreszins von fünf bis zehn Prozent vermitteln, da würde deine Eulersche Zahl vermutlich keinen großen Unterschied machen.“

„Mag sein“, gibt Christian zu. „Trotzdem finde ich es nicht ganz korrekt, wie die Banken Zinseszinsen berechnen. Aber ich komme noch mal auf meine Anfrage zurück: Kannst du mir nicht doch irgendwie helfen, heute noch 200 Euro zu kriegen?“

„Leider nein“, meint Roger. „Ich muss jetzt auch Schluss machen, ich habe noch einen Termin. Tschüss – und viel Glück!“

Dann knackt es im Telefon.

Christian ist genauso ratlos wie vorher. Und er fühlt sich wie ein Hinkender – übrigens nicht zum ersten Mal im Leben. Er denkt: Wenn jemand zwei normal starke Beine hat, dann kann er gut laufen. Wenn jemand zwei besonders starke Beine hat, dann kann er besonders gut laufen. Wenn aber jemand ein starkes und ein schwaches Bein hat, dann hinkt er. Christians starkes „Bein“ ist seine analytische Intelligenz, sein schwaches „Bein“ ist seine soziale Intelligenz: Er täuscht sich andauernd in anderen Menschen, er kann irgendwie nicht richtig mit ihnen umgehen. Er hat keinen Freund, den er eben mal problemlos um 200 Euro anpumpen könnte, und der neu gewonnene „Freund“ Roger, der Finanzexperte, hat offensichtlich keine Lust, ihm zu helfen. Das ist schon sehr merkwürdig, denkt Christian.

Blöd, dass er immer noch nicht weiß, wie er zu dem Geld kommen kann.

4.4

Am frühen Abend geht Claudia Papenburg joggen. Ihre Termine und alle unaufschiebbaren Arbeiten hat sie für heute erledigt.

Claudia genießt die milde Luft bei lockerem Trab. Sie will jetzt nicht auf Leistung gehen, sondern sich einfach entspannen. Sie weiß, dass sie das nötig hat – nicht nur wegen der anstrengenden Klientengespräche, sondern auch, weil sie sich momentan irgendwie unausgeglichen fühlt. Christian geht ihr nicht aus dem Kopf. Einerseits sähe sie ihn gern wieder, andererseits kommt es ihr so vor, als jagte sie einem Phantom nach.

Claudias Route führt heute an einer kleinen Kirche vorbei. Vor der Tür steht ein Aufsteller mit einem Plakat, das in sehr großen Buchstaben das Wort „BACH“ hervorhebt. Claudia tritt näher heran und liest: „Kleines Kirchen-Konzert mit Werken von Johann Sebastian BACH. Ensemble Gaudia Perpetua“. Darunter stehen Datum, Uhrzeit und Ort sowie die Anmerkung „Eintritt frei“.

Claudia stellt fest, dass die Veranstaltung hier in wenigen Minuten beginnen soll. Ab und zu geht sie in klassische Konzerte und hört auch gern Barockmusik. Am liebsten sind ihr kleinere Veranstaltungen und unbekannte Künstler, denn da ist sie im wahrsten Sinne des Wortes näher dran an der Musik. Ob sie jetzt vielleicht spontan in die Kirche gehen und sich das Konzert anhören sollte? Es würde ihr bestimmt gut tun. Sie ist natürlich völlig unpassend gekleidet, aber wenigstens ist sie nicht durchgeschwitzt.

Claudia betritt das Gotteshaus. An der Tür überreicht ihr eine ältere Dame lächelnd einen Programmzettel. Claudia lächelt zurück und kommt dann in ein helles Kirchenschiff. Ein großes Holzkreuz über dem schlichten Steinaltar dominiert den Raum. Der Altar ist mit Blumen und Kerzen geschmückt. Im Altarraum sitzen sechs Musiker im Halbkreis, vier junge Frauen und zwei junge Männer. Sie tragen dunkle Kleidung und weiße Oberteile. Vor und neben ihnen befinden sich Notenständer sowie diverse Instrumente.

Die Bankreihen sind knapp zur Hälfte gefüllt. Claudia sucht sich einen Platz im mittleren Bereich. Die meisten Zuhörer tragen normale Alltagskleidung, der Jogginganzug fällt kaum auf.

Wenig später tritt ein junger Pfarrer vor die Wartenden und streicht sich durch sein leicht gewelltes Haar. Seine ausgewaschenen Jeans bilden einen merkwürdigen Kontrast sowohl zur Kleidung der Musiker als auch zu dem grünen Pastorenhemd, das er trägt. Das Gemurmel, das bis jetzt zu hören war, verstummt.

Der Pfarrer sagt: „Herzlich willkommen zu unserem Kirchenkonzert mit Werken von Johann Sebastian Bach! Besonders begrüße ich das Kammerorchester Gaudia Perpetua in unserer Mitte. Dieses Berliner Barock-Ensemble spielt zum ersten Mal in unserer Kirche, und ich freue mich, dass wir die jungen Musiker für ein Konzert bei uns gewinnen konnten. Bevor wir ihnen zuhören, noch ein Wort zum freien Eintritt: Oft wird bei Konzerten ja Eintritt genommen, aber in unserer Kirche nicht. Damit wollen wir zeigen: In Gottes Haus sind alle ohne Vorleistung willkommen, wie es ja überhaupt Gottes Art ist, uns ohne Verdienst oder Gegenleistung zu beschenken. Außerdem macht der freie Eintritt deutlich: Die wunderbare Musik, die wir gleich hören werden, ist keine Ware, die wir gegen Bezahlung anbieten wollen. Sie ist vielmehr ein freudiges Gemeinschaftserlebnis, in das uns die Mitglieder des Ensembles Gaudia Perpetua hineinnehmen möchten. Diese Musiker spielen nämlich einfach sich selbst und uns zur Freude – und letztlich auch Gott zur Freude, Gott zu Lob und Dank. Insofern können wir die herrliche Musik als eine Art Gebet ohne Worte verstehen, also eine Form der Anbetung, in die jeder, der das möchte, sich einbezogen fühlen mag. Wer seiner Freude über die Musik am Ende dann auch mit einer Geldspende für die unvermeidlichen Kosten Ausdruck verleihen will, dem sei die Kollekte am Ausgang ans Herz gelegt. In jedem Fall aber wünsche ich euch und Ihnen und uns allen jetzt eine gesegnete Stunde mit der Musik von Johann Sebastian Bach.“

Der Pfarrer tritt ab. Einige Klatscher sind zu hören. Da macht der Pfarrer im Weggehen eine abwehrende Handbewegung, und der Applaus bricht ab. Die Klatschenden begreifen, dass eine Kirche nicht der Ort ist, wo man Menschen applaudiert, weil hier das Gotteslob Vorfahrt hat.

Die Worte des Pfarrers haben Claudia gefallen, und sie ist nun voller Vorfreude auf die Musik.

Die Künstler machen sich mit ihren Instrumenten bereit. Zwei Frauen nehmen Geigen zur Hand, die dritte eine Bratsche. Die vierte Frau rückt ihr Cello zurecht. Ein Mann steht am Kontrabass, der andere sitzt am Cembalo. Da tritt noch eine siebente Person in den Altarraum und stellt sich mitten in den Halbkreis: eine junge Frau im langen roten Kleid mit einem dunkelblonden französischen Zopf. Sie hält eine Querflöte in der Hand. Als sie ihr Gesicht den Menschen zuwendet, bemerkt Claudia, dass sie große braune Augen hat und ein noch größeres Pflaster auf der Stirn.

Der Cembalist schlägt einen Ton an, und das Ensemble prüft kurz, ob die Instrumente richtig gestimmt sind. Dann wird es ganz ruhig. Diese erwartungsvolle Stille vorher, denkt Claudia, die ist ganz wichtig, die gehört unverzichtbar mit dazu bei solcher Musik. Sie blickt auf ihren Programmzettel. „Orchestersuite Nr. 2 in h-Moll“, steht da als erstes Stück, und darunter werden sieben Teile genannt.

Auf ein Kopfnicken der ersten Geigerin hin fangen alle zu spielen an. Die „Ouverture“ beginnt mit feierlich langsamen Klängen. Claudia schließt die Augen und träumt sich in den Zauber der Barockzeit hinein. Sie sieht im Geist einen festlichen Saal in einem Schloss vor sich, von unzähligen Kerzen erleuchtet. Paare betreten gemessenen Schrittes den Raum. Die Männer haben Puderperücken, teilweise bezopft, und tragen Rüschenhemden, Kniebundhosen sowie Schnallenschuhe. Die Perücken der Frauen sind kunstvoll bis grotesk aufgetürmt und ihre pastellfarbenen Kleider durch Reifröcke aufgebauscht. Die Bewegungen der Feiernden sind etwas steif, fast wie bei einer Prozession. Aber manche Männer lächeln ihren Frauen verschmitzt zu, und die blinzeln dann zurück – in Vorfreude auf ausgelassener Musik und Stimmung.

Und da ändert sich auch schon etwas in der „Ouverture“: Die Flöte löst sich mit einer lebhaften Melodie vom Rest des Ensembles; sie entflieht wie ein Vögelchen dem Käfig. Nach einer Schrecksekunde nehmen die Streicher die Verfolgung auf. Die Frau mit der zweiten Geige

macht dazu bizarre Kopfbewegungen. Aber der melodische Ausreißer erhebt sich über die anderen und ist nicht einzukriegen. Hin und wieder lässt sich das Vögelchen auf einem hohen Zweig nieder und lacht die Verfolger aus. Dann fliegt es weiter, immer hin und her über ihren Köpfen. Nach einer Weile aber wird der Vogel müde und lässt sich wieder bei seinen Häschern nieder. Die Ouverture endet mit einem melancholischen gemeinsamen Schlusston.

Beim folgenden „Rondeau“ wiederholt sich andauernd ein Vier-Töne-Motiv. Claudia erfindet dazu den Text: „Hör mir mal zu! Hör mir mal zu!“ Die Silbe „Hör“ ist besonders betont, und sechs der sieben Musizierenden machen dabei immer eine leicht ruckartige Verbeugung. Nur der Mann am Cembalo sitzt unbeweglich da, fast wie ein Musikautomat.

„Sarabande“ heißt der nächste Teil. Er klingt klagend. Da fließt die Melodie langsam dahin wie die Tränen von jemandem, der um einen geliebten Menschen trauert. Claudia ist immer wieder fasziniert davon, wie die streng logisch-mathematisch angeordneten Töne der Bachschen Musik so überwältigende Gefühle transportieren können. Beides kann sie auch auf den Gesichtern der Musiker ablesen: Da ist einerseits die konzentrierte Anspannung, die zu einer fehlerfreien Wiedergabe der anspruchsvollen Noten offensichtlich notwendig ist, und da ist andererseits das Mitempfinden der Emotionen, die in dem Stück zum Ausdruck kommen. Vielleicht kann man daran lernen: Das Leben will ganzheitlich bewältigt sein, nüchtern-pragmatisch und zugleich gefühlvoll-empathisch, mit Köpfchen und mit Bauchgefühl. Wahrscheinlich lassen sich nur dann gute Entscheidungen treffen, wenn beides miteinander harmoniert.

Eine wilde Jagd namens „Bourrée“ reißt Claudia aus ihrer kleinen Meditation. Die schnellen Tonfolgen fordern den Musikern äußerste Konzentration ab. Die bepflasterte Stirn der Flötistin schlägt Falten, und der Kopf der zweiten Geigerin wackelt wieder bizarr. Die Melodie

steigert sich bis hin zu einem neuen Vier-Töne-Motiv, bei dem diesmal die letzte Note betont ist. Diese Tonfolge wiederholt sich viermal hintereinander und erklingt dabei jedesmal ein bisschen höher. Wie hatte der Pfarrer diese Musik genannt? „Eine Form der Anbetung“ und „ein Gebet ohne Worte“. Das kann Claudia jetzt nachvollziehen: Diese Melodie drückt Sehnsucht nach Gott aus. Sie strebt nach oben, nimmt immer wieder Anlauf und schafft es bei jeder Wiederholung des Vier-Töne-Motivs ein Stückchen höher. Ja, Beten ist wohl etwas, das geübt sein will.

Ganz anders klingt die nachfolgende „Polonaise“. Claudia fühlt sich an einen schwerfälligen Volkstanz bei einer Bauernhochzeit erinnert. Da tanzen behäbige Männer in schweren Stiefeln und dralle Frauen in bunten Röcken. Der Kontrabass-Spieler macht dazu ein fast grimmiges Gesicht und scheint sein Instrument mit dem Bogen durchsägen zu wollen. Nur der Mittelteil klingt anders, da schweigen Geigen, Bratsche und Kontrabass-Säge. Nur von der Cellistin und dem roboterhaften Cembalisten begleitet, spielt die Flöte eine liebliche Variation des Bauerntanzes. Es hört sich so an, als träte nun ein Kind auf, hüpfte fröhlich herum und zeigte damit den Bauern, wie man richtig tanzt. Die Bauern halten eine Weile inne, bewegen sich dann aber wieder in ihrem alten Trott weiter.

Vor dem nächsten Teil muss die Bratschistin eine Saite nachstimmen. Die Flötenspielerin lächelt, und zwei hübsche Grübchen erscheinen dabei auf ihren Backen. Dann hebt sie ihr Instrument wieder zum Mund und spitzt die Lippen.

Es geht weiter mit einem gemütlichen Menuett. Die fünf musizierenden Frauen wiegen ihre Oberkörper im Takt dazu, sie schunkeln beinahe, und der Kontrabassist sägt. Claudia ertappt sich dabei, dass auch ihr Kopf im Takt wiegt. Was für eine innige Musik! Aber wiederum ist sie fest gegründet auf mathematisch präziser Komposition und sauberem Instrumentalhandwerk.

Jetzt konzentrieren sich die Musiker auf den letzten Teil, die „Badinerie“. Claudia merkt schon nach den ersten paar Tönen, dass es sich um den technisch anspruchsvollsten Satz handelt, besonders für die Flötistin. Trotzdem spielt die Frau mit dem Pflaster auf der Stirn die atemberaubend schnellen Tonfolgen mit erstaunlicher Leichtigkeit. Sie scheint geradezu darin zu baden oder unter dem perlenden Wasserspiel eines Springbrunnens zu duschen; sie brennt ein Feuerwerk unzähliger bunter Klang-Fünkchen ab. Offensichtlich ist sie in dieser Musik vollkommen zuhause. Dabei strahlt sie große Freude aus – beinahe so, als ob sie verliebt ist.

4.5

Christian Pinchowski läuft in seiner Mansardenstube herum und ist verzweifelt. Den ganzen Tag lang hat er versucht, 200 Euro aufzutreiben, aber es ist ihm nicht gelungen. Oder besser gesagt: Er hat sich nicht aufraffen können, weitere Mitmenschen um Geld zu bitten. Eine Alternative ist ihm auch nicht eingefallen. Nun kann er morgen nicht das geplante Schlemmerfrühstück bezahlen, nicht einmal ein einfaches Frühstück für zwei Personen. Dabei hat er Ravonia doch eingeladen und will auf keinen Fall absagen – abgesehen davon, dass er das gar nicht könnte, weil er nicht weiß, wie sie zu erreichen ist.

Einer von Ilses Kernsätzen kommt ihm in den Sinn: „Da hilft nur beten.“ Dieses fromme Wort seiner Pflegemutter ist ihm in seiner gegenwärtigen Situation allerdings nicht ganz geheuer. Natürlich könnte er Gott bitten, dass vor morgen früh doch noch irgendwie das Geld für das Schlemmerfrühstück kommt. Er ist sich sogar sicher, dass Gott dieses Gebet hören würde und helfen könnte. Aber er fühlt sich nicht wohl bei dem Gedanken, dass der Vater im Himmel ihm jetzt aus einer Verlegenheit helfen soll, die er sich selbst eingebrockt hat. Bestimmt hat

es Gott nicht gefallen, wie er gestern sein Geld in der Spielbank verplemperte. Außerdem handelt es sich ja, objektiv betrachtet, nicht um eine echte Notlage, sondern, wie gesagt, nur um eine Verlegenheit. Wäre ein Gebet um Hilfe da nicht so etwas Ähnliches wie der Missbrauch einer Notrufeinrichtung?

Und dann ist da noch ein Problem. Christian hat in letzter Zeit sein Gebetsleben vernachlässigt und will jetzt nicht plötzlich in so einer fragwürdigen Sache einen Neuanfang wagen. Grundsätzlich wäre es natürlich gut, wieder richtig mit Beten zu beginnen – aber nicht mit so einer läppischen Bitte, sondern eher allgemein, mit Lob und Anbetung. Vielleicht sollte er einfach ein gutes vorformuliertes Gebet verwenden, um nicht selbst irgendetwas stammeln zu müssen.

Christian beschließt, diese Idee in die Tat umzusetzen. Er erinnert sich, dass Frank und Ilse ihm mal ein schönes altes Gebetbuch geschenkt haben, aus dem 19. Jahrhundert, in Leder gebunden. Der Rücken dieses Buches ist eine Zierde in seinem Bücherregal. Allerdings hat er es kaum je benutzt. Jetzt, denkt er, ist die Stunde gekommen, wo er mithilfe dieses Buches einen Neustart in seinem Gebetsleben wagen kann. Um das Geld will er sich dabei keine Sorgen machen.

Als Christian das Buch aus dem Regal nimmt, fällt ein grüner Zettel heraus und segelt zu Boden. Christian traut seinen Augen nicht: ein Hundert-Euro-Schein! Was ist das denn? Ein Wunder? Aber dann dämmert es ihm, dass er vor vielen Jahren diesen Schein selbst in das Gebetbuch hineingelegt hat. Das heißt, eigentlich waren es zwei Hundert-Euro-Scheine gewesen. Christian blättert die Seiten durch und findet tatsächlich den zweiten grünen Schein. Was für eine Überraschung!

Christian hatte am Anfang seiner Studienzeit diese 200 Euro als Prämie erhalten, als er während der Semesterferien in einer kleinen Gießerei arbeitete. Er musste dort Gussteile entgraten, eine ziemlich langweilige Arbeit. Dabei war ihm aufgefallen, dass die Arbeitsabläufe in dem Betrieb nicht optimal aufeinander abgestimmt waren.

„Man könnte einen Teil des Lagers aus dem Hauptgebäude in das Nebengebäude verlagern“, schlug Christian damals dem Chef vor, „also in den Trakt, wo jetzt die Gussteile entgratet werden. Dann könnte das Entgraten im Hauptgebäude stattfinden, direkt neben dem Abkühlager. Die Werkstücke brauchten dann nicht zweimal zwischen den beiden Häusern transportiert zu werden, sondern nur einmal. Sie könnten bis zum Abholen der Ware im kleinen Gebäude bleiben. Das würde eine ganze Menge Transportaufwand sparen.“

Der Chef hatte aufmerksam zugehört und erwiderte: „Das ist ja sehr interessant, das muss ich mir mal durch den Kopf gehen lassen. Sind Ihnen noch andere Dinge aufgefallen?“

„Na ja, ein paar Kleinigkeiten noch.“

„Gut. Dann schreiben Sie doch einfach mal alles für mich auf.“

Daraufhin hatte Christian eine richtige kleine Dokumentation verfasst und zusammen mit Skizzen in einer ansprechenden Mappe als „Verbesserungsvorschläge für die Arbeitsabläufe in der Gießerei“ dem Chef präsentiert. Auch eine Überschlagskalkulation fehlte nicht, in der Christian nachgewiesen hatte, dass die Firma mit den angeregten Verbesserungen jedes Jahr einen vier- bis fünfstelligen Eurobetrag einsparen kann. Der Chef hatte die Mappe staunend entgegengenommen, Christian gelobt und ihm dafür bare zweihundert Euro Prämie gegeben. Weil Christian gerade gut bei Kasse war, hatte er die beiden Hunderter als Reservegeld in den Seiten seines Gebetbuches versteckt, als geheimen Notgroschen sozusagen. In der Gießerei hatte er danach nie wieder gearbeitet, denn sie hatte fortan keinen Bedarf mehr an studentischen Hilfskräften...

Christian hatte dieses Geld völlig vergessen. Umso erstaunter ist er, dass es ihm gerade jetzt wieder in die Hände fällt. Ihm rollt ein Stein vom Herzen. Um die Mittel für das morgige Schlemmerfrühstück und

die restlichen Ausgaben des Monats braucht er sich nun keine Sorgen mehr zu machen.

Dass die beiden grünen Scheine im Gebetbuch parat lagen, lässt sich zwar nicht direkt auf Gottes Handeln zurückführen, aber dass Christian sie gerade in dem Moment gefunden hat, als er völlig ratlos und verzweifelt war, das kann er nicht anders bezeichnen als ein Wunder. Wie hat Gott ihn damit beschämt, wo er sich doch nicht einmal traute, ihn direkt um Hilfe zu bitten! Wie herrlich ist es, Gottes Liebe zu erfahren! Wie schön ist es zu wissen, dass da jemand im unsichtbaren Stellwerk sitzt und die Weichen so stellt, dass man merkt: Er meint es gut.

Christian fühlt sich so geborgen, wie er sich in seinen frühesten Kindheitserinnerungen auf dem Schoß seiner Mutter gefühlt hat. Überglücklich sucht er nach einem Dankgebet in dem Buch, findet einen passenden Psalm und betet dann laut: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat...“

4.6

Zur selben Zeit als Christian betet, hört Claudia Papenburg lautes Fluchen hinter sich. Sie dreht sich um und sieht einen üppig tätowierten Mann mit Glatze, wie er eine junge Frau anschreit und dann aufgeregt in einer fremden Sprache auf sie einredet. Die Frau schaut ihn unter blaugrün angemalten Lidern furchtsam an. Ihr knallroter Mund ist dabei halb geöffnet. Sie trägt einen schamlos kurzen Rock und hochhackige Lackstiefel.

Claudia will mit diesem Streit nichts zu tun haben und eilt weiter. Überall sieht sie sehr junge und auch ältere Frauen, die offensichtlich sexuelle Dienstleistungen anbieten. Claudia weiß, dass die allermeisten

von ihnen das weder gern noch freiwillig tun, sondern von irgendwelchen Männern dazu gezwungen werden. Claudia überlegt, ob sie nicht wenigstens mit einer dieser bedauernswerten Sex-Sklavinnen ins Gespräch kommen und Hilfe anbieten sollte. Aber das brächte wahrscheinlich nichts, weil die meisten von ihnen kaum Deutsch verstehen und außerdem völlig abhängig von ihren Bossen sind.

Claudia ist in dieses zwielichtige Stadtviertel geraten, weil sie zur Kneipe „Trick 17“ will. Nach dem Konzert hat sie nämlich spontan beschlossen, noch am selben Abend Carmen aufzusuchen, von der Ansgar behauptet hatte, sie sei mit Christian „zusammen gewesen“. Claudia hofft, dass sie durch diese geheimnisvolle Bardame doch noch mit Christian in Kontakt kommen kann.

Jetzt steht Claudia vor der Front eines alten Mietshauses und sieht die große, grell beleuchtete Schrift „Trick 17“. Darunter steht etwas kleiner „Spiel, Sport, Spaß“.

Als sie den schummerig beleuchteten Kneipenraum betritt, empfängt sie rockige Musik, allerdings in Zimmerlautstärke. Es riecht nach Bier und Zigaretten. Vorn links sitzen fünf Männer mit Biergläsern an einem runden Tisch, rechts hinten in einer Nische zwei Paare mittleren Alters. Außerdem gibt es hier einen Billardtisch, zwei Tischkicker, ein halbes Dutzend unbesetzte Tische und im Hintergrund natürlich eine umfangreiche Bar. Was in dieser Kneipe sonst noch gespielt wird, kann Claudia nicht erkennen, aber hinter einigen Türen verbergen sich Nebenräume, wo es offensichtlich weitere Möglichkeiten gibt.

Während die beiden Paare in ein Doppelkopfspiel vertieft sind, betrachten die fünf Männer die Eintretende neugierig. Claudia möchte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen und nach Carmen fragen, darum sagt sie zunächst: „So, eine Spielekneipe ist das hier also. Was wird denn hier gespielt?“

„Na, anständige Spiele eben“, erklärt ein Mann mit grauem Spitzbart.

„Und unanständige“, kichert ein faltenreiches Männergesicht unter einer Halbglatze.

„Und voll durchgeknallte“, behauptet ein jüngerer Glatzkopf.

„Haste Lust auf 'n Strip-Poker?“, fragt der Faltenreiche, und die Männer lachen grölhend.

„Nicht mein Ding“, antwortet Claudia kühl.

„Wie wärs denn mit 'ner Runde Kicker?“, fragt der junge Glatzkopf.

Claudia überlegt. Wo sie nun schon mal in einer Spielekneipe gelandet ist, will sie keine Spielverderberin sein. „Meinetwegen“, antwortet sie. „Aber nicht um Geld!“

„'Türlich“, meint der Glatzkopf, erhebt sich zu einer stattlichen Größe von mindestens ein Meter neunzig und begibt sich zu einem der Kickerische. Claudia folgt ihm. In ihrer Jugend hat sie öfter mal gekickert, aber nun schon jahrelang nicht mehr. Wenn schon: Sie muss ja nicht gewinnen.

Die anderen Männer erheben sich auch und schauen zu. Sie feuern ihren Freund an, der sich ziemlich geschickt anstellt und eins ums andere Mal die Ballkugel in Claudias Torgrube versenkt. Claudia fühlt mit der Zeit einen gewissen Ehrgeiz in sich aufsteigen und spielt immer engagierter. Am Ende freut sie sich, dass sie immerhin vier Tore erzielt hat; sie ist mit dem Endstand von vier zu zehn durchaus zufrieden. Im Stillen verbucht sie das Ganze als Win-Win-Situation.

Bevor sich ihr Spielgegner wieder hinsetzt, fragt sie ihn: „Arbeitet hier eigentlich eine Carmen?“

Anstelle einer Antwortet ruft er „Carmen!“ zur Bar hinüber. Hinter dem Tresen erhebt sich eine schwächliche Dame um die vierzig.

„Da will dich jemand sprechen.“

Claudia geht zu der Bardame und schaut sie sich genau an. Sie trägt eine Art Strandanzug, aber goldfarben, ist stark geschminkt und hat ihr platinblondes Haar hochgesteckt. An ihren Ohren hängen wahre Mobiles aus Messing, die bei jeder Kopfbewegung klimpern.

„Ich möchte nur um eine Auskunft bitten“, sagt Claudia und lächelt Carmen dabei freundlich an. „Ich suche meinen alten Schulfreund Christian und habe gehört, dass Sie mir vielleicht sagen können, wie ich mit ihm in Kontakt treten kann.“

Bei dem Wort „Christian“ zuckt Carmen zusammen. „Ja – nein – ich weiß nicht...“ stammelt sie und schaut dabei ziemlich ängstlich. „Einen Moment bitte!“, sagt sie dann und verschwindet durch eine der hinteren Türen.

Claudia weiß nicht, was sie davon halten soll. Sie mustert die Flaschen auf und über der Bar. Es gibt da bauchige und schlanke, runde und eckige, durchscheinende und undurchsichtige. Bei den durchsichtigen kann sie verschiedene Pegelstände hochprozentiger Flüssigkeiten erkennen, gelbe, rote, blaue, braune und klare. Und dann sind da noch viele Gläser und weiteres Barzubehör...

Carmen kommt mit einem bulligen Typen in Lederjacke zurück. Der blickt Claudia finster an. Während Carmen sich schnell hinter ihre Bar verdrückt, sagt der Mann mit der Lederjacke zu Claudia: „Komm mit!“

Claudia folgt dem Bulligen mutig durch die Tür, durch die Carmen und er gekommen sind. Wortlos führt er Claudia über einen kleinen Hof zum Hinterhaus. Im Treppenhaus riecht es nach Knoblauch. Der Bullige öffnet eine unscheinbare Tür und schiebt Claudia in einen nur spärlich eingerichteten, aber gut beleuchteten Büroraum. Dann kommt er selbst hinterher, schließt die Tür und stellt sich breitbeinig davor.

Ein sonnengebräunter Mann mit gepflegter Kurzhaarfrisur sitzt auf einem Chefsessel am Schreibtisch. Hinter ihm hängt ein Gewehr, ansonsten sind die Wände kahl. Der Mann trägt ein schwarzes T-Shirt

und hat einen goldenen Ring im rechten Ohrfläppchen. Sein Blick ist so stechend, dass seine Augen Claudia geradezu durchbohren.

„Bitte!“ , sagt der Mann mit dem stechenden Blick leise und deutet auf einen alten Holzstuhl vor dem Schreibtisch.

Claudia wünscht einen guten Abend und lässt sich nieder. Ihr Blick wandert wieder zu dem Gewehr an der Wand. Es ist ein komisches Gefühl – mit einem Gewehr vor Augen und einem Wächter im Rücken. „Ein merkwürdiger Wandschmuck!“ , entfährt es ihr.

„Nur eine kleine Erinnerung an Respekt“, sagt der Mann auf dem Chefsessel und spricht dabei immer noch leise. „Aber zur Sache. Du hast nach Christian gefragt.“

„Genau“, bestätigt Claudia. „Christian und ich, wir sind vor langer Zeit zusammen zur Schule gegangen, und ich würde mich gern mal wieder mit ihm treffen. Dummerweise weiß ich nicht, wie ich ihn erreichen kann. Da hat mir jemand den Tipp gegeben, mich bei Carmen zu erkundigen, und so bin ich hier gelandet.“

„Aha“, haucht der Gebräunte mit der Kurzhaarfrisur. Er schweigt für einen Augenblick. Dann fragt er: „Brauchst du vielleicht Stoff?“

„Stoff? Wieso Stoff? Ich will mir doch kein Kleid nähen!“

„Sehr witzig“, meint der Mann mit dem schwarzen T-Shirt, sieht dabei aber keineswegs amüsiert aus. Er kneift die Augen zusammen. „Also los, pack aus. Warum bist du wirklich hier?“

„Ich glaube, Sie irren sich“, entgegnet Claudia. „Ich will mich tatsächlich nur nach Christian erkundigen. Das ist kein vorgeschobenes Anliegen, wie Sie vielleicht denken, sondern das ist wirklich alles.“

„Also gut“, sagt der Gebräunte leise und hält die Augen dabei weiter zusammengekniffen, und dann noch einmal: „Also gut. Du willst nur

was über Christian wissen. Dann muss ich dir die traurige Mitteilung machen, dass Christian tot ist.“

„Tot?“, ruft Claudia überrascht. „Was heißt das – tot?“

„Dumme Frage. Tot heißt tot, mausetot eben.“

Einen Moment lang ist es still.

„Das kann ich mir nicht denken“, sagt Claudia. „Ich habe ihn noch am Montag gesehen, da war er quicklebendig.“

„Aha. Du hast ihn am Montag gesehen und weißt nicht, wo du ihn treffen kannst. Interessant“, folgert der Mann auf dem Chefsessel und kneift seine Augen noch mehr zusammen.

„Ich habe ihn nur flüchtig gesehen, ich habe nicht mit ihm gesprochen“, erklärt Claudia. „Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, dass er in diesen drei Tagen gestorben sein soll.“

„Egal, ob du dir das vorstellen kannst: Er ist tatsächlich gestorben.“ Der Mann mit dem schwarzen T-Shirt spricht jetzt noch leiser.

„Und wie, wenn ich fragen darf?“

„Er hatte irgendeinen Unfall.“

„Was für einen Unfall?“

„Keine Ahnung“, erwidert ihr Gegenüber und lacht dann plötzlich hämisch. „Vielleicht ist er über seinen langen Bart gestolpert und die Treppe runtergefallen.“

„Über seinen langen Bart?“, wundert sich Claudia. „Christian hat doch gar keinen Bart. So weit ich weiß, hat er nie einen Bart getragen.“

„Oh doch. Ich versichere dir: Christian hat einen enormen Bart gehabt.“

„Christian Pinchowski?“

„Ich kenne keinen Christian Pinchowski. Der Christian, den ich meine, hat jedenfalls einen enormen Bart gehabt.“

Wieder ist es ein paar Sekunden still. Claudia braucht eine Weile, bis sie diese Information verdaut hat.

„Dann ist das Ganze wohl ein Missverständnis“, meint sie schließlich und erhebt sich.

„Moment!“, sagt der Gebräunte scharf, und sein Blick wird wieder stechend. „Bleib noch einen Augenblick und denke gut nach: Kennst du wirklich keinen Christian mit Bart?“

„Nein“, sagt Claudia. „Aber ich habe den Eindruck, dass hier irgendwas faul ist.“

„Wie meinst du das?“

„Ich habe das Gefühl, dass hier nicht alles mit rechten Dingen zugeht.“

„Beweise es, wenn du kannst.“

„Ich werde mich hüten. Ich sage mal nur ganz allgemein: Man sollte sich vor allem Illegalen hüten.“

Der Mann mit dem goldenen Ohring richtet sich in seinem Chefsessel auf und legt die Hände flach auf den Tisch. „Was legal ist, bestimme ich hier.“

„Eine ziemlich fragwürdige Einstellung“, meint Claudia. „Sie haben doch vorhin was von Respekt gesagt. Ist es denn respektvoll, Regeln und Gesetze der Gesellschaft zu missachten, in der man lebt? Ganz bestimmt nicht! Es ist vielmehr ein großes Übel.“

„Es ist für mich das kleinere Übel, wenn ich auf diese Weise der Gewinner bleibe“, argumentiert der Sitzende.

„Wo bleibt da der Respekt für die Gesellschaft, für die Mitmenschen? Ihre Einstellung scheint mir wenig rücksichtsvoll zu sein.“

„Das siehst du falsch“, erwidert der Mann. „Jeder sollte nur an seinen eigenen Vorteil denken, das fällt den meisten Menschen sowieso am leichtesten. Und wenn jeder an sich denkt, dann ist an alle gedacht. So einfach ist das.“

Claudia steht noch immer. „Diese Einstellung finde ich sehr befremdlich“, sagt sie und sieht auf den Mann im Chefsessel herab. „Im übrigen möchte ich jetzt gehen. Auf Wiedersehen.“ Sie wendet sich zur Tür.

„Lass dich hier lieber nicht wieder sehen“, gibt der Gebräunte ihr zum Abschied mit auf den Weg und macht dem Bulligen ein Zeichen, dass er den Weg freigeben soll.

Auf der Straße atmet Claudia erstmal tief durch. Wie gut die kühle Nachtluft tut! Dann erinnert sie sich, dass es auf dem Gymnasium in ihrer Jahrgangsstufe tatsächlich noch einen anderen Christian gab, und der hatte wirklich schon damals einen Bart. Wahrscheinlich dachte Ansgar, dass Claudia den meint, und hat sie deshalb zu Carmen ins „Trick 17“ geschickt.

Claudia hat heute Abend zwar etwas Interessantes erlebt, aber sie muss sich eingestehen, dass sie mit ihrer Suche nach Christian kein bisschen weitergekommen ist.

Freitag

5.1

Christian Pinchowski wacht sehr früh auf. Er freut sich auf das Wiedersehen mit Ravonia. Er kann es kaum erwarten.

Bereits um 9 Uhr 20 trifft Christian am Café Lattke ein, zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit. Ob Ravonia wohl lieber drinnen oder draußen sitzt? Der Himmel ist zwar bedeckt, aber es ist trocken, windstill und mild. Ravonia ist ein sportlicher Typ, denkt Christian, und wird wohl lieber draußen sitzen wollen – ebenso wie er selbst. Hoffentlich fängt es nicht an zu regnen.

Christian geht gar nicht erst hinein und holt sich auch keine Zeitung, sondern belegt vor dem Café sogleich einen Vierertisch mit Beschlag. Bei einem Schlemmerfrühstück für zwei Personen braucht man ja viel Platz. Christian stellt sich vor, was der Wirt für Augen machen wird, wenn er heute das teuerste Frühstück bestellt. Weil es relativ warm ist, zieht Christian seinen grauen Anorak aus. Darunter kommt ein blau-weiß gestreiftes Hemd zum Vorschein, das er sich zur Feier des Tages frisch angezogen hat.

Ein Straßenreinigungsfahrzeug nähert sich langsam mit viel Getöse. Gut, dass das jetzt passiert! Bei solchem Lärm könnte man sich nicht unterhalten.

Es dauert nicht lange, da tritt die junge Chinesin durch die gedrechselte Tür ins Freie – heute allein, ohne den Wirt. Sie hat ein kleines Tablett in der Hand und steuert direkt auf Christians Tisch zu. Mit einem strahlenden Lächeln stellt sie eine Tasse Kaffee und einen Teller mit einem Brötchen vor ihn hin. „Bitte seh! Gute Appetite!“

„Wie? Was?“, fragt Christian verwirrt. „Ich habe doch noch gar nichts bestellt!“

Die Frau mit den orangenen Fingernägeln erklärt: „De He Wilt sagt, de glau Mann kliegt imme eine Kaffee und eine tlockene Blötchen.“

„Wo ist denn der Herr Wirt?“ , will Christian wissen.

Das Lächeln auf dem Gesicht der Chinesin erlischt. „De He Wilt ist klank“, sagt sie traurig.

„Klank? Ach so, krank. Das tut mir leid. Aber heute möchte ich keinen Kaffee und kein trockenes Brötchen.“

„Heute nicht?“

„Nein.“

„Sonden?“

„Heute möchte ich das große Schlemmerfrühstück bestellen. Das heißt, eigentlich zwei große Schlemmerfrühstücke, ich erwarte nämlich noch jemanden.“

Die Chinesin sieht ihn erstaunt an. „Zweimal ganz große Schlemmerfrühstück, ja?“ Dann fängt sie sich und fragt: „Mit Plosecco ode mit Saft?“

„Prosecco“, antwortet Christian.

„Kaffee ode Tee?“

Christian überlegt einen Augenblick. „Ich denke, wir nehmen Kaffee“, sagt er dann.

„Dunkle ode helle Blötchen?“

„Beides.“

„Und wie die Eie? Gekocht, Lüh-Ei, Spiegel-Ei ode Omelette?“

„Gekocht bitte“, wünscht Christian und ergänzt: „Weichgekocht!“

„Bitte seh“, sagt die Chinesin, „kommt sofort!“ Sie nimmt Christians Abo-Frühstück wieder mit und wendet sich zum Gehen.

„Halt!“, ruft Christian. „Nicht sofort, sondern erst wenn die – die andere Person da ist.“

„Natürlich!“, bestätigt die Chinesin, merkt sich wieder alles ohne Notizen und quittiert Christians letzten Wunsch mit einem verständigen Lächeln.

Christian blickt auf die Zeitanzeige an der Apotheke schräg gegenüber. Es ist bereits 9 Uhr 32. Wo Ravonia nur bleibt? Vielleicht hat sie die Verabredung vergessen. Oder ihr ist was dazwischen gekommen. Hoffentlich verspätet sie sich nur etwas und taucht gleich auf.

„Hallo!“, spricht eine melodische Frauenstimme ihn von hinten an. Christian dreht sich um und erblickt eine fröhliche Ravonia in einem hellen Sommerkleid mit Blumenmuster. Es bringt ihre sportliche Figur vorteilhaft zur Geltung. An den Füßen trägt sie schneeweiße Sneakers.

„Hallo – Ravonia!“, sagt er und lächelt zurück. Seine treuen Augen blicken die junge Frau mit dem französischen Zopf freundlich an und stellen fest, dass nur noch ein Pflaster auf der Stirn von ihrem Unfall zeugt.

„Ich habe noch kein neues F-Fahrrad, darum komme ich zu Fuß“, erklärt sie.

Christian macht eine einladende Handbewegung, dass sie sich zu ihm an den Tisch setzen soll. Das tut sie auch, nachdem sie ihren weinroten City-Rucksack abgenommen und auf einem der freien Stühle platziert hat. Christian bemerkt einen leichten Zitronenduft, der ihn an Ilse erinnert.

„Ich möchte aber nur ein k-kleines Frühstück“, sagt Ravonia.

„Hast du denn schon gefrühstückt?“, fragt Christian enttäuscht.

„N-nein, noch nicht.“

„Na also“, sagt Christian, „dann lass uns doch ordentlich frühstücken! Hier gibts ein riesig leckeres Schlemmerfrühstück. Das Bessere ist stets der Feind des Guten, nicht wahr? Außerdem habe ich schon bestellt.“

„Na wenn du meinst“, willigt Ravonia ein. „Aber dann will ich es wenigstens selbst bezahlen.“

„Kommt nicht in Frage“, widerspricht Christian. „Ich habe dich doch eingeladen.“

Darauf erwidert Ravonia nichts, und es entsteht eine kleine Pause. Ein Spatz holt sich einen dicken Brotkrümel unter dem Nachbartisch hervor und schwirrt ab.

„Wie geht es dir denn jetzt?“, will Christian wissen.

„Mir gehts eigentlich wieder sehr gut. M-meine Hand ist erstaunlich schnell geheilt, ich k-konnte gestern sogar schon wieder Flöte spielen im Konzert.“

Ravonia zeigt Christian ihre schlanke Hand, an der nur noch etwas Schorf zu sehen ist.

„Was war das denn für ein Konzert?“, will Christian wissen.

„Bach-Musik in einer K-Kirche, die H-Moll-Suite und andere schöne Sachen.“

„In einer Kirche?“, interessiert sich Christian. „Bei einem Gottesdienst?“

„Nicht d-direkt, es war einfach ein Kirchenkonzert. Obwohl – der P-Pastor hat gesagt, dass Musik in der Kirche so was Ähnliches wie ein G-Gebet ist und dass Gott Spaß daran hat.“

„Ja, das sehe ich auch so“, nimmt Christian den Faden auf. „Mit Musik kann man Gott herrlich loben. Wobei – es ist schon komisch: Unsere

Stimmen und Musikinstrumente kräuseln die Luft mit harmonischen Wellen, und Gott hat Spaß daran.“

Ravonia lächelt, und ihre Grübchen kommen dabei wieder zur Geltung. „Ich hatte auch selber Spaß dran. Ich habe immer viel Spaß, wenn ich M-Musik mache. Unser Barock-Ensemble heißt übrigens G-Gaudia Perpetua. Ach so, ehe ich es vergesse: Wir haben im letzten Jahr ein Album rausgebracht, und da will ich dir eins schenken.“

Ravonia wendet sich ihrem Rucksack zu, öffnet ihn, holt eine CD heraus und überreicht sie Christian. Der freut sich vor allem über das schöne Bild auf dem Cover, weil da eine festlich gekleidete Ravonia inmitten von sechs jungen Musikern ihr wunderbares Grübchen-Lächeln zeigt.

„Danke, vielen Dank!“, ruft er begeistert. „Damit machst du mir eine große Freude. ‚Gaudia Perpetua – Bach und mehr‘, was für ein schöner Name. ‚Gaudia Perpetua‘ – beständige Freuden!“

„Da kann ja jemand Latein“, meint Ravonia anerkennend.

Die junge Chinesin kommt jetzt mit einem riesigen Tablett durch die gedrechselte Tür. Sie steuert wieder auf Christians Tisch zu und breitet dort vor den beiden alles aus, was zu einem Schlemmerfrühstück gehört: Geschirr, Besteck, zwei Eier im Becher, eine Piccolo-Flasche Prosecco, zwei Sektgläser, eine Thermoskanne mit Kaffee, ein Kännchen Milch, helle und dunkle Brötchen, Croissants, Schwarzbrot sowie kunstvoll dekorierte Platten mit Schinken, Speck, Käse, Räucherlachs, Melonen, Trauben, Tomaten, Mozzarella und Butterröschen, dazu noch Honig, Konfitüre, Orangenmarmelade und Kräuterquark. Es nimmt gar kein Ende, und selbst der Vierertisch kann diese Fülle kaum fassen. Ravonia sieht der Kellnerin mit halboffenem Mund zu. Christian bewundert die Chinesin im Stillen wegen ihrer professionellen Geschicklichkeit, wegen ihrer Schnelligkeit und auch wegen ihrer kunstvollen blaugrünen Ornamente auf den langen orangen Fingernägeln. „Gute

Appetite!“, wünscht sie lächelnd und entschwindet dann mit leerem Tablett.

„D-das ist aber ein Frühstück!“, staunt Ravonia.

„In der Tat“, pflichtet Christian ihr bei und merkt an: „Die Kellnerin hat sich meine ganze Bestellung im Kopf gemerkt und dann alles tadellos serviert, in kürzester Zeit. Und das, obwohl der Chef heute krank ist und sie allein bedienen muss.“

„Alle Achtung“, sagt Ravonia.

„Dann wollen wir es uns mal schmecken lassen.“ Christian öffnet die Flasche, leert ihren Inhalt in die Sektgläser und erhebt sein Glas in Richtung Ravonia. Sie erwidert das Zuprosten und macht sich anschließend eifrig über das Frühstück her. Christian freut sich, dass sie mit gutem Appetit zulangt, obwohl sie doch zunächst nur ein kleines Frühstück wollte. Auch ihm selbst schmeckt es heute besonders gut – da er ja sonst nur ein trockenes Brötchen frühstückt, und das allein.

Ravonia ist mit ihren Gedanken immer noch bei der tüchtigen Kellnerin und meint: „Ich finde es t-toll, wie viele Asiaten und andere Ausländer mithelfen, d-dass wir hier gut leben können – nicht nur in der G-Gastronomie, auch im Gesundheitswesen, und natürlich auch bei der Musik. Ich k-kenne viele ausländische Kolleginnen und Kollegen, die sich voll engagieren und Großartiges leisten, vor allem Chinesen, Japaner und K-Koreaner. Wir M-Musiker sind alle wie eine große Familie, egal, wo jemand herkommt.“

„Kann ich nachvollziehen“, bestätigt Christian. „Übrigens: Vorgestern habe ich einen Libanesen kennengelernt, der hier in Berlin einen tollen Obst-und-Gemüse-Großhandel aufgebaut hat. Und in der Kirchengemeinde erlebe ich gute Gemeinschaft mit Migranten. Da wird nicht gefragt, wie einer aussieht oder wo er herkommt, da sind wir auch alle eine große Familie. Ich verstehe überhaupt nicht, was manche Leute gegen Ausländer haben.“

„Ein bisschen kann ich das schon n-nachvollziehen“, erwidert Ravonia und köpft ihr Ei. „Die m-meisten denken doch, dass es im eigenen Land am schönsten ist, wenn man unter sich ist, bei Verwandten und F-Freunden, bei Menschen, die dieselbe Sprache sprechen und über dieselben Witze lachen und V-Verständnis für einen haben. Ausländer stören da ein b-bisschen, die sind irgendwie fremd und ungemütlich für sie.“ Ravonia beginnt ihr weichgekochtes Ei auszulöffeln und fügt ihren Gedanken noch hinzu: „Die meisten Leute wollen auch nicht, dass auf der ganzen Welt ein gemixtes Einheitsvolk entsteht mit einer Einheitskultur.“

„Ja, da hast du wohl recht“, pflichtet Christian ihr bei, während er eine Brötchenhälfte mit Honig bestreicht. „Aber man sollte bedenken: Die Ausländer, die nach Deutschland gekommen sind oder noch hierher wollen, die gehen doch nicht auf eine lebensgefährliche Reise mit der Absicht, dass sie eine einheitliche Weltkultur schaffen wollen. Ich glaube, die meisten würden auch lieber gemütlich in ihrem Land bleiben; aber da ist es eben alles andere als gemütlich. Sie kommen, weil sie in Not sind, weil zum Beispiel Krieg herrscht oder weil man sie umbringen will. Nur weil sie so verzweifelt sind, klopfen sie an unsere Stadttore.“

„Was für Stadttore?“, will Ravonia wissen.

„Na ja, sie melden sich an der Grenze und bitten um Asyl.“

„Wenn sie das denn t-tun“, wendet Ravonia ein. „Viele melden sich eben nicht an der G-Grenze, sondern reisen illegal ein, mithilfe von Sch-Schleusern. Sie klettern gewissermaßen heimlich über die Stadtmauer.“

„Ja, das ist leider so“, gibt Christian zu. „Das darf unser Staat natürlich nicht dulden.“

„Und manche sind gar nicht verzweifelt und b-bitten auch nicht um Hilfe, sondern t-tauchen bei uns unter und schließen sich k-kriminellen

Clans an. Darum haben viele Leute Angst vor immer mehr Ausländern.“

„Dagegen muss sich der Rechtsstaat natürlich wehren“, meint Christian und beißt in sein Honigbrötchen. „Aber das Problem ist ja nicht, dass solche Leute Ausländer sind, sondern dass sie ungesetzlich leben. Auch viele Deutsche leben ungesetzlich. Das muss in jedem Fall konsequent verfolgt werden, egal ob bei Deutschen oder Ausländern, ohne Ansehen der Person. Aber die meisten Ausländer, glaube ich, kommen tatsächlich wegen einer echten Notlage – sei es, dass ihr Leben bedroht ist, oder sei es auch nur, dass die Lebensverhältnisse in ihrem Land katastrophal schlecht sind und sie keine Besserung mehr erwarten.“

Drei Schuljungen kommen vorbei, zwei weiße und ein schwarzer. Sie unterhalten sich laut und lachen dabei. Vielleicht haben sie gerade eine Stunde frei, vielleicht schwänzen sie auch.

„Aber kann unser Land dass denn sch-schaffen?“, fragt Ravonia. Es gibt doch sehr viele Flüchtlinge auf der g-ganzen Welt, und noch viel mehr, die unter k-katastrophalen Bedingungen leben. Wenn von denen ein großer Teil zu uns kommt – das kann D-Deutschland doch überhaupt nicht verkraften, wirtschaftlich und auch sonst.“

Christian nimmt einen Schluck Kaffee und sagt: „Andererseits können wir Zuwanderer gut gebrauchen, gerade auch wirtschaftlich. Viele wichtige Stellen müssten unbesetzt bleiben, wenn wir keine Migranten hätten. Wer weiß, ob wir hier heute überhaupt frühstücken könnten, wenn diese chinesische Kellnerin nicht wäre! Und überhaupt: In unserer globalisierten Welt ist es doch gar nicht mehr möglich, alle Völker fein säuberlich getrennt zu halten.“

„Da hast du recht.“ Ravonia hat jetzt ihre Eierschale leergelöffelt und dreht sie im Becher um, sodass es den Anschein hat, als ob sich darin noch ein unberührtes Ei befindet. Christian bewundert dabei ihre schlanken Finger mit den kurzen, gepflegten Fingernägeln.

„Es sind wohl schwierige F-Fragen und Entscheidungen, vor denen die Politik steht“, fährt sie fort. „Die Regierenden müssen abwägen, wieviele neue M-Migranten unser Land in einem bestimmten Zeitraum verkraftet und welche Z-Zuwanderer wir gut gebrauchen können. Und dann muss ja auch noch für ihre Integration gesorgt werden, für Sprachkurse, geeignete Sch-Schulen und Ausbildungsplätze...“

„Ja, das ist so. Aber es geht hier gar nicht in erster Linie um wirtschaftliche Risiken und Chancen. Wir dürfen nie vergessen: Es sind *Menschen* die da kommen, Menschen in Not, die um Hilfe bitten. So weit wir können, sollten wir sie nicht zurückweisen, sondern sie bei uns willkommen heißen. Wenn wir das tun, dann werden wir, glaube ich, die Erfahrung machen, dass sie eine Bereicherung für unser Land sind – die meisten jedenfalls.“

Ein junges Paar nähert sich eng umschlungen dem Café, bleibt unschlüssig stehen und nimmt dann am Nebentisch Platz. Es dauert keine Minute, bis die Chinesin herbeieilt und den beiden je eine Speisekarte aushändigt, natürlich wieder mit einem strahlenden Lächeln.

Obwohl der Platz auf Christians und Ravonias Tisch knapp ist, hat er die „Gaudia-Perpetua“-CD immer noch neben seinem Teller liegen. Sein Blick fällt erneut auf das Coverbild. Er knüpft den Gesprächsfaden da an, wo er bei der Ankunft des Frühstücks abgerissen ist. „„Gaudia Perpetua“ heißt euer Ensemble also, ‚beständige Freuden‘. Ja, das ist tatsächlich so: Musik hört man immer wieder gern, da kriegt man nie genug von.“

„Musik hören – und Musik m-machen“, fügt Ravonia hinzu. „Vor allem B-Barock-Musik, besonders die von Bach. Sie ist schon dreihundert Jahre alt und macht noch immer eine G-Gänsehaut.“

„Für mich hat auch die Welt der Zahlen beständige Freuden zu bieten“, bekennt Christian. „Es gibt so elegante Wege, sie miteinander zu ver-

knüpfen, da tun sich so atemberaubende Entdeckungen auf in der Mathematik...”

„Na und dann erst die wirkliche Welt, die Natur!“, ergänzt Ravonia. „Die B-Bäume und Blumen, all die Farben, die Wolken am Himmel, die v-vielfältigen Landschaften...”

„Du bist ja eine richtige Romantikerin!“

„Jawohl, das bin ich. Ich b-bin sehr gern in der Natur. In meiner Freizeit rudere ich gern. Ich genieße es, wenn dann wunderschöne F-Flusslandschaften an mir vorbeiziehen.“

Christian weiß jetzt, woher Ravonia ihre breiten Schultern und den athletischen Körper hat.

„Und noch was“, fährt Ravonia fort. „Dieses wunderbare Frühstück hier, das ist für mich eine b-besondere Freude. Und dabei denke ich nicht nur an das Essen und die Getränke...” Sie hebt ihr Prosecco-Glas in Richtung Christian und schaut ihn fröhlich aus ihren großen braunen Augen an.

Christian blickt durch seine Nickelbrille hindurch erstaunt und erfreut in diese strahlenden Rehaugen. Seine rechte Hand greift mechanisch zum halbvollen Sektglas, trifft es jedoch nicht richtig, sondern wirft es um. Wie peinlich!

Ravonias Lachgrübchen erscheinen, aber Christian hat nicht den Eindruck, dass sie ihn auslacht. Stattdessen sagt sie: „Das macht nichts!“, richtet sein Glas wieder auf, trocknet die Tischplatte mit Papierservietten und gießt, da die Piccolo-Flasche bereits leer ist, etwas Milch aus dem Kännchen in sein Glas. Jetzt muss auch Christian lachen und prostet Ravonia mit Milch zu. Im Stillen bewundert er ihre entschlossene Art, wie sie mit dem kleinen Missgeschick umgegangen ist und ihm aus der Verlegenheit geholfen hat.

Dann wenden beide ihre Aufmerksamkeit wieder dem Frühstück zu. Christian macht sich ein Croissant mit Schinken zurecht, Ravonia streicht Kräuterquark auf ein halbes Vollkornbrötchen. Das verliebte Paar am Nachbartisch hat sich inzwischen auch für das Schlemmerfrühstück entschieden und teilt diesen Beschluss gerade der chinesischen Kellnerin mit.

Ravonia fragt: „Stammst du eigentlich aus B-Berlin, oder wo ist deine Heimat?“

Christian wundert sich etwas über das altertümliche Wort „Heimat“ und antwortet dann: „Eine richtige Heimat habe ich eigentlich nicht. Ich bin auf einem Dorf groß geworden. Als ich acht Jahre alt wurde, sind meine Eltern bei einem Autounfall tödlich verunglückt.“

„Oh!“ Ravonia macht ein erschrockenes Gesicht und lässt die Tasse sinken, die sie gerade zum Mund führen wollte.

„Ich habe trotzdem Glück gehabt: Ich bin bei sehr guten, lieben Pflegeeltern groß geworden, Freunde meiner Eltern. Es waren fromme Leute, besonders meine Pflegemutter. Sie ist mir ein Vorbild für christliches Leben gewesen, und das ist sie auch heute noch, obwohl sie schon lange tot ist. Im Großen und Ganzen hatte ich eine schöne Jugend, kann ich sagen. Ich hoffe, du auch.“

„D-d-das kann ich nicht gerade sagen. Meine M-Mutter war allein-erziehend. D-das heißt, eigentlich hat sie mich gar nicht erzogen, sie war völlig überfordert. So b-bin auch ich zu Pflegeeltern gekommen, sogar zu m-mehreren, an verschiedenen Orten. Aber ich sch-spreche nicht gern darüber, es war keine schöne Zeit. Wenn da nicht die M-Musiklehrerin gewesen wäre, bei der ich flöten gelernt habe...“

Christian ist mit seinem Schinken-Croissant fertig und macht sich jetzt ein Lachsbrötchen zurecht. Dabei sagt er: „Du hast ja eigentlich nach meiner Heimat gefragt. Bis ich acht wurde, habe ich also mit meinen Eltern auf dem Dorf gelebt. Dann kam ich zu den Pflegeeltern in die

Kleinstadt. Und die sind dann irgendwann mit mir nach Berlin gezogen. Seitdem wohne ich in Berlin. Als meine Heimat würde ich Berlin trotzdem nicht bezeichnen, aber auch nicht das Dorf und die Kleinstadt, wo ich vorher gelebt habe. Eigentlich habe ich gar keine richtige Heimat.“

„Das geht mir g-enauso“, bestätigt Ravonia. „Aber das ist vielleicht nur eine T-Typfrage. Eine Kollegin von mir ist ständig unterwegs auf K-Konzertreisen, und die sagt: ‚Mein Zuhause ist immer da, wo ich meine W-Wäsche zum Trocknen aufhänge.‘“

„Ich empfinde genau umgekehrt“, meint Christian und genießt dabei sein Lachsbrötchen. „Ich fühle mich eigentlich immer auf der Durchreise, obwohl ich schon so lange in Berlin lebe.“ Er verziert die angebissene Brötchenhälfte nachträglich mit etwas Petersilie. „Eigentlich ist das ganze Leben ja eine Reise, mitunter eine ganz schön schwierige.“

Ravonias Rehaugen sind intensiv auf Christian gerichtet, sie sagt aber nichts.

„Tja“, fährt Christian fort, „die Schwierigkeit besteht vor allem darin, dass man an Weggabelungen kommt, wo man sich für eine Richtung entscheiden muss. Das ist allerdings nicht immer so, manche Wege sind vorgegeben wie gestellte Weichen. Dass meine Eltern gestorben sind und ich dann zu guten Pflegeeltern gekommen bin, darauf hatte ich keinen Einfluss. Ich würde sagen: Diese Weiche hat Gott gestellt von seinem unsichtbaren Stellwerk aus. Aber als ich dann Abitur machte und mit der Schule fertig war – an der Weggabel war ich selbst gefordert.“

„Du musstest einen B-Beruf wählen“, stellt Ravonia fest.

„Das auch, aber ich habe noch eine andere Entscheidung getroffen, und ich weiß bis heute nicht, ob die richtig war. Ich bin von meinen Pflegeeltern weggezogen und habe auch keine finanzielle Hilfe von ihnen

angenommen – nicht im Streit, im Gegenteil, wir haben uns immer großartig verstanden. Ich wollte ihnen bloß nicht länger auf der Tasche liegen. Aber sie haben das wohl anders gesehen und fühlten sich keineswegs entlastet, sondern im Gegenteil eher verletzt. Ich weiß aber nicht, was geworden wäre, wenn ich mich anders entschieden hätte, und ich kann das nachträglich auch nicht mehr ausprobieren. Insofern gibt es, glaube ich, gar keine echten Weggabelungen im Leben, sondern nur gestellte Weichen. Der reale Lebensweg läuft ja immer nur in einer Richtung weiter, alle anderen Richtungen bleiben Fiktionen, irreale Möglichkeiten, so wie die imaginären Zahlen, die von der eindimensionalen Zahlengerade abweichen, aber die es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Na ja.“

Ein Motorrad knattert vorüber und erzwingt eine Gesprächspause. Dann erwidert Ravonia: „Das klingt m-merkwürdig. Weißt du, ich sehe mein Leben anders. Das mit der Reise kann ich zwar n-nachvollziehen, aber das mit den Weg-Gabeln und den schwierigen Entscheidungen und so, d-das nicht. Ich stelle mir eher v-vor, ich rudere stromabwärts auf einem schönen Fluss. Ich m-muss eigentlich gar nicht immerzu rudern, ich kann mich auch mal von der Strömung treiben lassen. Selber rudern m-macht aber mehr Spaß, und man hat mehr K-Kontrolle über das Boot.“

„Ein schönes Bild“, meint Christian, „der Lebensweg als Fluss, als Strom. Das erinnert mich an den alten griechischen Philosophen Heraklit und seine Erkenntnis: ‚Alles fließt.‘“

Christian sieht die Mutter mit Kinderwagen, die bereits am Montag hier vorbeibekommen war, und das kleine Mädchen mit dem Laufrad. Wieder winkt das Mädchen, aber diesmal nicht zu Christian hin, sondern zu einer alten Frau, die ihm mit einem Rollator begegnet. Der Rollator ist mit prall gefüllten Einkaufstaschen behängt. Die Mutter ruft dem Mädchen zu, dass es Platz machen soll, damit die Frau gut vorbeikommen kann.

Ravonia bemerkt zu Christians kleinem Ausflug in die antike Philosophie: „Heraklit k-kenne ich nicht. Aber du hast vorhin von G-Gott als Weichensteller gesprochen. Der Vergleich p-passt zu dir. Ich meinerseits stelle mir vor, dass Gott der F-Fluss ist, der mich und mein Ruderboot trägt und der mich zugleich sanft voranbringt. – Weißt du eigentlich, was das B-Besondere beim Rudern ist?“

„Du wirst es mir gleich verraten.“

„Das Besondere ist, dass man rückwärts im Boot sitzt. Ein F-Fußgänger, ein Radfahrer, ein Autofahrer, die schauen alle nach vorn – auf das, was auf sie zukommt. Auch beim P-Paddeln ist das so. Aber der Ruderer blickt zurück – d-dahin, wo er herkommt. Und so ist das auch beim Lebensweg: Wir sehen nur das, was hinter uns liegt; auf das, was vor uns liegt, k-können wir nur ab und zu einen flüchtigen B-Blick werfen. M-manchal werden wir Ruderer überrascht von dem, was da p-plötzlich seitlich in unser Blickfeld tritt. Danach erleben wir, wie es immer k-kleiner wird und irgendwann nicht mehr zu sehen ist. D-das ist auch gut so. Ich bin froh, dass meine K-Kindheit und Jugend schon hinterm Horizont verschwunden sind, das waren keine sch-schönen Zeiten. Aber jetzt habe ich viel F-Freude an meiner Lebensreise, mit meiner M-Musik und mit vielen kleinen Dingen, die überraschend auftauchen. Es vergeht k-kein Tag, wo nicht irgendetwas Neues auftaucht – etwas, das ich n-noch nie erlebt habe. Ich glaube, man macht t-täglich irgendwas zum ersten Mal.“

„Vielleicht auch zum letzten Mal“, wirft Christian ein. „Aber das kann keiner wissen.“

Ravonia legt ihre Stirn in Falten. „Ja, das ist so im Leben. Man m-macht was zum ersten Mal und man macht was zum letzten Mal. Man lernt Leute k-kennen und man nimmt Abschied von Leuten. Das ganze Leben ist wie ein d-dauerndes Geborenwerden und Sterben.“ Ravonia glättet ihre Stirn und zeigt wieder Grübchen. „Aber ich f-freue mich riesig darüber, dass du auf meiner Lebensreise aufgetaucht bist,

und über dieses wunderbare Frühstück, und d-dass man sich mit d-dir über alles so gut unterhalten kann.“

„Meinst du?“

„Ja! Du k-kannst alle möglichen Dinge wunderbar auf den P-Punkt bringen und bist dabei g-ganz entspannt. Und du hast dabei überhaupt nichts R-Raubtierhaftes – wie manche anderen Männer, die ich k-ken-nengelernt habe.“

Ravonia steckt sich eine Weinbeere in den Mund. Christian schaut sie dabei versonnen an. „Das ist nett, dass du das sagst, aber du kennst mich ja kaum. Ich selbst sehe meine Fehler nur allzu deutlich, und das finde ich ziemlich ärgerlich. Zum Beispiel, dass ich Montag nach dem Unfall einfach weggelaufen bin, statt dir zu helfen.“

Ravonia erwidert: „Fehler macht doch jeder. Was meinst du, wie oft ich mich in K-Konzerten schon verspielt habe! Ich f-finde das nicht schlimm. Aus F-Fehlern kann man doch lernen!“

„Aber da gibt es schon Unterschiede“, meint Christian. „Flüchtigkeitsfehler wie ein falscher Ton auf der Flöte oder eine falsche Taste auf dem Klavier, das ist nicht dramatisch, so was passiert immerzu. Aber eine falsche Taste im Stellwerk des Lebens, wenn man eine wichtige Weiche stellen muss... das ist schon was anderes.“

Ravonia denkt scharf nach. „M-Moment mal. Du hast doch eben gesagt, d-dass da jemand anders deine Weichen stellt, von einem unsichtbaren Sch-Stellwerk aus.“

„Mm, da hast du recht“, gibt Christian zu. „Das Bild von der Weiche passt nicht ganz zu dem, was ich eigentlich sagen wollte. Aber wer kann das schon richtig auseinanderhalten – das, was Gott im Stellwerk unseres Leben entscheidet, und das, was wir selbst entscheiden, in eigener Verantwortung? Ich wollte eigentlich nur sagen, dass ich im Rückblick auf viele Entscheidungssituationen denke: Hier hätte ich es besser

machen können, hier hätte ich einen anderen Weg einschlagen sollen. Solche Gedanken quälen mich dann, und sie kommen immer wieder, sie sind lästig wie – Fliegen.“ Christian verscheucht eine Fliege vom Schinken.

Ravonia wendet ein: „Aber der da im Sch-Stellwerk sitzt – meinst du nicht, dass er n-nachsichtig ist, liebevoll und g-gütig? D-dass er unsere Fehler k-korrigieren kann, und Wunden heilen?“

„Oh ja, das weiß ich. Meine Pflegemutter hat mir viel davon erzählt. Sie hat gesagt, dass er ein Arzt ist und dass er alles heil macht. ‚Heiland‘ hat sie ihn genannt. Aber trotzdem wurmen mich meine Fehler kolossal, das kann ich nun mal nicht abstellen.“

„Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, d-dass du mit Entscheidungen nicht gut k-klarkommst. Du bist doch schlau und besonnen! Bestimmt trägst du auch in deinem B-Beruf große Verantwortung. Was m-machst du eigentlich – beruflich, meine ich?“

Da ist sie – die Frage, vor der Christian sich gefürchtet hat.

„Ich bin Privatsekretär bei einer Gräfin“, hört er sich sagen und ärgert sich im selben Augenblick über seine Antwort. Er schaut Ravonia durch seine Nickelbrille unsicher an und nimmt dann seine Aussage zurück: „Nein, ich will ganz ehrlich sein. Ich bin zur Zeit arbeitslos. Aber ich habe eine Stelle in Aussicht als Privatsekretär bei einer alten Dame. Eine Halbtagsstelle, um genau zu sein.“

„Ich habe von Anfang an g-gefühlt, dass du mir nichts vormachen willst“, sagt Ravonia. „Die meisten M-Menschen sind da anders: Sie wollen etwas Großes darstellen, sie g-geben an mit ihren Erfolgen und sind dabei oft unwahrhaftig. Auch ich bin so, da will ich auch ganz ehrlich sein. Ich v-versuche mich immer von meiner besten Seite zu p-präsentieren. Wenn ich zum Beispiel Musik mache, d-dann vertusche ich meine Fehler und hoffe, dass k-keiner was merkt.“

Christian greift den Gedanken auf: „Ja, das steckt wohl in jedem drin, das kenne ich auch. Ich habe ebenfalls lange Zeit versucht, der zu sein, der ich gern sein möchte, aber der ich eigentlich nicht bin. Ich bin daran gescheitert und habe es schließlich aufgegeben. Jetzt möchte ich einfach nur der sein, der ich tatsächlich bin – aber das so gut wie möglich.“

Ravonia leert ihre Kaffeetasse. Dann sagt sie: „Das mit deiner Stelle als P-Privatsekretär, das hört sich interessant an.“

„Mag sein“, fährt Christian fort. „Aber ich will dir auch dies ganz klar sagen: Ich bin nicht der, für den du mich vielleicht hältst, der alles gut im Griff hat, der alles souverän meistert. Im Gegenteil: Ich habe nach dem Abitur hintereinander drei Studienfächer in Angriff genommen und alle drei abgebrochen, ich habe keinen Berufsabschluss, weder einen akademischen noch sonst überhaupt einen. Ich habe mich nach der Universität mit verschiedenen Jobs über Wasser gehalten, und so ist das bis heute. Ich kriege einfach nichts auf die Reihe.“

„Das heißt aber nicht, d-dass das auch in Zukunft so bleiben muss“, versucht Ravonia zu trösten.

„In Zukunft – was bedeutet das schon? Die Zukunft gibt es doch eigentlich gar nicht. Wenn die Zukunft da ist, dann ist sie keine Zukunft mehr, sondern dann hat sie sich in Gegenwart verwandelt, und nur einen Augenblick später ist sie schon Vergangenheit.“

Ravonia schaut Christian verwirrt an. Dann sagt sie: „Ja, du hast recht, die G-Gegenwart ist das Wichtigste – der eine Augenblick, in dem wir gerade leben, mit all seinen k-kleinen und großen Freuden, oder auch K-Kümmernissen. Ich w-wollte nur sagen, dass sich deine Situation ändern kann, und dass du auch d-damit rechnen solltest. Man muss ja nicht den B-Ballast der Vergangenheit immer weiter mit sich rumschleppen, man kann doch jeden Tag neu anfangen. Wenn es mit der Stelle als Privatsekretär k-klappt – gut! Und wenn es nicht klappt –

auch gut! Du hast in jedem F-Fall Zeit zu überlegen: Was macht mir Freude, was kann ich gut, und womit kann ich auch anderen eine F-Freude machen? Dann wirst du b-bestimmt noch den Beruf finden, der für dich richtig ist. Bei mir ist es die Musik, die macht mir Spaß und mit der kann ich mich am b-besten ausdrücken. Musik ist ja die Sch-Sprache der Seele – g-ganz ohne Worte. Ich kann damit anderen etwas mitteilen oder auch Selbstgespräche führen. Du d-deinerseits kannst gut reden und gut erklären, das habe ich schon g-gemerkt: wie du das mit den M-Migranten erläutert hast, und wie du von diesen Dings – , diesen irregulären Zahlen sprichst...”

„...den imaginären Zahlen.“

„Genau. Ich verstehe das zwar nicht alles, aber es macht Spaß, dir dabei zuzuhören, es k-klingt interessant. Du bist eigentlich der geborene L-Lehrer. Hast du schon mal daran gedacht, Lehrer zu werden? Lehrer werden doch d-dringend gesucht!“

„Ich glaube nicht, dass das das Richtige für mich ist“, wendet Christian ein. „Ich glaube nicht, dass ich mich vor einer Klasse wilder Schüler behaupten könnte. Ich käme mir vor wie ein Dompteur, der keine Ahnung vom Domptieren hat.“

„Es muss ja keine ganze K-Klasse sein“, meint Ravonia. „Es werden auch N-Nachhilfelehrer gebraucht für kleine Gruppen oder einzelne Schüler. Ich kann mir vorstellen, dass du da viel G-Gutes bewirken könntest und dass dir das auch Spaß machen würde...”

Während Ravonia derart Ermutigendes redet, schaut Christian sie intensiv an. Er sieht ihren schlanken Hals, ihre Flöten-Lippen, ihre wohlgeformte Nase, ihre dunkelbraunen Augen und ihr Pflaster auf der Stirn. Beide sind jetzt so aufeinander fokussiert, dass sie nicht merken, wie sich eine Joggerin nähert.

5.2

Claudia joggt. Klient hat abgesagt. Kleine Auszeit.

Sportuhr läuft. Puls einhundert.

Kurz zum Café Lattke. Ob Christian da ist? Ziemlich unwahrscheinlich. Trotzdem: Hinjoggen schadet nicht.

Puls einhundertzehn.

War ein Reinfall gestern bei „Trick 17“. Falsche Fährte. Suche abgeschlossen? Kontaktaufnahme nicht möglich? Vielleicht jetzt, bei Lattke! Aber unwahrscheinlich.

Puls einhundertzwanzig.

Noch fünfzig Meter bis Lattke.

Puls einhundertdreißig.

Einige Außentische besetzt. Tempo halten!

Puls einhundertvierzig.

Da – Christian! Genau sein Gesicht!

Puls einhundertfünfzig.

Frau sitzt ihm gegenüber. Vielleicht Schwester? Quatsch! Christian hat keine Schwester. Vielleicht Arbeitskollegin? Frau hat französischen Zopf, wie Flötistin gestern.

Puls einhundertsechzig.

Christian strahlt Frau verliebt an. Wohl doch keine Arbeitskollegin.

Die beiden ansprechen? Keine gute Idee. Forget it. Einfach weiterjoggen.

Mensch denkt, Gott lenkt. Mensch dachte, Gott lachte.

5.3

Am Abend lässt Christian Pinchowski diesen bemerkenswerten Tag noch einmal im Geist an sich vorüberziehen. Er hat gerade Ravonias CD gehört und sich dabei vorgestellt, wie ihre Lippen die Querflöte anblasen. Die glasklar perlenden, temperamentvoll gespielten Tonfolgen haben ihn stark beeindruckt.

Als Christian und Ravonia sich nach dem Frühstück verabschiedeten, hatte Ravonia sich herzlich bedankt und Christian zu ihrem nächsten Konzert eingeladen. Dann sagte sie: „Wir Musiker sind nach dem K-Konzert immer noch ein bisschen zusammen. Wenn du willst, kannst du mit dabei sein; ich l-lade dich ein.“ Christian hat zugesagt – hoch erfreut, dass er sie bald wiedersehen kann.

Christian macht sich Gedanken, wie es weitergehen soll. Einerseits ist seine Bekanntschaft mit Ravonia noch völlig unverbindlich. Andererseits spürt er, dass er vor einer bedeutsamen Weggabelung steht – möglicherweise der bedeutsamsten seines Lebens. Einerseits sehnt er sich danach, dass aus der Bekanntschaft eine ernsthafte Beziehung wird – so ernsthaft, dass er Ravonia eines Tages fragen kann: „Willst du meine Frau werden?“ Andererseits ist er realistisch genug, um wahrzunehmen, dass er und Ravonia zwei ziemlich verschiedene Menschen sind. Einerseits hat er es sehr genossen, mit ihr zu reden. Andererseits haben die Gespräche ans Licht gebracht, dass Ravonia ganz andere Interessen hat als er. Sie ist mit Leib und Seele Musikerin; er mag einfach nur Musik hören und hat kein tieferes Verständnis für die Kunst der Töne.

Er denkt und redet gern mathematisch; sie ist davon zwar beeindruckt, kann aber nur mit Mühe folgen. Sie rudert, fährt Rad und ist offenbar recht sportlich; er geht einfach nur gern spazieren. Er ist vernunftbetont und neigt zum Grübeln; sie ist ein emotionaler Typ und handelt aus dem Bauch heraus. Könnte da ein gemeinsames Leben überhaupt gelingen? Wo sein Herz ja sagt, sagt sein Verstand nein. Müsste ein gemeinsamer Weg nicht früher oder später an ihrer Verschiedenheit scheitern? Wo sein Verstand ja sagt, sagt sein Herz nein. Immerhin scheint auch Ravonia einen kindlichen Glauben zu haben – genau die Art von Glauben, die er nach dem abgebrochenen Studium bei sich selbst gefunden hat.

Gestern Abend hat Christian ein neues Zutrauen zum Beten bekommen, daran will er nun anknüpfen. Er kniet sich vor sein Bett und bittet Gott mit dem alten vertrauten Psalmwort, das ihm bei seiner Konfirmation mitgegeben wurde: „Weise mir, Herr, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit.“ Danach legt er sich hin, wälzt sich noch eine Weile von einer Seite auf die andere und schläft dann ein.

Mitten in der Nacht schwitzt Christian stark und nimmt einen merkwürdigen Geruch wahr. Es riecht wie nach Bratkartoffeln, nur viel strenger. Er öffnet die Augen und stellt erschrocken fest, dass sein ganzes Zimmer brennt: der Schreibtisch, der Esstisch, die Stühle, das Bücherregal, die Kochzeile und sogar der Feuerwehr-Kalender an der Wohnungstür. In panischer Hast rennt Christian zum Fenster, reißt es auf und springt hinaus.

Beim Hinausspringen denkt er: Was tust du da? Was bist du bloß für ein Idiot! Springst aus dem Fenster und machst dir dabei überhaupt nicht klar, dass du im fünften Stock wohnst! Angstvoll kneift er die Augen zusammen und wartet auf den Aufprall im Hof. Wie lange wird er fallen? Fünf Stockwerke mal vier Meter sind 20 Meter; die Erdbeschleunigung kann mit 10 Metern pro Quadratsekunde veranschlagt werden; das Quadrat der Fallzeit gleicht der Fallhöhe geteilt durch die

halbe Erdbeschleunigung, also 20 geteilt durch zehn Halbe, macht vier; das ergibt eine Fallzeit von zwei Sekunden, durch den Luftwiderstand etwas mehr. Da müsste er doch eigentlich längst aufgeschlagen sein.

Vielleicht, denkt Christian, nimmt man Zeit anders wahr, wenn man in die Tiefe stürzt. Vielleicht dehnt sie sich dann im menschlichen Bewusstsein aus. Wenn man fünf Minuten an der Supermarktkasse warten muss, dann kommt einem das ja auch viel länger vor, als wenn man fünf Minuten lang in einem spannenden Buch liest. Vielleicht verändert sich das Zeitbewusstsein bei einem solchen Sturz besonders extrem, vielleicht kommen einem da zwei Sekunden wie zwei Minuten vor, oder noch länger. Christian war ja vorher noch nie aus einem Fenster gesprungen und hat demzufolge keine Erfahrung damit.

Der Fallende muss an eine Kurzgeschichte von Friedrich Dürrenmatt denken, die er vor vielen Jahren mal gelesen hat. „Der Tunnel“ heißt sie. Da fährt jemand mit der Eisenbahn in einen Tunnel hinein, der gar nicht mehr aufhört. Die Strecke führt immer steiler nach unten, sodass der Zug schließlich fast lotrecht in die Tiefe stürzt. Mit einem Aufprall muss zwar jeden Augenblick gerechnet werden, aber die Geschichte endet, bevor es dazu kommt.

Christian hört eine wundervolle Flötenmusik neben sich. Er öffnet die Augen und blickt in Richtung der Töne. Da sieht er Ravonia neben sich fallen und Flöte spielen. Ihre großen braunen Augen schauen ihn dabei freundlich an. Ihr französischer Zopf wird vom Fallwind nach oben gepustet. Auf dem Rücken trägt sie den weinroten City-Rucksack. Der geht plötzlich auf, ein Fallschirm schießt heraus, öffnet sich und bewirkt dann mit einem Ruck, dass die Frau, die er liebt, über ihm zurückbleibt, während er selbst weiter fällt.

Christian stürzt nun an mehreren Balkons vorbei. Sie sind schwach beleuchtet, und es befinden sich dort Menschen, die er kennt.

Auf dem ersten steht die junge Chinesin mit den orangen Fingernägeln. Sie trägt ein voll beladenes Tablett und grinst enorm.

Auf dem nächsten Balkon sieht Christian das junge Paar aus Hamburg, er mit der Irokesen-Frisur und dem geflochtenen Bart, sie mit den pinkgrünen Stoppelhaaren. Sie machen finstere Gesichter und drohen ihm mit einem zusammengerollten Transparent.

Der nächste Balkon hat einen Blumenkasten ohne Blumen. Der Croupier vom Spielkasino harkt mit seinem Rechen die Erde darin. Es ist aber gar keine Erde, sondern es sind unzählige bunte Jetons.

Auf dem nächsten Balkon sitzt Gräfin von Beventhien in einem Rollstuhl, ihr weißes Häkeltuch um die Schultern. Sie winkt Christian zu und lächelt ihn mit ihren dezent geschminkten Lippen an. Das gedämpfte Licht lässt ihr weißes Haar besonders bläulich erscheinen.

Auf dem nächsten Balkon geht Herr Hummel aufgeregt zappelig hin und her. Der kleine dicke Versicherungsagent hält dabei ein Handy ans Ohr und malt mit der freien Hand riesige Quadrate in die Luft.

Auf dem nächsten Balkon erscheint Roger. Er zündet sich gerade eine Zigarette an, und zwar an einem Bündel brennender Banknoten.

Auf dem nächsten Balkon trägt der Obst- und Gemüsehändler Jalal mit vergnügtem Gesicht eine riesige Weintraube.

Auf dem nächsten Balkon steht ein kleiner Mann mit kariertem Jackett und dunkler Krawatte, daneben eine etwas größere Frau im braunen Kostüm mit schwarzer Kappe. Beide halten gemeinsam ein Buch hoch mit grellbuntem Titelbild und der Aufschrift: „Die globale Verschwörung“.

Auf dem nächsten Balkon sieht Christian Frau Dr. Schierwitz-Danne-mann. Die grauhaarige Demoskopin hat eine Pfanne voll verkohlter Bratkartoffeln in der Hand und sieht dabei unglücklich aus.

Der dicke alte Mann auf dem nächsten Balkon ist mit seiner weinroten Schürze unschwer als der Wirt vom Café Lattke zu erkennen. Um den Bauch trägt er eine stattliche lederne Geldtasche, und ein Wischtuch-Zipfel hängt aus seiner Schürze.

Auf dem nächsten Balkon befinden sich Frau Kleinmoser und der Filialleiter der Buchhandlung, in der Christian gearbeitet hat. Die Frau im roten Kostüm und der alte Mann sitzen auf hohen Bücherstapeln wie auf Barhockern.

Der untersetzte Mann mit Glatze auf dem nächsten Balkon gibt sich durch sein breites Grinsen als Horst Henker zu erkennen.

Auf dem nächsten Balkon befindet sich inmitten von Bücherstapeln ein abgewetzter Ledersessel, in dem sich ein hagerer alter Mann mit welligem Haar räkelt. Christian erkennt seinen Philosophie-Professor wieder.

Ebenfalls inmitten von Bücherstapeln steht auf dem nächsten Balkon ein junger Mann. Es handelt sich um den neutestamentlichen Dozenten an der Humboldt-Universität.

Auf dem nächsten Balkon sieht Christian seine Schulkameradin Claudia Papenburg in einem Liegestuhl. Er staunt, was für ungewöhnlich lange Beine sie hat.

Auf dem nächsten Balkon stehen Frank und Ilse Bodenstein, Frank im hellen Sakko, Ilse in einem Sommerkleid mit Blumenmuster. Sie streckt beide Arme nach Christian aus und blickt ihn wehmütig an.

Auf dem nächsten Balkon streitet sich ein Ehepaar. Bei näherem Hinsehen erkennt Christian seine Eltern Karl und Sabine Pinchowski. Der Anblick erschreckt ihn so sehr, dass er seine Augen wieder fest zusammenkneift.

Und dann kommt der Aufprall.

Eigentlich ist es gar kein richtiger Aufprall, sondern eine sanfte Landung. Christian spürt, dass er auf einer weichen Unterlage liegt.

Dann öffnet er die Augen und muss blinzeln, so hell ist es um ihn herum. Er ist jetzt ganz wach. Ein bärtiger junger Mann in Weiß beugt sich über ihn. Christian bekommt ein panisches Gefühl. Trotzdem kann er seinen Blick nicht abwenden, sondern starrt diese Person wie gebannt an – offensichtlich ein Arzt! Er hat unnatürlich helle Haut und weiße Haare – sehr ungewöhnlich für einen jungen Mann. Das Weiß seiner Haare und seiner Kleidung strahlt so hell, als leuchte es von sich aus.

Jetzt stützt sich der Mann mit seinen Händen auf Christians Liege und blickt ihn direkt an. Christian nimmt wahr, dass er zwei dicke Narben hat, an jedem Handgelenk eine. Der Arzt sagt: „Christian!“ Da merkt Christian: das ist nicht irgendein Arzt, sondern das ist *der* Arzt, der eine wahre Heilmacher, der Heiland.

„Christian!“, wiederholt der junge Mann und fragt dann: „Was hast du mit deinem Leben gemacht?“

Christian öffnet seinen Mund und will etwas antworten, aber es kommt zunächst kein Ton heraus. „Wenig“, haucht er dann, „zu wenig.“

„Genau“, bestätigt die Lichtgestalt. „Du bist sehr intelligent und mit vielfachen Begabungen ausgestattet. Aber du hast nicht wirklich etwas Vernünftiges daraus gemacht.“

„So ist es“, gibt Christian zu. Er kann nun wieder klar denken und sprechen. „Ich habe meine Gaben brach liegen lassen. Ich habe nichts Hilfreiches zum Weltgeschehen beigetragen. Ich bin immer wieder weggelaufen, wo ich hätte bleiben sollen. Ich hatte zwar genug Angst, um das offensichtlich Böse zu meiden, aber ich hatte nicht genug Mut, das nachhaltig Gute zu wagen. Ja, das ist es: Ich habe zwar wenig Böses getan, aber viel Gutes versäumt. Und vor allem: Ich habe zwar vieles

gelernt, aber ich habe nicht richtig lieben gelernt. Ich bin viel Liebe schuldig geblieben.“

„Du hast praktisch alles versemmt“, bestätigt der Mann in Weiß.

„So ist es“, sagt Christian. „Aber nun ist es zu spät. Nun ist alles aus.“

„Du irrst“, widerspricht der Heiland. „Du darfst nicht vergessen, dass ich alles heil mache. Deine Fehler zählen hier nicht mehr, nur das Gute, das du trotz allem fertiggebracht hast, auch wenn es dir noch so kümmerlich vorkommt. Und wo du selbst die Weichen falsch gestellt hast in deinem Leben – ich habe dafür gesorgt, dass sie trotzdem richtig gestellt waren. Ich habe alles erledigt, was dazu nötig war, es ist alles vollbracht. Darum ist jetzt keineswegs alles aus, sondern jetzt fängt es erst richtig an – das Leben.“

Christian spürt, wie ihn die Panik verlässt und sich ein tiefer Friede über ihn ausbreitet. Der Heiland erhebt sich, ergreift ihn bei der Hand und sagt: „Wir beide gehören doch zusammen, Christian, und das wird auch so bleiben. Komm, steh auf und folge mir!“

Mit diesen Worten zieht er Christian hoch und führt ihn zu einer kleinen Tür. „Komm mit zu den wirklich beständigen Freuden“, ermuntert er ihn und öffnet die enge Pforte. „Willkommen zu Hause!“, fügt er hinzu und geleitet Christian in den Raum nebenan, in dem es noch viel heller ist.

Sabbat

6.0

Am folgenden Tag wird der Kriminalkommissar Torsten Becker damit beauftragt, den tödlichen Sturz einer männlichen Person aus dem Fenster einer Dachwohnung aufzuklären. Ein paar Tage später wird er in seinem Abschlussbericht unter anderem folgende Sätze schreiben:

„Die Ermittlungen haben ergeben, dass der Sturz nicht durch äußere Einwirkungen verursacht wurde. Es gibt auch keinerlei Anhaltspunkte für ein Fremdverschulden. Andererseits fehlt jeder Hinweis auf eine Selbsttötungsabsicht. Die Vernehmungen des vormaligen Pflegevaters von Christian P. sowie auch seines Hausarztes haben übereinstimmend ergeben, dass der Verunfallte schon von Kindheit an eine krankhafte Neigung zum Somnambulismus (Schlafwandeln) zeigte (s. beigelegte Protokolle der Zeugenvernehmung). So ist der Sturz aus dem Fenster mit hoher Wahrscheinlichkeit dadurch verursacht worden, dass Christian P. aufgrund eines Albtraums im Schlaf aus dem Bett stieg, das Fenster öffnete und hinausfiel. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass es sich um einen Unglücksfall handelt, der von niemandem absichtlich herbeigeführt wurde.“

Epilog

*Warum es so viel Leiden,
so kurzes Glück nur gibt?
Warum denn immer scheiden,
wo wir so sehr geliebt?
So manches Aug gebrochen
und mancher Mund nun stumm,
der erst noch hold gesprochen:
du armes Herz, warum?*

*Dass nicht vergessen werde,
was man so gern vergisst:
dass diese arme Erde
nicht unsre Heimat ist.
Es hat der Herr uns allen,
die wir auf ihn getauft,
in Zions goldnen Hallen
ein Heimatrecht erkauf.*

Eleonore Fürstin Reuß 1857

